This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

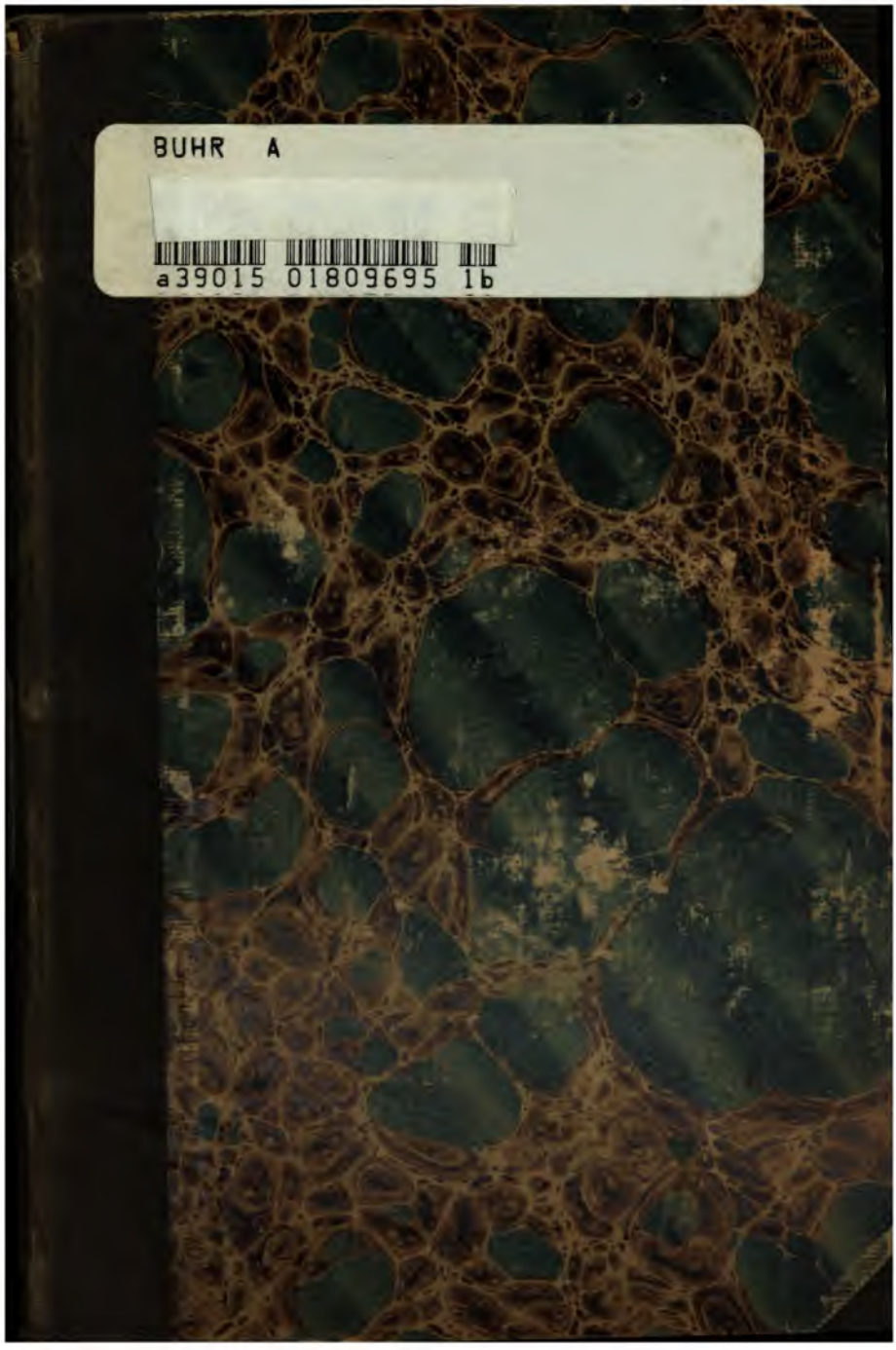
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


BUHR A
a39015 01809695 1b

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

D.D
801
.B45
S85
1864

Wanderungen

im bayerischen Gebirge

37434

von

Ludwig Steub.

Zweite vermehrte Auflage.

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Was Ursprung und Zweck dieser Wanderungen, hat der Verfasser bereits im Vorwort zur ersten Auflage angegeben und es ist kaum nothwendig, hier wieder darauf zurückzukommen. Er hat daher jetzt nichts anderes zu bemerken, als daß die älteren Abschnitte (I—XI.) allenthalben Zusätze und Ergänzungen erhalten haben und daß die beiden letzten neu hinzugekommen sind.

Dankend für die Freundlichkeit, mit der die erste Auflage hingenommen wurde, entläßt er auch diese zweite mit angenehmen Hoffnungen und wünscht ihr überall einen wohlwollenden Empfang.

München, im Juli 1864.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Was Ursprung und Zweck dieser Wanderungen, hat der Verfasser bereits im Vorwort zur ersten Auflage angegeben und es ist kaum nothwendig, hier wieder darauf zurückzukommen. Er hat daher jetzt nichts anderes zu bemerken, als daß die älteren Abschnitte (I—XI.) allenthalben Zusätze und Ergänzungen erhalten haben und daß die beiden letzten neu hinzugekommen sind.

Dankend für die Freundlichkeit, mit der die erste Auflage hingenommen wurde, entläßt er auch diese zweite mit angenehmen Hoffnungen und wünscht ihr überall einen wohlwollenden Empfang.

München, im Juli 1864.

Inhalt.

		Seite
I.	Von München nach Reichenhall	1
II.	Der Chiemsee und Seebruck	51
III.	Das Bauerntheater in Seebruck	75
IV.	Seon	94
V.	Audorf, Falkenstein und der Petersberg	123
VI.	Von Brannenburg über das Arzmoos nach Bayerisch-Zell	145
VII.	Von Bayerisch-Zell an den Spitzingsee	160
VIII.	Der Irschenberg	189
IX.	Benedictbeuern und die Carmina burana	202
X.	Das landwirthschaftliche Fest zu Starenberg	215
XI.	Im Thal der Würm	226
XII.	Kiefersfelden und seine dramatischen Schmiede	243
XIII.	Zum Tatzelwurm	277

I.

Von München nach Reichenhall.

Nachdem man doch einmal einigen Fleiß auf die Sache verwendet hat, ist das Gelüsten von Zeit zu Zeit wieder nachzusehen, alte, liebe Orte abermals zu besuchen, den ländlichen Freunden neuerdings die Hand zu schütteln, nachträglich ergänzende Notizen zu sammeln und den neuesten Bestand mit dem früher beschriebenen zu vergleichen — dieses Gelüsten, sag' ich, ist zur Sommerszeit ein angenehmer Stachel aus der Stadt zu gehen und glücklicher Weltvergessenheit im nahen Gebirge obzuliegen. Hinterdrein regt sich dann auch der Wunsch, das Gesehene und Gehörte reinlich niederzuschreiben und wohlwollenden Lesern darzulegen, woraus denn solche Schilderungen hervorgehen, wie die hier folgenden, deren erste eine kurze Wanderung von München nach Reichenhall besprechen, vielmehr sporadische Bemerkungen darüber mittheilen soll. Ueber den Weg bis Holzkirchen ist übrigens nicht viel neues beizubringen, doch darf Deisenhofen, das Dorf, welches am Ende des langen Grünwalder Forstes liegt, jetzt nicht mehr mit Stillschweigen übergangen werden, denn seit dem Herbste 1861, wo dieses Büchleins erste Auflage vorbereitet wurde, ist ja in dem unscheinbaren Oertchen ein Phänomen an's Licht

getreten, welches ein Pilgerziel für Tausende, ein Gegenstand der Unterhaltung für Hunderttausende geworden. Wer da als Reisender noch so ruhig am Wagenfenster saß und vielleicht gar nicht auf Beobachtungen ausging, dem mußte an dieser Station doch auffallen, welch' große Menschenhaufen ausstiegen und frohen Muthes den Weg nach dem bescheidenen Dörflein einschlugen, welches unter Obstbäumen halb verborgen in dem nächsten Thälchen liegt. Hier lebte nämlich damals noch Frau Amalie Hoheneſter, aus dem berühmten Geschlechte der Nonnenmacher, welches in den Annalen der vormärzlichen Strafrechtspflege so oft genannt wird. Sie hatte wohl auch einmal den Spruch gehört, daß immer hunderttausend Gulden auf der Gasse lägen, wenn man sie nur aufzuheben wüßte, und hielt sich für gescheidt genug, um wenigstens den Versuch zu wagen. Und siehe da! anfangs sehr leise, aber bald ganz laut und immer lauter verbreitete sich der Ruf, zu Deisenhofen sei eine natürliche Heilkünstlerin erstanden und habe bereits mehrere Kranke, unter andern einen vornehmen Grafen, den die Aerzte schon aufgegeben, vom Tode errettet. Nun begann der Zug der Leidenden von nah und fern und das Dörfchen und das Wirthshaus zu Ober-Haching, das am nächsten lag, früher beide so still, wurden nachgerade sehr lebendig und wimmelten von Menschen jeder Art. Die Doctorbäuerin, so wurde sie bald genannt, war in aller Leute Munde. Ihre Mittel schienen übrigens sehr einfach zu sein; sie pflegte ganze Körbe voll kräftiger Wiesenkräuter in großen Waschkesseln zu sieden und daraus verschiedene Tränke zu bereiten. Sehr angenehm war es für die Leidenden, daß sie nicht nach Deisenhofen zu reisen brauchten, denn Amalie erkannte ihre Krankheit schon aus einem bischen

Flüssigkeit, das man ihr von fern her zugeschickt. Nachdem sie scharf durch das Gläschen geschaut, wußte sie immer anzugeben, ob der Patient eine Pfarrersköchin oder ein Stellwagenkutscher, ob er eine rothe Nase oder einen Kropf habe. Am meisten Vertrauen gewann dies Wesen bei der hohen Aristocratie und bei den Bauern, in welch' beiden Ständen noch immer am meisten Vorzeit steckt. Der gebildete Mittelstand lächelte und hielt sich ferne. Amalie ging bald auch in die Literatur über. Es erschien ein Schriftchen von einem Gläubigen, das ihre Methode rechtfertigte, mehrere aber, die gegen dieselbe polemisirten. Auch die Gerichte hatten viel mit ihr zu thun und verurtheilten sie zu verschiedenen Malen, ohne daß sich ihr Ruf vermindert hätte. Einmal bei einer Verhandlung gestand sie zu, daß sie nach den Vorschriften „ägyptischer" Bücher heile, welche sich seit Jahrhunderten in ihrer Familie erhalten. Vor anderthalb Jahren erhob sich aber die Wunderthäterin mit ihrem ganzen Hauswesen und verließ das obscure Deisenhofen und erkaufte mit ihrem redlich erworbenen Vermögen das Bad Maria-Brunn bei Dachau, wo sie jetzt als „Badbesitzerin" lebt und öfter in den Zeitungen von sich Meldung macht. Aber, ach, wie vergeßlich ist die Welt! — so viel noch vor zwei Jahren von der Doctorbäurin gesprochen wurde, so gehört sie doch jetzt schon bald zu den gefallenen und verschollenen Größen.

Beim schönen Markt Holzkirchen wollen wir aber doch auch des großen Brands gedenken, der im März 1861 diesen Ort betraf, und bei dem sich Herr Assessor Brockard von Miesbach durch seine energische Leitung so hervorgethan hat, hart kämpfend freilich mit dem Umstande, daß auf dieser trockenen Hochebene nicht einmal ein Bächlein seine Wellen

zur Hilfe bietet, vielmehr in dem Flecken nur ein einziger erheblicher Brunnen ſich findet, den vor Jahrhunderten ein Abt von Tegernſee hat graben laſſen.' Das Waſſer wurde bei dieſer Feuersnoth in aller Eile auf der Eiſenbahn von München herbeigeführt. Hier herum in der Nachbarſchaft, ein paar Stunden vom Gebirge, deſſen blaue Häupter faſt in alle Fenſter ſchauen, finden ſich Dörfer, die jahraus jahrein, wie die Venetianer, von der Dachtraufe leben, welche ſie in großen Ciſternen ſammeln.

Vagen, uraltes agilolfingiſches Vagen, jenſeits der Mangfall, mit den ſchönen Häuſern in dem reichen Obſtbaumſchatten, an dem dunkeln Höhenzug, wo noch der hellgrüne Buchenwald die Stelle bezeichnet, auf welcher einſt die weite Burg geprangt — mancherlei hab' ich in den letzten Monden über deine alte Ritterſchaft in Kürze nachgeleſen, ohne daß mein Geiſt jedoch zur Ruhe gekommen wäre. Es weiß zwar jetzt faſt jeder Schriftgelehrter, daß die Vagana zu den fünf edelſten Hausweſen der Bojoarier gehört haben, weil ſie als ſolche in den früheſten Geſetzen dieſes Volks genannt ſind und gewiſſermaßen die Standesherren in der älteſten Verfaſſungsurkunde Bojoariens bilden — aber wie ſie zu dieſer Ehre gekommen, iſt faſt noch ſo räthſelhaft als zuvor. Doch meinen die meiſten, jene fünf Familien ſeien alte Gaukönigsgeſchlechter geweſen, die der neue Glanz der Agilolfinger in den Schatten gedrängt und zu Landſaſſen herabgewürdigt habe. Zu hoffen iſt, daß unſer Felix Dahn, wenn er in ſeinen „Königen der Germanen" endlich auch auf die Bojoarier gekommen, dieſen alten Streit entſcheiden und hinfüro den Zeitverderb der Forſcher abſchneiden werde. Wie reich aber wären die Germanen doch an unabhängigen Fürſtengeſchlechtern, wenn

die Mediatisirungen nicht schon in so frühen Jahrhunderten, in der Wiege unserer Geschichte begonnen, wenn die uralten Häuser sich erhalten, und die jüngeren jene Selbständigkeit, die sie in den zahllosen Landestheilungen errungen, niemals wieder verloren hätten? Leicht ein Tausend edler Herrscher könnte heutiges Tags über Deutschland walten, alle gerecht und beharrlich, alle bemüht, ihre Völklein einig, mächtig, groß zu machen, und dabei unsterblich zu werden! Ist es nicht fast schmerzlich, daß wir uns jetzt mit zwei- oder dreiunddreißig begnügen müssen, da, wo ehemals solcher Reichthum, solche Fülle, solcher Ueberfluß gewesen!

Mit einem wehmüthigen Scheideblick auf die verschwundene Königspfalz fährt man weiter, und geräth bald an ein neues Gebäude, ausgezeichnet durch eine Stattlichkeit, wie sie das alte Schloß der Vagana vielleicht nie gezeigt. Es ist aber keine Hofburg, sondern eine Fabrik, gehört nicht den Gaukönigen an der Mangfall, sondern den hoffnungsreichen Actionären in der Stadt; es gehen von da keine Mandate, Edicte, Leges aus, sondern Soda, Schwefelsäure, Guano und andere nützliche Erzeugnisse der chemischen Kunst. Aus diesem Hause mag in der That ein reicher Segen über die bayerische Landwirthschaft träufeln, wenn sie einmal ihre Augen noch schärfer als jetzt der Anstalt „auf dem Heufelde" zuwendet, wo einst in mythischen Zeiten Herzog Theodo der Große von Bayern den noch größeren Dietrich von Bern auf's Haupt geschlagen, was immer noch durch keine Gedenktafel der Vergeßlichkeit der Mitwelt entzogen ist. Ein schönes Frescogemälde dieser Befreiungsschlacht, an der Vorderseite des edlen Baues schicklich angebracht, würde allerdings jenen Zweck nicht minder gut erreichen und zugleich ein Beispiel

ſein, wie leicht ſich auch jetzo wieder auf der bayeriſchen Heide, wie im alten Nürnberg, Kunſt und Induſtrie begegnen.

Roſenheim, das freundliche und ſchöne, blüht wirklich auf wie eine junge Roſe. Ein mächtiger, ſtolzer Bahnhof iſt der eigentliche Gärtner und Begießer dieſer vielverſprechenden Pflanze. An ſeinem Tiſch iſt offene Tafel für die halbe Welt. Hier erſcheint der neugeborne Italiener, um ſich unter uns Barbaren etwas auszupuſten von ſeinem jungen Glück, hier kehrt der franzöſiſche Apoſtel zu, der den öſtlichen Völkern unterm Druck jene Freiheit bringen will, wie ſie ſich der Cäſar an der Seine denkt, hier der treue, edle Magyare, wenn er aus Liebe zum hiſtoriſchen Recht nach Plon-Plon wallfahrtet. Es iſt da in der That ein Menſchengewühl, wie auf dem Boulevard von Sebaſtopol, im Sommer noch vermehrt durch Hunderte von Alpenfahrern und „Reiſendinnen," welche bewundernd den erhabenen Wendelſtein anſtarren, der über dem lauten Leben ſein Haupt gar ſtill in den Himmel hebt. Selbſt der große Venediger entgeht dem trunkenen Auge nicht, obwohl er, weiß von ewigem Schnee, tief drinnen im fernen Pinzgau ſteht. Auf allen Seiten bauen ſie auch neue Häuſer auf, und der Flecken iſt ſchon längſt eine Stadt geworden, obgleich er ſich trotz Ringmauern und Thoren nicht ſo heißen darf. Einſtens ſoll ihm der vorvergangene Monarch freiwillig den höhern Titel angetragen, aber die Bürger dieſen mit Ehrfurcht abgelehnt haben — jetzo, da ſie von berechtigtem Selbſtgefühl gehoben, ſich ihn aus eigenem Antrieb ausgebeten, hat ihr Flehen keine Gewährung mehr gefunden. So zeigt ſich auch an den Roſenheimern, wie wahr unſer Liebling ſingt: Was du von der Minute ausgeſchlagen, gibt keine Ewigkeit zurück!

In dem Bahnhofe zu Roſenheim findet man übrigens ein neues Beiſpiel, wie ſchwer uns beſcheidenen Altbayern der Glaube fällt, daß aus uns und unſern Schöpfungen je etwas großes werden könne. Auch dort legte nämlich der Meiſter die Erfriſchungshalle nicht geräumiger an als die Herrenſtüblein, die er etwa zu Neubeuern oder zu Reut im Winkel geſehen hatte. Wenn nun aber jetzt in dieſen ſchönen Tagen die Züge von München, von Wien, von Innsbruck zuſammentreffen, die Touriſten von den Säulen des Hercules, von den britanniſchen Inſeln, von den rhipäiſchen Gebirgen, von Colchis, vom Nil und vom Aetna, ſo ſtürzen ſich — gelinde geſagt — fünfzig bis ſechzig Perſonen an den kleinen ſchmalen Schenktiſch und verlangen zu trinken. Innerhalb ſteht aber nur eine dicke Samaritanerin, die ſich nicht zu helfen weiß. Mittlerweile fangen die Reiſenden, welche ſechs, ſieben Mann hoch übereinander drängen, zu kreiſchen und zu ſchelten an. Die Glücklichen in der vorderſten Reihe, welche ihr Bierglas und ihre Wurſtſuppe errungen haben, beſchütten, indem ſie ſich wieder herauswinden, die übrigen, die noch warten. Die Ungeduld und der Lärm werden immer größer. Die Madame, oder wie wir ſie nennen wollen, verliert die Faſſung. „Jetzt ſchreien ſ' wieder alle z'ſamm, jetzt verſteht man gar nichts mehr," ruft ſie in ſolchen ſchweren Augenblicken und legt die Hände verzweifelnd in den Schooß. Derweilen wird wieder zum Zug gerufen, und die Mehrzahl zieht ſchimpfend, aber ungelabt von dannen. „Das iſt eine ungeſchickte Einrichtung," ſagte kopfſchüttelnd ein Sachſe, der neben mir ſtand. Leicht zufrieden, wie wir ſind, plaidirte ich für mein Vaterland, bezog mich auf die Schwäche der menſchlichen Natur und die Unerreichbarkeit des Ideals, worauf

aber jener: „Ne, mein Beſter, das Ideal iſt ſchon erreicht.— kommen Sie nur auf unſern Bahnhof zu Rieſa —. dort iſt eine lange Tafel mit hinreichenden Leuten aufgeſtellt, und wenn hundert zu trinken begehren, ſind ſie in drei Minuten bedient!“ Ich fühlte mich belehrt, wußte aber doch nicht recht, wie man in das kurze Zimmer jene lange Tafel ſtellen ſollte.

(Mittlerweile hat die Erfriſchungshalle eine bedeutende Erweiterung erfahren, ſo daß ſie allerdings mit den Herrenſtüblein zu Neubeuern oder Reut im Winkel nicht mehr verglichen werden kann. Aber der Schenktiſch iſt noch ungefähr derſelbe, und wenn die Züge von München, Wien und Innsbruck zuſammentreffen, ſo iſt auch das Wirrſal noch ungefähr das nämliche — wird auch ſchwerlich geringer werden, wenn nicht, wie zu Rieſa, lange Tafeln und hinreichende Leute aufgeſtellt werden.)

Nichtsdeſtoweniger blüht in Roſenheim mannigfacher Kunſtfleiß, ſowie ein reges Beſtreben, der Menſchheit wohlthätig und ſich ſelber nützlich zu werden. Die große Saline und das kräftige Mineralbad ſind ſchon ſo bekannt, daß wir ſie nicht weiter hervorzuheben brauchen. Auch die bedeutende Waſſerkraft verſpricht dem Ort ein dauerndes Gedeihen. Jetzt ſchon beſteht eine Pulvermühle, eine Kunſtmühle und eine Maſchinenfabrik mit Hammerwerk und Schleife, welche von den Gebrüdern Beilhack vor ſechs Jahren erbaut worden iſt. Faſt ohne Geld, zumeiſt mit Gottvertrauen und zwei Arbeitern begannen ſie das Geſchäft, haben aber jetzt ſchon von den letztern achtzig, erfreuen ſich des ehrenvollſten Leumunds, und kommen ihnen von allen Seiten Beſtellungen zu. Es iſt dieſes Brüderpaar ein anmuthiges Bild jener beſcheidenen Tüchtigkeit,

die man unter den Baiwaren so häufig findet, die aber oft, unbekannt und unbeachtet, im Schweiß des Angesichts selbst um mäßigen Erfolg zu ringen hat, weil sie sich nicht auf den Puff versteht.

Denkwürdig ist auch das schöne Unternehmen, welches die Rosenheimer vor wenigen Jahren mit vereinten Kräften ausgeführt haben. Sonst in allem genügsam, waren sie doch nicht mehr recht zufrieden mit der Geschichte des eigenen Vatermarkts, d. h. mit den Schriften, die bisher darüber erschienen sind; denn auch Landrichter Klöckls sonst unverwerfliches Büchlein dünkte ihnen veraltet und der wachsenden Bedeutung des Orts nicht mehr entsprechend. Je tiefer jedoch die Bürgerschaft diesen Uebelstand empfand, desto emsiger sann sie nach, wie ihm etwa abzuhelfen wäre, und so verfiel sie bald auf den Gedanken, sich ihre Geschichte selber und mit den Mitteln der neueren Wissenschaft schreiben zu lassen. Mit Vergnügen gab die gebildete Kreisregierung dem Vorhaben und der „Ergötzlichkeit," welche Rosenheim dafür bestimmen wollte, ihre Genehmigung. So beriefen sie denn mit ehrenvoller Einladung einen jungen Geschichtschreiber aus der Hauptstadt, Herrn Otto Titan von Hefner, und als dieser bereitwillig erschienen war („ein Historiker auf der Stör," könnte man nach bayerischer Mundart sagen), so schlossen sie ihm alle ihre Schriftenschätze und Urkunden auf und ermunterten ihn zum Werk. Und so entstand das anziehende Bild ihrer Gefahren, ihres Muths und ihrer patriotischen Hingebung, ihrer Frömmigkeit und ihres menschlichen Sinnes, der sich in wohlthätigen Stiftungen ergoß, auch ihrer Freudigkeit und ihrer Feste, ihrer Rechte und löblichen Privilegien. Nicht minder wird in dem Buch der Römerzeit gedacht,

wo das nahe Westerndorf (Pons Oeni), wie seine Scherbenfelder noch jetzt bezeugen, in der Verfertigung von Vasen groß, ja ein vindelicisches Cäre oder Vulci gewesen. Ferner wird neben manchen andern Dingen, welche wir hier übergehen müssen, auch Handel und Wandel und die eigenthümliche Schifffahrt auf dem Inn besprochen, auf dem mächtigen Sprossen des hohen Rhätiens, der einst in Bayern ein eigentlicher Brod- und Weinstrom war, indem er das Getreide in's Gebirge, und, da sich noch nicht jeder Durst im braunen Bier ertränken mochte, die rothen Feuertropfen aus Ungarn und aus Wälschland unserm biedern Volk zum Genuß herbeiführte. Seine Wogen gehen an vielen schönen Städten und vielen schönen Frauen vorüber, welch letzteres zwar auch in Rosenheim, jedoch noch mehr im tirolischen Innthal und weiter hinab gegen Passau und selbst bis Linz mit Vergnügen bemerkt wird. Es ist Schade, daß dieses Gewässer, dem es nicht an malerischen Ufern fehlt, die Dampfboote, die man ihm auflegen wollte, keineswegs ertragen hat, so daß jetzt nur zeitenweis noch ein schweres Schleppschiff sich durch seine Wellen mühsam heraufarbeitet.

Ehemals bot es aber selbst den höchsten Potentaten eine erwünschte Fahrgelegenheit. So landeten z. B. im Jahre 1765 Kaiser Joseph II. und seine Gemahlin mit dem ganzen Hofstaat zu Rosenheim, um Mittag zu halten, wobei jedoch durch ausdrücklichen Befehl des Landesherrn jede „öffentliche Demonstration" verboten war. Auch Maximilian Emmanuel, der abenteuerliche Kurfürst, stieg immer mit seinem Leibschiffmeister Hans Rieder zu Rosenheim ein, wenn er auf Heldenthaten gen Ungarland und nach Belgrad fuhr. Jetzt gehen wohl noch manche Fahr-

zeuge den Strom hinunter, auch manche Schiffszüge hinauf, von ſtarken Roſſen gezogen, von waghalſigen Männern geleitet; doch iſt auf dem Hufſchlag (Leinpfad) ſchon lange nicht mehr das alte Leben, welches jetzt auch in der Zeit der Eiſenbahnen kaum wieder erſtehen wird. Die nautiſche Sprache der Innſchiffer hat ſich übrigens ſeit älteſten Zeiten ganz für ſich und aus beſtem deutſchen Holz gebildet. Man hätte es zwar nicht denken ſollen, daß ſchon ſo bald, nachdem die deutſchen Regierungen unſere Flotte verſchachert und uns zum Erſatz die Spielhöllen wieder geſchenkt, von einer durch Privatconcerte, Strohlotterien u. ſ. w. zu errichtenden und allenfalls ſpäter durch den noch lebenden Hannibal Fiſcher zu verſteigernden Seemacht die Rede ſein würde; allein da es jetzt doch ſo gekommen, ſo wollen wir puriſtiſche Flottenfreunde gleichwohl aufmerkſam machen, daß man auf dem Inn den Capitano Seßſtaller und das Admiralſchiff die Hohenau heißt, ſo wie auch, daß noch manche andere Ausdrücke hier zu finden wären, die man ſelbſt im Jahdebuſen oder auf der Oſtſee mit Nutzen verwenden könnte.

Im Allgemeinen ſind Roſenheims Bürger mit dem Bild ihrer Thaten und Leiden, welches Otto Titan von Heſner vor ihnen aufgerollt, zufrieden und finden den mit Holzſchnitten reich verzierten Spiegel nicht nur getreu, ſondern ſogar ein wenig ſchmeichelhaft. Es thun ſich in dem Heimathsort Adelzreiters nur einzelne hervor, bei denen die Kritik an der Hand der Bildung, welche maſſenhaft hereindrängt, ſchon ſo ſcharf geworden, daß ſie laut behaupten, die Geſchichte von Roſenheim würde ſich ganz anders ausnehmen, wenn man ſie gleich einem Ranke oder Schloſſer übertragen hätte. An unſern Erneſt Geiß, an

unſern Siegert ſcheinen ſie nicht zu denken, und es iſt dieß nur ein neues Zeichen, wie tief, trotz des angeblichen Particularismus, die Ausländerei ſchon bei uns eingedrungen iſt.

Prien, das freundliche Dorf, von Forſt und Hügeln ſchön umgürtet, gewährt reizende Spaziergänge durch Wald und Heide. Viele lockt der nahe Ratzinger Berg, eine von jenen mäßigen Höhen, welche ſich wie der Peißen-, der Tauben-, der Irſchen-, der Hochberg als ein grünes Polſter in die Ebene hineinlegen und mit einer großartigen Anſicht der Alpen zugleich auch einen reizenden und weithintragenden Blick über die Seeen, die Wälder und Felder des flachen Landes gewähren. Gar nicht weit vom Orte trifft man auch die uralte Kirche von St. Salvator, wo nach dem Volksglauben die wanderluſtigen Untersberger Männlein zuweilen nächtlichen Gottesdienſt halten. Dort erquicken auch zwei neue Römerheilige das unbefangene Auge, von Herrn Echter, einem Schüler Kaulbachs, gemalt, Sebaſtian, der Peſtabwender, und Florian, der ſchützende Held in Feuersnoth. In Endorf, der letzten Station vor Prien, haben die Landleute ſogar ihre ganze Kirche im mittelalterlichen Styl renoviren laſſen. Es iſt erfreulich, daß die Münchener Kunſt ihre Fäden immer mehr über das flache Land hinſpinnt, und daß die Bauern in ihrem wachſenden Wohlſtand derſelben gern entgegenkommen. Die meiſten unſerer Dorfkirchen befinden ſich durch die ſcheuslichen Beſtrebungen der beiden letztvergangenen Jahrhunderte in einem Zuſtand, daß ein äſthetiſcher Sinn ſie nur mit Wehmuth, wenn nicht mit Widerwillen, betrachten kann. Und leider ſind die Kirchen der Städte nicht viel beſſer daran. Es iſt eine gute Einrichtung, daß Diſſonanzen, falſche Zeichnung und ſchlechte Arbeit in den plaſtiſchen

Künſten den Menſchen nicht ſo raſch aufſprengen und in die Flucht treiben, wie die Diſſonanzen, falſchen Accorde und ſchlechte Ausführung in der Muſik, denn ſonſt wäre es faſt unmöglich, den Zudrang der Gläubigen in unſern Gotteshäuſern nur halbwegs zu erklären. Wollen wir hoffen, daß die edlern Geſtalten, die jetzt allmälig an die Stelle der verzerrteſten Figuren treten, auch das Gemüth des Landvolks heben und veredeln. Wenn ſo ein unbezähmbarer Dachauer Raufer, der trotz der früher adminiſtrirten Prügel, trotz Gefängnißſtrafe und Wirthshausverbot von ſeinem volksthümlichen Sonntagsvergnügen nicht laſſen will, wenn ein ſolcher den feinen Leib des heiligen Sebaſtian von Echter beſchaut, ſo könnte ihm vielleicht doch einmal der Gedanke kommen, wie ſündhaft es ſei, das ſchöne Ebenbild Gottes in beſoffener Rohheit um Aug' und Ohr und Naſe zu bringen, ihm die Finger zu zerbrechen und Arm oder Bein abzuſchlagen.

Der Bahnhof zu Prien hat übrigens eine etwas ſchalkhafte Natur, vor der wir warnen zu dürfen glauben. Freundlich laſſen die Leiter des Zugs die harmloſen Fremdlinge ausſteigen und rufen ihnen traulich zu: Erquicket und labet euch! Mitunter aber ſetzt ſich ohne ein Zeichen, einen Ruf oder Pfiff die Maſchine plötzlich in Bewegung, und enteilt mit dem Zug, noch lange verfolgt von den Wehrufen und Verwünſchungen derer, die ſie zurücklaſſen. Wer erinnert ſich nicht an den melancholiſchen Fall, als am 12. Mai 1861 auch zwei angeſehene Herren aus Tirol zur Stelle waren, ein geiſtlicher und ein weltlicher, vielleicht gar ein Reichsrath, welche ſich in die nächſte Nähe zerſtreut hatten, und plötzlich mit peinlichſter Ueberraſchung die Locomotive ohne allen Abſchiedsgruß davonjagen ſahen.

Der eine Herr, der weltliche, ſprang zwar noch auf Leben und Tod in einen Packwagen hinein, der andere, der geiſtliche, welcher von ſeinen beiden Beinen weder das linke noch das rechte riskiren wollte, blieb zurück, machte noch eine ſprechende Gebärde, und begab ſich dann, aufrecht erhalten durch die Tröſtungen der Philoſophie, in's Wirthshaus, wo er nicht weniger von der Freundlichkeit der Bedienung, als von der Bildung der dort verſammelten Honoratioren überraſcht war. Theilnahmsvoll ſagten ihm die Eingebornen, daß ſie an den Anblick Zurückgebliebener ſchon gewöhnt ſeien, da dieſes unabwendbare Mißgeſchick nicht gar ſelten hereinbreche. Und auch am 23. Juli ſo eben, als ich in dritter Klaſſe fuhr, da ich wie Herzog Ludwig zu Giengen „unter meinem Volk" ſein wollte, und vor der geſchloſſenen Wagenthüre ſtand, ging der Zug urplötzlich unter meinen Händen durch, ſo daß der nächſtgelegene Conducteur nicht einmal die Thüre mehr öffnen, ſondern mir nur zuſchreien konnte, mich zu retten wie ich könne. Worauf ich denn nachlaufend noch zufällig ein anderes Pförtchen offen und dort auch den beſagten Conducteur wieder fand, welcher mir auf die Bemerkung, daß ich mich dießmal über ſolche Manier gleichwohl beſchweren werde, den freundlichen Rath ertheilte: ich ſolle lieber der Vorſehung danken, daß ich nach allem dieſem noch meine geraden Glieder habe. Wünſchenswerth wäre es aber gleichwohl, daß eine Methode erdacht würde, um künftig auch auf der Station zu Prien (nach einigen, aber wenigen der Hauptſitz der alten Horaziſchen Breuni oder der Breonenſer) eine halbe Minute vor Abgang ein Warnungszeichen zu geben — eine Rückſicht, welche, wenn auch nicht die Einheimiſchen, ſo doch die fremden Reiſenden zu verdienen ſcheinen. Auf-

fallend iſt es immerhin, daß unſere Oberconducteure, obgleich die wenigſten ſtudirt haben, doch nicht praktiſcher ſind. Manchmal ſcheint dieſer Zug zwar auch noch höher hinaufzuſteigen, wie man denn bei der großen Eröffnungsfahrt nach Wien im Jahre 1861 zwar eine vollſtändige Sammlung der wichtigſten Bureaukraten, Diplomaten und Poſtbeamten hinunterſchickte, dafür aber die berühmten Pfleger der Wiſſenſchaft, die Münchener Mitglieder der Wiener Akademie, die öſterreichiſchen Künſtler, die mit Celebrität in München leben, und andere literariſche Männer, die im Nachbarlande ſehr gut bekannt ſind, in Vergeſſenheit ließ, während man ihre Namen, wenn man ſie nicht ſelber wußte, bei gebildeten Leuten leicht hätte erfragen können. Bei ſolchen Gelegenheiten fühlt man noch heut zu Tage ſehr kräftig, daß wir in einem agricolen Lande leben, und daß die aus dem Nährſtande hervorgehende Bureaukratie oder wenigſtens ein ziemlicher Theil derſelben, unſre „höhern Güter," wie Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, immer noch als Dinge betrachtet, welche in's alte ächte Bayerland gar nicht herein gehören. Es iſt daher Pflicht, ſtätig darauf hinzudeuten, daß die Repräſentation einer Hauptſtadt nicht in einem lebendigen Auszug aus dem Staatshandbuche beſteht, ſondern eher aus jenen Leuten, welche ſich unabhängig davon einen Namen erworben haben. Wie ein gebildeter Fremder, der nach München kommt, zuerſt nicht nach unſern Bezirksgerichts-Acten, Regierungsblättern und Verordnungsſammlungen fragt, ſondern nach Kunſtſchätzen, Ateliers, Theater, Concerten u. ſ. w., ſo wird man auch, wenn man in andern Städten derlei Feſtzüge muſtert, zunächſt nicht nach dem Regiſtrator B**, nach dem Secretär W**, nach dem Aſſeſſor X**, auch nicht, wenn ſie ſonſt nichts weiter ſind,

nach dem Collegialrath Y** und dem Director Z** sich erkundigen, sondern nach Künstlern, Gelehrten, Dichtern u. s. w. Das wollen aber jene Leutchen nicht begreifen, weil sie immer glauben, daß die ganze Welt sich nur um ihren Angel dreht.

Während wir aber so dahinrollen, wo Hohenaschau, die alte Feste, so nahe, könnte uns der verstorbene Archivar von Huschberg, wenn er noch lebte und mit uns führe, eine schöne Historie von Pankraz von Freiberg erzählen, welche ich neulich in seiner Geschichte der Grafen von Ortenburg gelesen und nun statt seiner vortragen werde.

Die Freiberger, ursprünglich aus Graubünden und nach den waghalsigen Genealogen des sechzehnten Jahrhunderts sogar von einem der Curiatier, welche mit den Horatiern kämpften, stammend, hatten schon im vierzehnten Jahrhundert jene Burg erheirathet und lebten dort mehrere Menschenalter still und gemüthlich dahin. Aber in den Zeiten der Kirchenverbesserung kam eine Unruhe unter das Geschlecht und es erhob sich allmälig viel Redens von ihm. Gern erzählen die Geschichtschreiber jener Tage, was namentlich Pankraz von Freiberg zu Hohenaschau und Wildenwart für ein mannlicher Held gewesen. Pankraz von Freiberg, sagt z. B. Wiguleus von Hund, sein körniger Zeitgenosse, im bayerischen Stammenbuch, hat etlich ehrlich Züg gethan nach der Provintz in Franckreich oder Delphinat und Italiam, mit Herrn Caspar von Fraunsperg, der jhn lieb gehabt und ein Schwester verheyrathen wöllen, so hernach erblindet. War Pfleger zu Aybling Anno 1546 oder 1547, darnach Hertzog Albrechts Cammerrath zu München; nach demselben Hofmarschalk, davon er letztlich widerwertiger Religion halber mit etwas Ungnaden

wider haimbkommen. Ein geſchickter, ernſtlicher, fleißiger und arbeitſamer Mann, der außerhalb der Religion ſeinem Herren und dem Hof ſonſt wol angeſtanden. Diſer kaufft von Wolfen Hofer die Herrſchafft Wildenwart — — — Item er hat an Aſchaw vil gebawt, auch zu beyden Herrſchafften vil kaufft und daran gebeſſert, biß jhn das Podagra, daß er vil Jar gehabt, Anno 1565 gar hingericht.

Aber, obwohl Pankraz von Freiberg ein ſo mannlicher Held geweſen,*) ſo wäre ihm doch eines Tages der Muth bald ganz verfallen. Der gefährliche Hang zum Bücherleſen, deſſen ſich doch jetzt der gemeine Landadel aus Fürſichtigkeit zumeiſt entſchlagen, dieſer Hang hatte nämlich Pankrazen unvermerkt, aber immer tiefer in die Ketzerei hineingeführt. Nun begab es ſich im Jahre 1564, daß Herzog Albrecht alle ſeine Räthe und adelichen Landherrn nach München berief, um über die Neugeſinnten, den Grafen Joachim von Ortenburg und ſeine Freunde, darunter auch den Herrn von Freiberg, ein Urtheil zu ſprechen. Dieſen wollte aber bedünken, als wenn dasſelbe nicht blos beſchwerlich, ſondern etwa auch für Freiheit und Leben hinderlich werden könnte. Pankraz, der ſelbiger Zeit als ein Gaſt zu München war, erhielt überdieß eine namenloſe Mahnung, ſich ohne Verzug in Sicherheit zu bringen.

*) Daß er auch mit den Alten wohl vertraut war, zeigen die Namen, die er ſeinen Söhnen gab, wie Alexander, Veſpaſianus, Julius, Octavianus. Neben dieſen claſſiſchen liebte der bayeriſche Adel damaliger Zeit auch noch die Namen der deutſchen Heldenſage, wie Wolfdietrich, Wigalois (Wiguleus), Parcifal, Triſtram, Gramoſlantz, und für die Frauen Meluſine, Sigaun, Iſolde u. ſ. w. — ein Zeichen, daß die alten Mähren noch wohl bekannt und beliebt waren.

Er eilte heimlich und allein nach Aſchau, aber ein Bote des Herzogs erreichte ihn noch, als er ſchon faſt zu Hauſe war, und lud ihn gen Hof. Er würde, ließ er ängſtlich ſagen, ſeiner herzoglichen Gnaden demnächſt zu Dienſten ſein. Als er nun einritt in ſeine Burg, zerſtört und voll Gram und Schmerz, lief ihm, wie der Pfleger von Markwartſtein berichtet, „ſein Dienſtpueb mit abgeblöstem Haubt und gezogenen Khnien entgegen und hieß ſeinen gnädigen Herrn gottwillkumm, worauf dieſer aber mit zährenden Augen geantwurtet: Setz auf, mein Herrlichkeit iſt aus und der deinen gleich! worüber der Pueb nicht wenig erſtaunte.“ In der Nacht aber verließ Pankraz die Burg und ging mit ſeinen beiden Söhnen flüchtig in den Sacheranger Urwald, wogegen ſeine wackre Hausfrau der Dinge gewärtig auf dem Schloſſe blieb. Unverzüglich aber erſchien ein neuer Bote, der wiederholte Ladung und die Zuſage freien Geleites brachte. Alſo ritt Pankraz auf dieſes hin gen München. Dort traf er ſeine Freunde Hieronymus von Seiboldsdorf, Hans Chriſtoph von Baumgarten, Mathias Pelkofen und Wolf Dietrich zu Marelrain, den Reformator von Miesbach, welche alle gleich ihm ihres Glaubens halber citirt waren. Graf Joachim zu Ortenburg, wegen deſſen eigentlich die Verſammlung ausgeſchrieben war, erſchien jedoch nicht, hatte vielmehr eine Freiſtätte bei dem Pfalzgrafen zu Neuburg gefunden. Pankraz von Freiberg aber ſprach treu und muthig für den abweſenden Freund und führte unerſchrocken ſeine Vertheidigung. Auch hatte er einen Vertrauten zu München, der ihm viele geheime Botſchaften mitgetheilt, und man hätte gar gerne erfahren, wer denn dieſer Heimliche ſei. Aber ſelbſt als der Herzog immer tiefer in ihn dringen ließ und die

Nennung jenes Namens gebieterisch forderte, gab der Freiberger dennoch zur Antwort: Er thue es nicht und wenn's an's Leben ginge; besser ehrlich gestorben, als unehrlich gelebt. Da ließ man ihn und begann seine Treue hoch zu achten. Diese glänzende Versammlung der bayerischen Landherrn löste sich damals ohne erheblichen Verdruß. Alle die Angeschuldigten erhielten vom Herzog die Bewilligung zur Ausübung der evangelischen Religion, und sie mußten sich nur verpflichten, nichts feindliches gegen die Landeskirche zu unternehmen. Später nahm man sie allerdings etwas schärfer her, und zuletzt hörte bekanntlich die Duldung, die man in der Noth der Zeiten gewährt hatte, wieder gänzlich auf.

Indem wir nun auch, obwohl in einiger Entfernung, an dem Schloß von Markwartstein vorüberfahren, will ich nicht verschweigen, wie es mir mit dem dortigen Schullehrer ergangen, als wir jüngst beim Abendtrunk einander gegenüber saßen. Damals war nämlich die Rede von jener alten Burg und ich hätte gerne vernommen, was etwa noch von der alten Mähre, die um sie spielt, im Volke sich erhalten habe. Der Lehrer behauptete nun, das Volk sei in diesem Stück ganz gut unterrichtet, worauf ich freudig bat, mir die umlaufende Fassung der Sage mitzutheilen. Hierauf schmunzelte er und meinte etwas listig, es wäre ihm wohl lieber, wenn ich vorausginge und zuerst erzählte, wie mir die Geschichte berichtet sei. In meiner Gutmüthigkeit ließ ich mich auch darauf ein und trug vor, wie der leichtsinnige Herr Markwart von Markwartstein (so steht's nämlich in den boischen Monumenten*) das

*) Siehe Bayerisches Hochland S. 308.

leichtſinnige Fräulein Adelheid von Frontenhauſen entführte und ſie zu einem Weibe nahm, und wie im dritten Monat ſeiner Flitterwochen die beiden Söhne einer vornehmen Wittwe, mit welcher er früher zuſammengehalten, den Ritter, ihrer Mutter zur Rache, im Walde ermordeten, und dieſer dann ſterbend ſeiner jungen Gattin auftrug, St. Margarethen zu Ehren das Kloſter Baumburg zu gründen. — Als ich aber geendet, wurde der Schullehrer ganz lachend und rief: Da fehlt's bedeutend, lieber Herr, und die Hauptſtücke ſind grundfalſch! — Was! ſagte ich, grundfalſch? es iſt ja die alte Erzählung. — Ja, wer wird ſich denn, ſprach der Gegner, um ſolche alte Erzählungen kümmern? da gibt es ja eine viel neuere und beſſere! (Ich war ganz auseinander, da ich nun noch beweiſen ſollte, daß die alte Erzählung, die der Mönch des zwölften Jahrhunderts ſchriftlich hinterlaſſen, verläſſiger ſei, als die neuen, was ich aber gar nicht unternahm). Nu, und wie lautet denn die neuere und beſſere? fragte ich ärgerlich. Was, rief der Schullehrer, die kennen Sie nicht? (Jetzt hätte ich die auch wieder kennen ſollen!) Nein, ſagte ich aufgebracht, bei den Gebeinen der ſchönen Adelheid, ich kenne ſie nicht! Nun gut, ſprach der Lehrer mit dem ruhigen Ausdruck literariſcher Ueberlegenheit, wenn Sie ſie nicht kennen, hier will ich ſie Ihnen zeigen und mittheilen. Indem er ſo redete, nahm er aber ſeine Brieftaſche heraus, öffnete ſie und enthob derſelben eine nicht gar alte Nummer des Traunſteiner Wochenblattes. In dieſer war nun wirklich eine Romanze zu leſen, welche die Sage von Markwart und Adelheiden in zierliche Reime gebracht. Der ländliche Dichter hat ſich aber mit eigenthümlicher Freiheit herausgenommen, die Söhne der vornehmen Wittwe auch zu

Markwarts Söhnen zu machen, und Adelheid ſtiftet ſtatt des Kloſters Baumburg die weithin geſehene und weltbekannte Schnappenkapelle, welche hoch oben am Hochgern dicht über Markwartſtein noch heutiges Tages zu finden iſt. Ich las und las und nachdem ich geleſen, ſchüttelte ich bedenklich das Haupt. Dieſer ſonſt gute Poet, ſagte ich endlich, entzieht ja dem Kloſter Baumburg ſeinen glorreichen Urſprung und octroirt denſelben der Schnappenkapelle! — Ei was! ſagte der Lehrer, für uns Markwartſteiner iſt's jedenfalls viel intereſſanter, wenn die ſchöne Adelheid die Schnappenkapelle gründet — was geht uns denn das Kloſter Baumburg an? iſt ſo längſt aufgehoben. — Und die Söhne der Wittwe, rügte ich ferner, ſind hier ja Vatermörder geworden! — Das gefällt mir auch viel beſſer, ſagte der ſchreckliche Lehrer, wenn die Söhne ihren Vater umbringen; das iſt viel poetiſcher! — Mit einem Wort, meine Reden fielen alle zu Boden und es gelang mir nicht, den Pädagogen an ſeiner Traunſteiner Romanze irre zu machen. Er aber verbreitet ſie nunmehr weiter unter ſeine Schulkinder und dieſe tragen ſie wieder in's älterliche Haus und in wenigen Jahren wiſſen es die Landleute gar nicht mehr anders, als daß Frau Adelheid die Schnappenkapelle geſtiftet und Herr Markwart von ſeinen eigenen Söhnen den Tod erlitten habe. Die Traunſteiner Dichter und alle übrigen mögen aber aus dieſer Geſchichte lernen, was für Wirrniß und Unheil entſtehen kann, wenn ſie die alten Sagen, welche mit der größten Treue und Ehrerbietung behandelt ſein wollen, noch auszuſchmücken und zu verſchönern trachten. Zur Entſchuldigung unſers landsmänniſchen Poeten kann man höchſtens anführen, daß auch Eduard Duller, als er denſelben

Stoff in eine Ballade ſchlug, wenigſtens in Betreff der Söhne ſchon auf jene neue Wendung verfallen iſt.

Traunſtein, die ſchöne Land- und Salinenſtadt, kränkelt ein bischen, und geſteht es im Vertrauen auch gern ein, daß ihr die Eiſenbahn mehr genommen als gegeben habe. Früher, als dieſe von München nur bis hieher reichte, ſehr beſucht und geräuſchvoll, iſt der Ort nunmehr ziemlich leer und ſtille geworden. Lediglich der ſchöne Weg über Inzell, der von anderer Seite nicht angegriffen werden kann, zieht noch manche wohlunterrichtete Fremde durch das Städtchen, während der große Haufe, ohne umzuſehen, nach Reichenhall oder Salzburg weiter rollt. Vielleicht erweiſen wir den Bewohnern Traunſteins, wo ſo viel Freundlichkeit und auch unter den Herren Beamten ungewöhnliche Eintracht herrſcht, einen Gefallen, wenn wir erinnern, daß ſie nach dem furchtbaren Brand, der die Stadt 1851 in Aſche legte, auf einen großartigen Fremdenbeſuch gerechnet und ſich darnach eingerichtet haben. Gleichwohl iſt das Städtchen leider in den wenigen Jahren ſeit ſeiner Wiedererſtehung auswärts nicht bekannt und berühmt genug geworden, um jetzt auf ſeinen Lorbeeren ausruhen zu können. Es wäre aber in der That Schade, wenn dieſe eleganten und doch billigen Gaſthöfe, die nicht bloß beſcheidenen Anforderungen genügen, aus der Erinnerung des Publikums entſchwinden würden. Wer nur auf Landaufenthalt bei guter Verpflegung, auf eine einfache Badecur ausgeht, wie z. B. mein alter freiſinniger Freund Herr W. Sch., weiland Juwelier in der Weinſtraße, der wird ſich hier gar leicht behaglicher fühlen, als in dem Gedränge des theuern Reichenhall. (Bei einer ſpätern Anweſenheit bemerkten mir die Traunſteiner, ſie kränkelten gar nicht und ließen ſich vielmehr

dem Publikum beſtens empfehlen. Sie ſeien noch ebenſo beſucht, wie früher, aber mehr von ſtillen, innigen, poetiſchen Seelen, gerade ſolchen, denen ihr Weichbild früher zu geräuſchvoll geweſen. Auch gibt man ſich noch immer einige Mühe, das Städtchen recht comfortabel zu machen und in letzterer Zeit hat man ſogar an Errichtung eines Leſezimmers gedacht, was einen bedeutenden Aufſchwung des Traunſteiner Eſprits kennzeichnet. Ein Leſezimmer beſtand nämlich bisher nicht, weil die Exhalationen der Salzwäſſer eine geiſtige Genügſamkeit verbreiten, welche an den Münchner Localblättchen, der Illuſtrirten Zeitung und dem Klabderadatſch ihre vollkommene Befriedigung fand und Mittheilungen über Andres, was in den literariſchen Kreiſen ſich regt, durch eine glückliche Intuition zu erſetzen wußte. Alſo geſchah es, daß über ſechzig Beamten, unter welchen auch viele Gebildete, trotz jener Entbehrung ganz behaglich dahin lebten, während man doch in Tölz, Fürſtenfeldbruck und an andern kleineren Orten ſchon vor langen Jahren ſo weit gekommen war, daß man den Fremden an den vielen Regentagen, die ſich einfinden, auch einige von jenen äſthetiſchen Journalen reichen konnte, an welche ſie ſich in Ländern, die ſich mehr auf Schöngeiſterei verlegen, gewöhnt haben mochten.)

Der Hochberg bei Traunſtein, nur etwa tauſend Fuß über dem Thal erhaben, auch ſehr leicht zu beſteigen, iſt bisher noch kaum beſprochen worden, verdient aber endlich eine Erwähnung wegen ſeiner unermeßlichen und doch ſo bequem zu genießenden Rundſicht. Sie geht weit hinein in's Salzkammergut und bis an den Böhmerwald und über die bayeriſche Ebene hinaus, hinaus in die ungeheure Ferne, bis wo Wald und Heide mit dem Himmel ver-

ſchwimmen. Der Chiemſee liegt in ganzer Mächtigkeit zu Füßen ausgebreitet; leider daß keine weißen Segel die blaue Fluth durchſtreichen, daß vielmehr das große Gewäſſer ſo leblos und ſo öde iſt.

Adelholzen, das freundliche Bad, will ich nicht erwähnen, ohne zugleich an die Bäder zu Roſenheim und zu Aibling zu erinnern. Obwohl an den letztern Orten ſchon die Gemahlinnen franzöſiſcher Geſandten und die Vertreter auswärtiger Potentaten Herberge genommen, ſo rechnen dieſe drei Anſtalten doch hauptſächlich auf die bürgerlichen Landeskinder. An ihren Mittagstiſchen erſchallen die reinſten Klänge der ehrwürdigen bayeriſchen Mundart von München, Moosburg, Landshut und Ingolſtadt, wie ſie ſchon in der Schlacht bei Gamelsdorf geſprochen wurde. Die „Neueſten Nachrichten" aus der Hauptſtadt mit ihren Todesfällen, Anſtellungen, Beförderungen u. ſ. w. beherrſchen das Geſpräch. Man kritiſirt hier lieber das Rindfleiſch und den Kartoffelſalat als die neuen Leiſtungen in der bayeriſchen Geſchichte. Die Preiſe ſind billig, das Eſſen vaterländiſch. Das deutlichſte Streben nach bürgerlicher Eleganz ſcheint Herr Beutling zu Aibling an den Tag zu legen, welcher Unterſtützung verdient, da er das Anweſen vor kurzem ſehr hoch übernommen. Dort iſt auch, nebenbei geſagt, ein „Hôtel Duſchel" erſtanden, gewiß ein ſehr reinliches und freundliches Wirthshaus, aber wozu denn dieſe moderne franzöſiſche Etiquette in dem uralten, altbayeriſchen Aibling, wo ſich ſelbſt die Würdenträger durch die Einfachheit ihrer Manieren auszeichnen? Warum gibt man denn jetzt überhaupt in unſerm Deutſchland die poetiſchen alten Wappenthiere, den goldenen Löwen, den ſchwarzen Adler, den rothen Ochſen u. ſ. w., warum

gibt man dieſe Schilder, die durch Jahrhunderte unwandelbar hergehalten, hochmüthig auf und beſcheert uns dafür die höchſt unintereſſanten Namen glücklicher Wirthsſöhne oder ſpeculativer Oberkellner? Warum müſſen wir nunmehr die Hôtel Bauer, Müller, Fiſcher, Mayer, Maulik unſerm Gedächtniß einprägen, um oft in wenigen Jahren zu erfahren, daß an die Stelle des erſten Niemand ſchon wieder ein zweiter oder dritter getreten? Fudge! O kehret doch, ihr ehrgeizigen Leute mit der Serviette unter dem Arm, o kehret lieber zu unſern hiſtoriſchen Beſtien zurück, die uns viel congenialer ſind als eure eingebildete Wichtigkeit!

Wie niedlich und ſchön es am Mieſenbach iſt, will ich eigentlich gar nicht näher ausführen. Die ſchnöde Welt weiß noch lange nicht, wo dieſer Bach ſein Rinnſal hat, und ich mag's auch heute nicht verrathen. Es iſt immerhin ein Wunſch des zartern Gemüths, daß noch ein grüner Winkel gedacht werden könne, wo ſie nicht alle hinlaufen mit Plaid und Crinoline, ſondern nur diejenigen, „die noch etwas haben, was die andern nicht verſtehen.“ Bei dem Schweigen, das ich mir auferlegt, will ich auch nicht veröffentlichen, wie ſich die ſtille kleine Herberge im Wieſengrund nennt, wo man mit wackerm Abendimbiß, Trunk und trefflichem Lager noch um vierzig Kreuzer über Nacht bleiben kann. Frau Wirthin, ſagte ich andern Morgens, ihr habt die ſeltene Gabe der Billigkeit, und bei euch iſt alles proper und reinlich. Ihr ſolltet hier noch einen Gaden anbauen laſſen mit fünfundzwanzig Gemächern, auf daß die Fremden kämen, und ihr ein ſchönes Geld löstet. Ach mein lieber Herr, entgegnete die Wirthin, viel ſtoiſcher als ich, was kümmert uns dieſes läſtige Landfahrervolk,

das in der tiefen Nacht daherkommt, nach dem Bartſcheerer verlangt und ſeinen Thee haben will und ein Moorſchlammbad und um drei Uhr in der Früh ſeine friſchgebratenen Hühner und zu allen unrechten Zeiten das Unrechte und nur Zuckerwaſſer trinkt, beſtändig ſpöttelt und dann doch um alles knickt und ſchachert! — In dieſen Worten liegt die Stärke und die Schwäche des oberbayeriſchen Wirthshausweſens. Wer die Landesſitte einhält und nur das Herkömmliche zu den herkömmlichen Zeiten begehrt, iſt gern geſehen und meiſtens befriedigend verpflegt — wer den Gaſtgeber und ſeine Gattin aus der Ordnung bringt und beläſtigt, den vermißt man lieber und wenn er noch ſo gut bezahlt. Letzteres iſt übrigens ein Punkt, über welchen unſre werthen Gäſte aus dem deutſchen Ausland überhaupt noch nicht zu feſten Grundſätzen gekommen ſind, denn während die einen der Wirthin oft mit prahlender Großherzigkeit zurufen: Wie können Sie dies ſo billig geben? — dafür dürfen Sie ja das Doppelte verlangen! — halten ſich wieder andre, wie nordiſche Geheimräthe, pommeriſche Dichterinnen, Nachkömmlinge alter Raubritter aus der Mark und ähnliche für die beſtändigen Zielſcheiben abgefeimter Prellerei und fangen, wie die Engländer, überall ſchon vorher zu handeln an. Beide Manieren führen zu einer künſtlichen Vertheuerung. Denn im erſten Falle ſetzt die Wirthin die Preiſe hinauf, damit ſie nicht durch ihre Niedrigkeit beleidigen und im zweiten verlangt ſie mehr, damit ſie wieder etwas nachlaſſen kann. Damit ſoll aber keineswegs geſagt ſein, daß ſich unter den Fremdlingen aus Norddeutſchland nicht auch ſehr liebenswürdige und verſtändige Leute finden, eine Anerkennung, welche in dieſem Buche immer als ſtillſchweigend wiederholt zu

gelten hat, wenn wir uns hin und wieder über unsere Gäste eine gutmüthige Heiterkeit erlauben. Unsere Absicht ist niemal sie zu verletzen, sondern nur ihnen mit Sanftmuth zu zeigen, daß sie eben so gut ihre Schwächen haben wie wir.

Hinten am Miesenbach in der stillen Herberge, und zwar beim Abendtrunk, kam die Rede auch wieder auf den fabelhaften Tatzelwurm; der damalige Wirth, der seitdem leider gestorben, war ja eine der Hauptquellen über dieses Thier, da er einmal ein solches erschlagen haben wollte. Auch war ein junger Liebhaber zur Hand, der sich mit der Naturgeschichte desselben schon viel beschäftigt hatte und mir manche beachtenswerthe Winke darüber zusteckte. Der Tatzelwurm ist unter verschiedenen Namen allenthalben im Gebirge bekannt und eigentlich eine Art Krokodil oder Lindwurm, dessen Hauch und Anpfiff giftig sind, so daß sich jedermann entsetzt, der ihm begegnet. Franz von Kobell hat in seinem Wildanger die Aufmerksamkeit der wißbegierigen Welt neuerdings auf dieses Unthier gelenkt und auch jene merkwürdige Tafel mitgetheilt, welche auf einem Bildstöcklein bei Unken sich findet und darzustellen sucht, wie ein Bauer, von zwei Tatzelwürmern verfolgt, dem Tod verfällt. Dieß ist fast einem urkundlichen Beweis über das Dasein des seltsamen Wurmes gleichzuachten, und die standhaften Aussagen glaubwürdiger Männer sind nebenbei auch nicht ganz zu übersehen. So will ich zum Beispiel keineswegs verschweigen, daß auch ein hochbetagter Forstmeister zu Reichenhall erzählt: es habe vor vielen Jahren ein ihm bekannter Jäger den Tatzelwurm erschossen, da er eben jenseits eines tiefen Grabens mit seinen Jungen spielte. Der Jäger habe seine Beute nach St. Peter zu

Salzburg getragen und dort einen guten Freund getroffen, der ihm verſprochen: er wolle ihm das Wunderthier nach Wien verſenden, wo es ſicher fürſtlich bezahlt werde. Allein der gute Freund habe ſich ſpäter immerdar entſchuldigt, daß er von Wien keine Antwort kriege, und ſo wiſſe man ſeitdem nicht, was aus der Sache geworden. Auch in der forellenreichen Einöde von Seehaus trifft man einen tapfern, im traurigen Krieg mit den Wildſchützen erprobten Waidmann, der einmal vor fünfzehn Jahren dem grauſen Phänomen gegenüberſtand. Er ſchlenderte im Juli durch die nahe Urſchlau, als er plötzlich etwas neben ſich raſcheln hörte. Es war ein Tatzelwurm, der ſich um einen Baumſtamm ſchmiegte und ihn mit giftigen Augen anſtarrte. Der Waidmann fuhr überraſcht zurück und ging, ſorgſam umſchauend, in den lichtern Wald hinaus, wo er bald einen Rehbock ſchoß. Dieſes Glück erkräftigte ihn und mit neuem Muth ſchritt er nun wieder nach dem alten Platz, um den Kampf mit dem Drachen aufzunehmen, allein dieſer hatte ſich mittlerweile in ſeine Häuslichkeit zurückgezogen und war nicht mehr zu finden. Uebrigens ſei er vierthalb Fuß lang, ſchwarz und eidechſenartig geweſen, in der Dicke ungefähr „wie ein Bierkrügel.“ Füße habe er ſechs gehabt, während ihm die gewöhnliche Meinung deren vier oder gar nur zwei beilegt. Man ſieht aus allem dieſem, daß der Tatzelwurm jetzt durch verläſſige Zeugniſſe ſchon dermaßen umgarnt und in die Enge getrieben iſt, daß man ihn nur noch zu fangen braucht, um von ſeinem Daſein vollkommen überzeugt zu ſein. Jüngere Naturforſcher, die oft thatenlos aber ruhmesdurſtig in den Kneipen umherliegen, könnten ſich durch ſolchen Fang ein neues Verdienſt um die deutſche Wiſſenſchaft erwerben.

Und ſelbſt klingende Prämien ſind den glücklichen Findern des geheimnißvollen Weſens ſchon ausgeſetzt worden. Erzherzog Johann, der ſpätere Reichsverweſer, verſprach einſt fünfzig Ducaten demjenigen, der ein ſolches Thier lebendig oder todt vor ſein Antlitz bringen würde und erſt im letzten Jahre hat ein Curgaſt zu Reichenhall eine anſehnliche Summe für den gleichen Zweck beſtimmt. Aber dieſe Preiſe wurden bisher nicht eingelöst, denn der Tatzelwurm zeigt ſich zwar zuweilen der erſtaunten Menſchheit, aber er hat, wie es ſcheint, keine Luſt ſich fangen zu laſſen.

Vom Mieſenbache, von Rupolding auf die Reichenhaller Straße herüber führt der Weg durch das ſchäferliche Thal „am Froſchſee". Daß unſere Voreltern auf Eigennamen der Orte ſo wenig Werth gelegt und die glänzendſten Kleinodien der Landſchaft ſo ordinär, ſo unpoetiſch, ſo bauernmäßig benamſet haben, das verdrießt mich noch heutzutage. Warum heißt's da nicht wenigſtens am Elfenſee, am Nixenteich? Die Griechen nannten ihre Bäche Iliſſus, Cephiſſus, Eurotas — wir heißen ſie Entenbach, Kälbelbach, Kuhbach — ihre Berge hießen die Hellenen Hymettos, Parnaſſos, Helikon — wir nennen die unſrigen Krotenkopf, Katzenkopf, Saurüſſel — welch letzterer ſich gar nicht weit von Rupolding befindet. Freilich — ſo tröſtet uns die Philologie, wer weiß denn eigentlich, wie jene helleniſchen Namen zu erklären ſind? Und bei dem jetzigen Stand unſerer Wiſſenſchaft muß jeder zugeben, daß Parnaſſos eben ſo leicht Saurüſſel bedeuten kann als Dichterberg; bedeutet ja auch Italia, wie die gelehrteſten Sprachforſcher wiſſen wollen, nichts anderes als das Land der Kälber.

Das Thal, welches der Froſchſee ziert, iſt ſüdlich durch

wildes Felsengeschröfe des Rauschenbergs, nördlich durch mildere Waldhöhen eingegränzt, und seine Wiesen sind durch Laubholz angenehm unterbrochen. Die gute und schöne Gelegenheit des Orts hat schon den Ahnen in graueſter Vorzeit dermaßen eingeleuchtet, daß sie hier einen Hof an den andern bauten, während doch von Rupolding nach Reut im Winkel auf dem vier Stunden langen ebenen Weg nur Almenhütten und Köhlerhäuschen zu treffen sind. Unter jenen Niederlassungen sollen einst auch sieben rittermäßige Ansitze gewesen sein. Einer davon, am Hallweg, *) hat sich auch noch bis auf den heutigen Tag einen gewissen, obwohl blassen Glanz erhalten, indem er über seinem Portal ein Wappenschild (wenn ich richtig blasonire, im rothen Feld einen weißen, mit drei rothen Rosen gezierten Sparren) zeigt. Darüber steht zu lesen: „Steinbacher'sches Familienwappen". Da man sich bei einem Wappen immerhin eine gewisse Vornehmheit denken zu müssen glaubt, so war ich sehr überrascht, als sich die Edelfrau in ihrem Abendnegligé zu nähern begann, und so schlicht und einfach aussah, wie nur irgendeine Bäurin am idyllischen Froschsee. Auch in ihren Zügen lag nichts mehr von der alten Ritterschaft, sondern eher die Spur angreifender Feldarbeit und häuslicher Mühsal. Sie sagte, sie sei die letzte der Steinbacher von der einen Linie, die Erbtochter des Hofes gewesen, und habe das Gut vor so und so viel Jahren ihrem jetzigen Manne angeheirathet. Da das Thal so einsam ist und der innere Sinn wohl wenig zerstreut wird, so dachte ich wahrhaft in einen Ameisenhaufen von alten Familienüberlieferungen stechen zu können, Geschichten

*) Siehe Grimm's deutsche Mythologie S. 761.

und Mährlein zu hören von dem edlen Geſchlecht der Steinbacher hinauf bis zu ſeinem Anfang in der Zeit der Agilolfinger, vielleicht auch Einwanderungsſagen zur Beleuchtung der Frage, ob die Baiwaren ihren Urſprung den Markomannen, den Quaden oder gar den Kelten zu verdanken haben.

Aber unſer Bauernvolk ſchaut immer dermaßen in die Zukunft, daß ihm die Vergangenheit ganz gleichgiltig iſt. Das geborne Fräulein von Steinbach zu Hallweg am Froſchſee wußte daher nicht mehr von ihrem Geſchlecht, als daß es aus — Sachſen ſtamme. Vor zehn Jahren etwa ſeien auch zwei Zigeunerinnen des Wegs gekommen, und hätten ſogleich und unaufgefordert die Bemerkung abgegeben, daß das Wappen, welches ſie wohl erkannten, ihnen ſchon in jenem Lande vorgekommen. Dieß iſt alles, was aus der vielleicht ſehr reichen Geſchichte des Geſchlechts noch hängen geblieben. Auf die Frage, ob kein Stammbaum oder Wappenbrief vorhanden, meinten Mann und Frau, ein ſolcher ſei allerdings noch da und befinde ſich halbvergeſſen in der „guten Kammer". Wir gingen hinauf und nahmen eine alte Schachtel vor, in der ſich aber zuerſt nur Wallfahrtsbildchen, Steuerzettel und ähnliche Schriftſtücke zeigten. Endlich machte ſich auch ein Pergamentblatt bemerkbar, und die Bäuerin ſagte fröhlich: Jetzo kommt er! Als wir aber das Pergament entfaltet und wahrgenommen hatten, daß es weder Stammbaum noch Wappenbrief, ſondern eine Urkunde über Ablöſung von Grundlaſten aus der Zeit des alten Königs Max ſei, ſprach die Bäuerin achſelzuckend: Dann iſt er halt fort! wer weiß, wer ihn hat! Und was thut's auch? Wenn wir nicht ſelbſt unſere Wieſen hätten und unſere Felder und fleißig darauf

arbeiteten, von Wappenbrief oder Stammbaum könnten wir doch nicht leben!

Gleichwohl gab ich ihnen den Rath, sie sollten die Ehre ihres Geschlechts thunlichst zu erhalten suchen, und da es gar nicht unmöglich, daß einer ihres Hauses einst einen Ungläubigen erlegt, so dürften sie immerhin auf dasselbe von einem der Jünger des großen Cornelius ein historisches Frescobild malen lassen, wie Parcival von Steinbach in der Hunnenschlacht auf dem Lechfeld einem türkischen Pascha den Kopf zerspalte. Und als die Bäuerin zweifelnd sagte: wenn das aber nicht wahr wäre? tröstete ich sie mit der Bemerkung, daß man, was Verdienste und Thaten der edlen Geschlechter des Vaterlandes betreffe, ohnehin auf Genauigkeit keine großen Ansprüche mache.

Widmen wir nun auch einen beiläufigen Blick dem düstern Rauschenberg, der hier zur rechten Seite aufsteigt. Dieser soll in seinem Innern fast so hohl sein, wie ein leeres Schneckenhaus von lauter Gängen, Stollen und Schachten, welche der Fleiß und die Geldgier früherer Zeiten hinein getrieben. Den ersten Anfang dieser Bergwerke legt man in ferne Jahrhunderte zurück, nähere und verlässige Nachrichten darüber hat man aber erst seit dem sechzehnten. Im siebzehnten, nämlich im Jahre 1674, übergab die Regierung, wie uns neulich Regnet berichtete, den ganzen Rauschenberg einem Italiener, Namens Pezoli, der sich zu Schwaz in Tirol als Handelsmann niedergelassen hatte, und zwar gegen eine Berggilt von jährlich hundertfünfzig Gulden. Herr Pezoli hatte viel Vertrauen auf den düstern Berg, rief seine Landsleute aus Wälsch-Tirol herbei, stellte viele Arbeiter an, warf sein ganzes Vermögen in die Gruben, aber die Knappen brachten

einen Tag wie den andern nur taubes Geſtein aus der Tiefe und der Unternehmer wurde immer trauriger, da auch ſeine Mittel immer weniger wurden. Da ließ er allmälig von ſeinen Arbeitern einen nach dem andern wieder heimwärts ziehen, ſo lange bis zuletzt nur der letzte noch übrig war, dem er eines Tages ebenfalls ſagte, jetzt ſeien die Ducaten zu Ende, ſeine Hoffnungen wie ſein Vermögen dahin und er ſeines Dienſtes mit Dank entlaſſen. Der Knappe meinte, dagegen könne er wohl nichts einwenden, allein das letzte Loch, das er eben gebohrt, das wolle er doch noch ſprengen und dann ſeine Thätigkeit im Rauſchenberg gleichwohl beſchließen. So ging er noch einmal hinauf in den Stollen und legte die Lunte an und ſprengte ein Stück des Felſens heraus. Und als er die Trümmer hinweggeräumt, da fand er jubelnd, daß er dem Berg jetzt ſeine Schätze abgerungen, denn das blinkende Erz lag in großer Mächtigkeit vor ihm. Als Herr Pezoli dies hörte, fühlte er einen ſchweren Stein vom Herzen fallen und ward wieder froh, rief ſeine Wälſchen wieder, ließ ſie bohren und hauen, gewann ſein ganzes Vermögen auf's Neue und noch mehr dazu. Um ſeinen Leuten eine wohnliche Unterkunft zu verſchaffen, baute er dann auch das Knappenhaus, das noch hoch oben obwohl ohne Dach und Fenſter am Rauſchenberg ſteht und von der Straße aus geſehen wird. Im Jahre 1681 nahmen indeß die Herren zu München dem Unternehmer die Werke wieder ab und ließen ſie für ihre Rechnung betreiben, allein die ſchönen Zeiten waren bald wieder vorbei, die Erze wurden immer ſeltener, die Werke allmälig aufgelaſſen und jetzt iſt es ſchon lange her, daß keine Haue mehr im Rauſchenberg erſchallt.

Von dem Thal am Froſchſee ſteigt man eine milde Höhe hinunter und findet ſich dann auf dem ehemaligen Seeboden, wo nunmehr in weiten Wieſen und Feldern das Dorf Inzell („die Inzel") ſteht. In dieſem Dorfe kam 1841 an einem Herbſtabende und zwar, da die Sonne ſchon lange untergegangen war, bei vollkommener Dunkelheit ein Reiſewagen an, aus welchem, als er geöffnet worden, der uns wohl bekannte, jedoch in der Inzel damals noch ganz fremde Reiſende J. G. Kohl herausſtieg. Es iſt ein Privilegium der Fremden, daß ihnen vieles auffällt und ihr Auge anzieht, was uns längſt gleichgiltig geworden, und daß wir ihnen gerne lauſchen, wenn ſie mit angenehmer Redſeligkeit Dinge erzählen, die uns ſo alltäglich ſind, daß wir ſie kaum zu berühren wagen. So weiß denn auch unſer Kohl von ſeinem kurzen Aufenthalt in der Inzel allerlei Anmuthiges zu berichten, wie es mir ſelber, obgleich ich dorten öfter eingekehrt, niemals eingefallen wäre, und ich denke daher, es wird allen, die dieſes leſen oder leſen hören, nicht übel anſtehen, wenn ich ihnen ſeinen Bericht nach einigen Abkürzungen hier abſchriftlich mittheile: — — „Weil die bayeriſchen Dorfwirthe in der Regel große, reiche Bauern ſind und nicht Alles blos auf die Gäſte zugeſchnitten iſt, ſo vergißt man oft, daß man in einem Wirthshauſe ſei. Die Schlafzimmer haben prachtvoll bemalte, mächtige Federbetten, altmodiſche Schränke, Spiegel und Kommoden, die voll ſind mit der Wirthin Vorräthen. Alle Möbeln ſind mit hübſchen Gläſern, kleinen, plumpen Porzellanfiguren, altmodiſchen Uhren und anderen Geräthſchaften und Familienerbſtücken ausgeſchmückt, zwiſchen welchen gemachte Blumenbouquets und Aepfel zur Zierde liegen. Man könnte ſich daher ebenſo gut einbil-

den, ein geehrter Familienfreund oder ein Hochzeitsgaſt, als ein zahlender Fremdling zu ſein. Auch ſind die Leute voll Anſtand und Höflichkeit, beinahe wie am ſpaniſchen Hofe. So ſagte unſere Wirthin, wenn wir ihr eine Priſe Tabak anboten, jedes Mal: „mit Erlaubniß“, und nahm dann dieſelbe erſt, nachdem ſie zuvor noch einige Complimente und Ceremonien mit den Fingern gemacht hatte, die ich in Kürze nicht zu beſchreiben verſtehe. Freilich hatte ſie ſchon die Erlaubniß ſtillſchweigend dadurch, daß wir ihr die Priſe anboten, und ſie hätte allenfalls nur zu danken gebraucht. Allein die große Artigkeit dieſer Leute bittet auch da noch um Erlaubniß, wo ſie längſt gewährt iſt. Erſt nachdem ſie die Priſe genommen und gleich darauf genieſt hatte, dankte ſie uns ſehr verbindlich.“

„Nicht weniger höflich war auch die Kellnerin. Denn jedes Mal, wenn ſie herumkam in dem Zimmer, um die Talglichter zu putzen, bat ſie bei jedem Tiſche erſt um die Erlaubniß dazu. „Mit Verlaub“, ſagte ſie und putzte das Licht. Welche ungemeine, man könnte ſagen raffinirte Höflichkeit, ſogar für eine Handlung um Erlaubniß zu bitten, für welche man Dank erwarten ſollte! Endlich wünſchte ſie uns eine „gehorſame“*) gute Nacht. Mit unſerer Erlaubniß leuchtete uns die Wirthin die Treppe hinauf, mit Verlaub öffnete ſie uns die Thüre, mit Verlaub fragte ſie an, wann wir den Kaffee befehlen, mit Verlaub wünſchte ſie uns nochmals eine „gehorſame“ gute Nacht.“

„Am andern Morgen zeigte uns die Wirthin ihre „Käſten“.

*) Ein kleines Mißverſtändniß! Die Wunſchesformel iſt „geruhſame Nacht!“

„So nennen die Bauern hier ihren Braut-, Haus- und Familienſchatz, in welchem Vorräthe von allen möglichen Dingen, die man im Hauſe brauchen kann, aufbewahrt werden. Da die Wirthſchaft, in der wir uns befanden, mit den dazu gehörigen Aeckern, Alpen, Mühlen, Schmieden, Brauereien ꝛc. auf 90,000 Gulden geſchätzt ward, und eine große Familie mit mehreren Kindern darauf wohnte, ſo waren die Käſten ſehr bedeutend und füllten nicht weniger als drei Zimmer aus, die ich etwas näher beſchreiben will, weil ſolche „Käſten“ und ſolche Anſammlungen von Vorräthen auf dieſelbe Weiſe im ganzen ſüdlichen Bayern üblich ſind. Dieſe bayeriſchen Käſtenzimmer ſind nicht ſolche unſchöne „Polter- oder Vorrathskammern“, wie man ſie wohl in einigen Gegenden Norddeutſchlands trifft. Vielmehr wählt man in der Regel die beſſeren Zimmer des Hauſes dazu und ſchmückt deren Inneres ſo bunt und prachtvoll mit Tellern, Krügen, Schüſſeln aller Größe, mit Leinwand, Wolle, Strümpfen, Knopfſammlungen und Sparbüchſen aller Art aus, daß das Ganze einer wahren Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung gleicht. Die einzelnen Stücke Leinwand ſind z. B. in großen Rollen übereinander gelegt, und zwar ſo, daß die Enden dieſer Cylinder zum Schranke herausgucken. Hier ſind ſie mit rothen Fädchen, mit Sternchen und Blümchen nach allen möglichen Muſtern ausgenäht; auch ſtecken Blumenbouquets, Gold- und Silberflittern in den Zwiſchenräumen der Rollen.“

„Unſer Wirth hat jetzt die dritte Frau, und ſowohl der Brautſchatz dieſer, als auch das Eingebrachte der früheren Frauen befand ſich in eigenen Schränken aufgeſtapelt. Auch hatte jedes Kind aus den verſchiedenen Ehen ſeinen eigenen Schatz und ſeine eigene Sparbüchſe. Denn es iſt

eine Sitte dieſer bayeriſchen Bauern, ſogleich bei der Geburt eines Kindes einen ſolchen Schatz für dasſelbe anzulegen. Die Sparbüchſen und Schüſſelchen der Kinder waren reichlich mit Gold- und Silbermünzen aller Art gefüllt. Zwiſchen den Leinwandrollen der Töchter ſteckten ſilberne Löffel und andere ſilberne Geräthe, Geſchenke von Pathen und Verwandten, und in und auf allen Schränken ſtanden vergoldete und bemalte Wachsſtöcke, die in den verſchiedenſten Formen zuſammengelegt waren. Hier in Bayern, in Oeſterreich und Steiermark gehören die Wachsſtöcke überall zu den gewöhnlichen Höflichkeitspräſenten, welche die Leute ſich unter einander machen, und die man daher überall zahlreich als Andenken von dieſen oder jenen werthen Menſchen verwahrt ſieht. *) Ebenſo wie die Wachsſtöcke gehören zu ſolchen Präſenten auch die Roſenkränze, die ſich, aus allerlei Stoffen, z. B. aus Silber und Korallen gearbeitet, durch die Leinwandrollen hinſchlängeln."

„Unſere Wirthin ſprach immer mit beſonderer Hochachtung von den Käſten ihrer Vorgängerinnen und Stiefkinder, die ihr heilig ſeien, und von denen ſie nie etwas anrühre. Dieſe Käſten ſind mehr zum Luxus als zum Nutzen, und man thut den Leuten ſowohl eine beſondere Ehre an, wenn man ſie bittet, dieſelben zu zeigen, als Jeder auch ſich es zu einer beſonderen Ehre anzurechnen hat, wenn ſie ihm gezeigt werden. Bei Feſtlichkeiten im Hauſe, bei Taufen, Hochzeiten u. ſ. w. werden die Schränke

*) Die eigentliche Beſtimmung dieſer Wachsſtöcke iſt eine kirchliche. Bei den Frühmeſſen und Abendandachten im Winter ſtellt man ſie nämlich angezündet auf den Betſtuhl und lieſt bei ihrem Scheine im Gebetbuch.

alle geöffnet und den Gästen ihre Pracht geoffenbart. Ich mußte erstaunen über die Masse von Silberzeug, welche unsere Wirthin hier zusammengehäuft hatte, über die silbernen und goldenen Mützen für ihre Töchter, die silbernen und vergoldeten Knöpfe für ihre Männer, die Menge silberner Geschnüre, wie die bayerischen Mädchen sie an ihrem Mieder tragen, dann auch über die silbernen Bestecke mit so und so viel Dutzend Löffeln, Messern und Gabeln für jedes ihrer Kinder. Alle diese Dinge sind blos zum Luxus hier angehäuft und blos auf den Fall, daß sie gebraucht werden könnten, auf den Fall, daß eins der Kinder sich verheirathete, auf den Fall, daß ein Sohn sich etablirte."

Diese Sitte der Prunkzimmer und Kleinodienkästen geht durch ganz Altbayern und auch durch Oberschwaben. Lentner hat davon in seinem handschriftlichen Nachlaß eine Schilderung aus dem Amperland gegeben, welche fast noch farbenreicher ist als obige; nichtsdestoweniger wollten wir hier lieber Herrn Kohl als Norddeutschen von den Eigenheiten unseres Gebirges sprechen lassen und drücken zugleich unsern Dank für die freundliche Auffassung aus.

Merkwürdig ist, daß Frau Anna Kammel, die Posthalterin in der Inzel, von dieser Beschreibung nie etwas erfahren hat. Erst letzten Mai, als ich selbst hinkam, das Büchlein bei mir trug und ihr die betreffende Stelle unterbreitete, erhielt sie Kunde hievon, aber nicht gerade zu ihrer Freude, denn die Leute in und an den Alpen sind der Wahrheit so ergeben, daß sie jede, auch die geringste Abweichung übel nehmen. Wie man nur solche Sachen schreiben kann, rief sie immer wieder aus, so falsch, so übertrieben! — Herrn Kohl's Beschreibung scheint allerdings aus verschiedenen Erhebungen und Mittheilungen

zuſammengeſetzt. Sie enthält keinen unwahren Zug, paßt aber freilich nicht ganz auf den Thatbeſtand zu Inzell. So füllen z. B. die Käſten daſelbſt nicht drei Zimmer aus, ſondern nur eines, und dieſe Hyperbel hat Frau Anna Kammel am meiſten geärgert, weil ſie meinte, die Leſer würden ſie ihr zur Laſt legen, als habe ſie dem Reiſenden ihre Reichthümer größer angegeben, als ſie ſind. Es muß aber dem Schilderer der Länder und der Völker wohl nachgeſehen werden, wenn er mitunter aus verſchiedenen, auseinander liegenden Motiven das Bild einer intereſſanten Erſcheinung des Volkslebens zuſammenſtellt, und ſelbſt wenn er dies Gemälde an einen beſtimmten Ort verlegt, geſetzt auch, es fehlte dort dieſe oder jene Einzelnheit, welche ſich anderswo trifft und daher entlehnt iſt. In dieſer Beziehung iſt's vielleicht gut, wenn auch meine Schriften nicht von allen Poſthalterinnen geleſen werden.

Von der Inzel, der ahnungsvollen Pforte höchſter Bergſchönheit, zieht es uns bald in die Schlucht zwiſchen dem Falkenſtein und dem Kienberg hinein, und wir ſind mit einem Schritt wieder in den Alpen. Vielleicht nirgend anderswo iſt der Eingang und Anfang des Hochgebirges ſo genau, ja faſt auf den Zoll abgeſteckt, wie hier. In großartigem Schwung erhebt es ſich und beginnt. Bald zeigt ſich ſelbſt ein Waſſerfall, damit dem neugierigen Flachländer, welcher überraſcht und wonneſelig in die neue Umgebung hineinfährt, auch dieſer Leckerbiſſen nicht zu lange vorenthalten bleibe. Hierauf das grüne Wieſenland am Weißbach mit ſeinen glücklich vertheilten Höfen, dann der wildſchöne Paß am Mauthhäuſel mit ſeinem tiefen Abgrund, die hohen Felswände an der Wegſcheid, der maleriſche Neſſelgraben mit dem tröſtenden Blick hinunter

auf das ſtille Gewäſſer des Thumſee's und die einſamen Höfe und Felder in dem ſchattigen Bergkeſſel, den der Karlſtein behütet, die maleriſche Ruine, die von dem großen Karl den Namen haben ſoll, und St. Pankraz, das erhabene Kirchlein, endlich beim Austritt aus der Schlucht das großartige Thal von Reichenhall und die Ausſicht in die ferne blaue Ebene — ja es iſt wirklich kein Wunder, daß ihr von allen Weltgegenden mit den Erübrigungen eures Fleißes in der Taſche hierherkommt und ſeelenvergnügt alle die Schönheiten begafft, welche die Natur zur Ausſchmückung eurer Urlaubswochen da verſammelt hat!

Im Kaffeegärtchen des Mauthhäuſels geräth der Wanderer, der von den Alpenweiden oder vom Froſchſee und dem Mieſenbach herabkommt, zum erſtenmal wieder in Berührung mit der Cultur der deutſchen Vornehmheit. Er ſieht wieder deutſche Frauen, welche Fichte's Reden an unſere Nation geleſen, deutſche Frauen mit dem ungariſchen Hütchen, der afrikaniſchen Zuavenjacke und dem franzöſiſchen Reifrock. Für letztern iſt Reichenhall überhaupt ein ſehr gedeihlicher Platz — mit der Großartigkeit der Natur wächst, wie es ſcheint, auch die Crinoline, und man wird daher eine Erweiterung des Trottoirs kaum mehr lange umgehen können. Die fremden Damen ſuchen es darin den einheimiſchen zuvorzuthun, die ſchönen den garſtigen, die vornehmen den geringen, die gelehrten den unwiſſenden. Wenn das ausländiſche, ſchöne, vornehme und gelehrte Fräulein Sigelinde N. breit und mächtig wie ein fruchtbeladener Erntewagen die Gaſſe herunterſchwankt, ſo möchte ich ihr gern, wenn man ſich ihr nähern könnte, in's Ohr hineinflüſtern: Wiſſen Sie denn nicht, o holde

Unſchuld, daß die große Kaiſerin dieſe Tracht nur erfunden hat, um ihre intereſſanten Umſtände zu verbergen?

Aber die Mode iſt eine viel ſtärkere Macht als die öffentliche Meinung. Unſer voriges Miniſterium z. B. iſt an letzterer zu Grunde gegangen, aber was haben bisher die warnenden Stimmen der Weiſen, die leidenſchaftlichen Angriffe der Preſſe, die Ironie der Humoriſten, was haben die Laterne, Fliegende Blätter, Punſch und Kladderadatſch gegen die Crinoline vermocht? Welche Demüthigung für jene ausgezeichneten Männer, die am Steuerruder unſeres Staatsſchiffes ſaßen, daß ſie ſich nicht einmal ſo ſteif und feſt machen konnten wie ein Reifrock! Unbekümmert um alle Verdächtigung beſchreibt dieſer wie ein himmliſches Geſtirn ſeine Bahn, und iſt neueſter Zeit ſelbſt an den Wirthstöchtern in Schnazelreut und in der Bayeriſchen Zelle ſichtbar geworden. Ein unbedachtes Unternehmen war es auch, als heuer in Reichenhall mehrere Ehemänner, ſowohl anſäſſige, als herbeigewanderte, einen Gegenverein errichten wollten, der ſich über ganz Deutſchland ausbreiten ſollte. Sie fanden nämlich bei näherer Ueberlegung bald, daß häuslicher Friede viel unentbehrlicher ſei, als öffentliche Wirkſamkeit, und entſagten ihrem ſchönen Vorhaben.

Reichenhall — dieſer meiner Wanderung erſehntes Ziel — wenn ich deine Salzquellen und deine Curanſtalt, deinen Staufen, deinen Untersberg und deine Unbequemlichkeit erwähnt, was bleibt noch viel zu ſagen übrig? Kriegsnöthen und Feuersbrünſte haben dem biedern Städtchen ſo viel zugeſetzt, daß es eigentlich nie zu rechtem Wohlſtand gelangen konnte, obwohl ſeine Quellen gleichſam ein flüſſiges Gold ſind. Pfannhausleute, Beamte und etliche Gewerbsmänner theilten ſich behaglich in die kleinen Häuſer

an den weiten Gaſſen, bis Herr Inſpector Rink ſeinen Zauberſtab erhob, die Geiſter bis nach Skandinavien, ja bis zum äußerſten Thule hin aufrüttelte und hieherbeſchied, worauf dann plötzlich alles zu enge wurde. Wer hätte es vor zehn Jahren gedacht, daß jetzt in den Reichenhaller Gaſthöfen die Fremden zu hundert, ja zu zweihundert an dem frugalen Tiſche ſitzen, und daß es der Neuangekommene oft nur der beſondern Gefälligkeit des Oberkellners verdankt, wenn er noch einen Stuhl und Teller erhält? Um dieſe Tabled'hôten weht eine europäiſche Atmoſphäre, die ich für kurze Zeit gegen die vaterländiſche nicht ungern eintauſche. Auf den Spazierwegen ſieht man gekrönte Häupter und ſolche, die es zu werden wünſchen, erlauchte Damen von ſo hohem Rang, daß uns ſchwindelt, wenn wir zu ihnen hinaufblicken, liberale Erb- und ungezogene Nebenprinzen verſchiedener Art, nebſt vielen anhänglichen Seelen, die ſich in ſolchem Glanze ſonnen wollen oder müſſen. Auch ſonſt ſoll viele Diſtinction vorhanden ſein, Geheimräthe und andere gelehrte Häuſer, die ſchon mehrere Bücher herausgegeben, tapfre und berühmte Kriegsleute aus unſerer langen Friedenszeit, ſiebenfache Ordensträger, deren Verdienſte gar nicht zu erfragen ſind, u. ſ. w. Ich obſcurer Pilgram kannte aber nur aus Mecklenburg Herrn Julius von Wickede, dem ich noch von Meran her dankbar bin*), und den ich hier neidlos ſich im ſchönſten Flor der beſten Geſellſchaft bewegen ſah. Nebenbei freute mich auch, daß ich als ein Münchener auf der Promenade nach Kirchberg hinaus eine halbe Stunde zwiſchen lauter deutſchen Herren, Frauen und Fräulein luſtwandeln konnte,

*) Siehe Allg. Ztg. Beilage vom 15. Jan. 1853.

ohne meines gleichen zu begegnen, und dies ſchien mir ein großer Vorzug, den ich anderswo ſchon ſchmerzlich vermißte.

Auch viele Berliner ſind hier, unter denen man namentlich die Juden auszeichnet, über welche man ſchimpft. Aus Liebe zu den Berlinern und aus Liebe zu den Juden habe ich dieſe Angaben einer ſcharfen Prüfung unterzogen, aber einiges wenige ſcheint doch daran zu ſein. Man hat übrigens auch in Reichenhall ſchon gefunden, daß der wahre und aufrichtige Jude nie arroganter iſt, als man ihm's eben zu ſein geſtattet, und auf einzelne Verſuche darüber hinauszugehen, ſind ſchon Zurechtweiſungen erfolgt, die den Waghälſen ſicherlich beſſer bekommen, als wenn ſie Knigge's Umgang mit Menſchen zehnmal nach einander durchleſen müßten.

Die chriſtlichen Berliner ſind gern geſehen und ſuchen die Freundſchaft zwiſchen Süddeutſchland und dem Norden mit Wärme zu nähren. Sie freuen ſich, aus ihren Patzke-Stieber'ſchen Lüften herausgekommen zu ſein, und betrachten mit Intereſſe unſer reines conſtitutionelles Leben, das für ſie noch in blauer Ferne ſchwebt. Sie geben zu, daß der Pöbel zu Reichenhall, wenn man ſo ſagen darf, viel gebildeter iſt, als in ihrer Reſidenz, und ſind überzeugt, daß man hier z. B. Humboldt- und Schillerfeſte, ja ſelbſt Krönungseinzüge feiern könnte, ohne daß Mädchen und Frauen auf der Straße verunehrt und Brutalitäten jeder Art verübt werden. Die Meiſten derſelben, will man wiſſen, ſchreiben jetzt an ihren Nobilitirungsgeſuchen, und bereiten ſich in ſtiller Sammlung auf den großen Tag zu Königsberg vor. (Vor der Krönung zu Königsberg ging nämlich durch die Zeitungen ein arger Rumor, daß viele

Familien die ſchöne Gelegenheit benützen wollten, um ſich in den Adelsſtand erheben zu laſſen. Später las man, es ſei Alles nur ein leeres Gerücht geweſen, ja es kamen Fälle vor, daß verdiente Bürger die unerbetene Ehre ablehnten.)

Darf der wahre Freund des Vaterlandes, umgeben von der großartigſten Alpennatur, zwiſchen Staufen und Untersberg auch an guten Kaffee denken? Fräulein Julie Dungern hat's gewagt, und ihre vielleicht zu wenig beachteten Erfahrungen im Frankfurter Converſationsblatt (Juni 1858) niedergelegt. Dieſe freimüthige Paſſagierin alſo fand den Kaffee in den Sommerlocalen an den ſchönen Ufern der Salach dazumal „ſehr ſchlecht". Ob er ſeitdem beſſer geworden, habe ich nicht unterſucht, da ich in dieſem Punkt eine Vorſicht beobachte, welche faſt eines höhern Zweckes würdig wäre. Aus eigener Erfahrung kann ich nur ſagen, daß auch das Nationalgetränk etwas mißlich ſchmeckt. Glücklich der Mann, der hier wieder in ſein Säuglingsalter zurückkehren kann, um ſich mit Milch und Zuckerwaſſer zu nähren. Ueber letzteres habe ich nie eine Klage gehört, aber über den Wein in der Gmain ließe ſich ſchon etwas Unangenehmes vorbringen. Die Gmain, welche zwar nahe, aber ſchon auf kaiſerlichem Boden gelegen, iſt ein hübſches, zu den Füßen der alten Burg der Plaien hingebautes Dörfchen, welches die Badegäſte, da kaum eine andere Wahl, faſt täglich beſuchen, um ſich dabei zu überzeugen, 'welch' unüberwindliche Heiterkeit den Anwohnern des Untersbergs zu Theil geworden iſt, da ſie ſelbſt bei ſo ſaurem Nektar noch ſo fröhlich ſein können. Sonſt ſind gegen den Karlſtein zu noch zwei Wirthſchaften vorhanden, welche aber mehr für ſüddeutſche Fuhrleute

als für norddeutſche Curgäſte eingerichtet ſind. Schnazelreut liegt ſchon etwas ferne und würde erſt bequem zu erreichen ſein, wenn einmal ein Verbindungsſträßchen nach Jettenberg angelegt wäre. Aber wie z. B. ein geſulzter Schweinskopf oder anderes vornehmes und berühmtes Gericht auf der Tafel des Reichen nicht allein ſerviret wird, ſondern in Geſellſchaft von allerlei Brühen, Gemüſen, Salaten und andern Leckerbiſſen, alſo ſoll auch ein ſolcher vornehmer Bade- und weit berühmter Curort nicht allein ſein und für ſich, ſondern umgeben von einem muntern Häuflein unferner Neben- und Hilfsorte, die ſich gefällig zur Auswahl bieten, wenn der liebe Gaſt ein Frühſtück auf dem Lande, ein Mittageſſen im Freien, eine Taſſe Kaffee unter der Linde oder den Abendtrunk in milder Waldluft genießen will. An empfehlenswerthen Oertlichkeiten, auf welche die Cultur ſich werfen könnte, iſt auch kein Mangel. Namentlich das ſtille Non, das ſtille, alte, römiſche Non, nicht weit entlegen, angenehm zu erreichen, durch Straßenlärmen nie geſtört, mit ſchönſter Ausſicht begabt — dieſes wäre ſehr geeignet für ein niedliches Haus im Alpenſtyl mit Veranda und Lauben, mit zierlichem Gärtlein und kleinem Springquell, mit gutem Keller, duftendem Kaffee und ſaftigen Beefſteaken. Indeſſen — bis der Anlagetrieb der Reichenhaller ſich zu ſolchen Unternehmungen aufſchwingt, werden wohl noch ein paar Frühlinge ungenützt verſtreichen*). Um aber den Nöthen einſtweilen möglichſt

*) Mittlerweile iſt gleichwohl das ſtille Non meinem Rufe gefolgt und empfiehlt dem Wanderer ſeine Kaffeewirthſchaften, die der treuherzige Lackner Johann Fuchs nächſt dem Kirchlein St. Georg mit ſeinem ſchönen gothiſchen Altar, ferner die im Sennerinnenalter ſtehende Tochter Schnazelreut's auf der Padinger

abzuhelfen und mehrere Labeſtellen zu ſchaffen, hat man, natürlich unter Widerſpruch der Wirthe auf ſieben Stunden in der Runde, etliche Forſtleute und Bauern angereizt, ſich im Fach der Hoſpitalität zu verſuchen. Dieſe Dilettanten erſtreben ihr ſchönes Ziel mit gutem Willen, aber mit großer Nonchalance. Julie Dungern ſchildert ſchon die Bewegung, die beim Molkenbauer (jetzt „Gaſthofbeſitzer" Georg Gruber) entſtand, als ſie eines Abends friſche Eier oder Kartoffel mit Butter verlangte. Die Eier und die Butter waren nämlich eben „ausgegangen". Dieſes „Ausgehen" iſt überhaupt der böſe Geiſt, der ſelbſt die beſten unſrer Landwirthshäuſer, ja auch die guten in den Städten jahraus jahrein beunruhigt und quält. Man trifft kaum eines, wo nicht jeweils einer der gewöhnlichſten Artikel fehlte. Bald iſt der Wein, der Zucker, Kaffee, Käſe, Butter, Eſſig, Oel, Senf, Pfeffer, Eier, Kartoffel, ja ſelbſt das Weißbrod „ausgegangen". Daß aber eine Sache, von der man täglich nimmt, am Ende ausgehen müſſe, iſt ein Lehrſatz, wichtig genug, um auf den landwirthſchaftlichen Schulen auch dem kommenden Geſchlechte ſchon eingepflanzt zu werden, wenn möglich mit dem Beiſatz, daß man vor dem Ausgehen noch für einigen Nachſchub ſorgen ſolle. Nebenbei kann man auch erwähnen, daß von den Badegäſten eine Abgabe erhoben wird, aus welcher die Umgebung verſchönert werden ſoll, und betrug die zuſammengelegte Summe ſchon vor zwei Jahren wohl über dreitauſend Gulden. Die Vorſchläge, wie das Geld zweck-

---

Alm und die jugendliche, reifrockumgürtete Poſchenbäurin, geborne Schullehrerstochter von Karlſtein, auf dem quellenumfloſſenen Poſchengute eröffnet haben.

mäßig zu verwenden, lagen ſchon zwanzig oder dreißig Monden in München, aber es fehlte noch immer der Auftrag, ſie auszuführen. Mit täglich wachſender Spannung betrachtete man jeden Poſtillon, der von Teiſendorf hereinfuhr, ob er ihn vielleicht mitbrächte, aber er kam nicht. Während nun die Einheimiſchen mit loyaler Ergebung harrten, begannen die Ausländiſchen ſchon zu murren und ſich um die richtige Verwendung ihrer Beiſteuer zu ſorgen, was die Stimmung trübte und den Erfolg der Cur leicht beeinträchtigen konnte, denn, wie es auf dem Badehauſe zu Roſenheim zu leſen iſt: Qui curat, non curatur. Aber wie oft plötzlich geſchieht, was man lang erwartet, ſo kam einmal bei Nacht der Poſtillon daher, und bald nach ihm Herr Hofgärtner Effner, der einen großartigen Verſchönerungsplan mit ſich brachte und alſo gleich Hand an die Ausführung legte. Seitdem ſoll Vieles geſchehen ſein, was ich aber noch nicht geſehen habe.

Ein ganz neues Ereigniß iſt es aber, daß das Kaltner'ſche Bräuhaus ſich jetzt einen glänzenden Titel beigelegt hat, nämlich „Zum ruſſiſchen Hof". Ich weiß nicht, ob ich wirklich nur ſo grämlich bin, oder ob ich einen guten Grund habe, wenn mir dieſe Errungenſchaft auch wieder nicht behagt? Ich möchte aber lieber etwas Eigenthümliches, Bergartiges, Alpenhaftes, nicht eine ſo auffallende Erinnerung an die theuren Hotels in Frankfurt, Mainz oder Köln. Warum alſo nicht „Zum grünen Pantherthier", dem alten Wappen der Burg zu Karlſtein und der Stadt zu Reichenhall? „Zum goldenen Gams- oder Steinbock"? Warum „Zum ruſſiſchen Hof"? Jedermann meint, das müſſe etwas bedeuten — aber was? Soll es nur eine Schmeichelei oder Unterwürfigkeit gegen ruſſiſche

Gäſte ſein, die vielleicht in ihrem Hofe lieber einkehren werden, als in einem andern? obgleich ſich ſonſt der ruſſiſche Hof durch ſeine Geſchichte nicht ſonderlich empfiehlt. Aber warum dieſer Bückling vor den Ruſſen, während uns doch die norddeutſchen Brüder, namentlich die ſtändig kommenden Berliner, viel näher liegen und daher wohl Anſpruch hätten, daß man durch einen „preußiſchen Hof“ der geſetzlichen Sehnſucht nach ihrer angeſtammten Dynaſtie ein Opfer brächte. Oder ſoll durch jene Widmung etwa den Ideen des Fortſchritts gehuldigt werden, inſofern als dieſe jetzt in Rußland einen großen Aufſchwung zu nehmen ſcheinen? Dann war es ſehr leicht, auf heimiſchem Boden zu bleiben, und man durfte nur ſagen „Zum jetzigen Miniſterium“, „Zur neuen Gerichtsorganiſation“, „Zum aufgehobenen Lotto“ u. dergl. Wollte man aber irgend eine geheime Bosheit auslaſſen, eine Ironie andeuten, ſo konnte man im deutſchen Vaterlande auch wieder ganz paſſende Firmen finden, als „Zum Bundestag“, „Zur deutſchen Eintracht“, „Zu den kurheſſiſchen Zuſtänden“ u. ſ. w., ſo daß das Gute auch hier ſehr nahe lag. — Man entſchuldige dieſe Bemerkungen, welche eigentlich nicht gerade in mein Fach einſchlagen, aber doch aus dem löblichen Wunſch hervorgehen, der überall wuchernden Nachahmungsſucht, dann der daraus hervorgehenden Einförmigkeit entgegen zu wirken, und ein Volk, das in Erfindung anſprechender Wirthshausſchilde hinter keinem andern je zurückgeblieben iſt, auf ſeinen eigenen Bahnen männlich feſtzuhalten.

Der herzlichſte und heißeſte Wunſch der Reichenhaller iſt übrigens auf eine Eiſenbahn gerichtet. Sie dünkt ihnen ſehr leicht zu beſchaffen, denn die Strecke nach Freilaſſing

an der Salzburger Bahn ist nicht lang und der Boden scheint fast keine Schwierigkeit zu bieten. Zur Zeit steht aber noch die Stadt Laufen an der Salzach im Wege, welche furchtbar jammert, wenn sie von diesem Projecte hört, da nach dessen Ausführung wahrscheinlich die seit uralten Zeiten betriebene Salzfracht auf dem genannten Flusse eingehen würde. Wie zwischen jenem Wunsch und diesem Jammer zu entscheiden, weiß ich nicht und überlasse es dahero gern den Weiseren. (Die Bahn ist jetzt im Bau begriffen und soll binnen Jahr und Tag eröffnet werden.)

Das Wachsen und Aufblühen eines solchen Badeortes, wie überhaupt die Zunahme des Wohlstandes und mit ihm der Bildung, ist immerhin eine angenehme Betrachtung und geistige Augenweide, doch kommt dabei auch manches vor, das uns grämt. Mich z. B. verdrießt es fast, wie das Landvolk aus seiner Bergfreiheit in Dienst und Hörigkeit der Badeleute hereingezogen wird, wie diese Wildschützen und Gemsenjäger, diese Almenhirten und Sennerinnen so rasch in Fremdenführer, Sesselträger und Eseltreiber, in Wasch- und Bademägde ausarten. Man hätte vielleicht lieber Schweizer einladen sollen.

(Ueber das Gedeihen und den Fortschritt Reichenhalls hat Herr Dr. v. Liebig, der Sohn des Größeren, seit vier Jahren unter dem Titel „Reichenhall, sein Klima und seine Heilmittel" Annalen herausgegeben, aus deren letztem Hefte zu entnehmen, daß der Curort im vergangenen Sommer einen ansehnlichen Zuwachs von Heilmitteln und Bequemlichkeiten erhalten habe. Der Schluß der Curliste ergab eine Zahl von 2641 Gästen, wovon die meisten, nämlich 842 aus Preußen, 771 aus Bayern, 239 aus

Rußland, 155 aus Oeſterreich, 33 aus England, 14 aus Amerika, 10 aus Frankreich gekommen waren.)

Jetzt aber genug für dießmal und verſöhnender Schluß! Sollte nämlich dieſe unbefangene Betrachtung hoher Naturwunder und menſchlicher Schwächen manchem bojoariſchen Poeten oder anderm redlichen Schriftſteller, der mehr für vaterländiſchen Lobgeſang geſtimmt iſt, nicht in allen Stücken ſo gelungen ſcheinen, wie er ſie vielleicht ſelbſt verfaßt hätte, ſo wolle er nicht vergeſſen, daß dieſelbe nur die erſte von mehreren iſt, welche ſich wie abwärtsſteigende Orgelpfeifen zwar immer verkleinern, aber auch immer zu höherem und feinerem Schalle ausbilden, und ſogar an geeigneten Stellen in den panegyriſchen Flötenton überſchlagen werden, ſo daß am Ende die vollſte Harmonie und das ſchönſte Ebenmaß der Stimmung erreicht ſein und ſelbſt der rauhe Cenſor und ſcheelſüchtige Tadler, deren uns immer genug zu Dienſten ſtehen, in die Shakeſpeare'ſchen Worte ausbrechen dürfte: Ende gut, alles gut.

II.

Der Chiemsee und Seebruck.

Eines Tages im eingehenden Auguſtmond ſtanden wir, von Prien herabgekommen, am Geſtade des Chiemſee's. Der Ort heißt Stock und beſteht aus ein paar Schupfen, ein paar Badehütten und einem Steg. Nicht weit davon, landeinwärts, hat ſich aber eine Schenke aufgethan, wo der Wanderer im kühlen Schatten ſeine Reiſehandbücher leſen und ſich vorbereiten mag auf die Schauer der Vorzeit, die ihn bald auf den chiemſeeiſchen Eilanden umwehen werden. Mir fiel dort immer der ſteinalte Heſiodiſche Vers ein vom Winkel der heiligen Inſeln (*μυχῷ νήσων ἱεράων*); es iſt, wer's zu faſſen vermag, ein urweltlicher Duft um dieſe Seeſtätten, obgleich die meiſten Pilger nur hinüberfahren, um Hechte zu eſſen und im Lindenſchatten der Verdauung obzuliegen.

Schon raucht der hohe Kamin und die weißen Wölklein ziehen dem Gebirge zu. Zu Stock am Stege landet nämlich das Dampfboot, welches die breiten Fluthen des Chiemſee's befährt — ein ſchönes Unternehmen, das etwa auf zwanzig Jahre zurückgeht. Allererſt trat ein ländlicher Zimmermann auf und ſtellte verwegenen Sinnes dem

Publicum ein naives Schifflein zur Verfügung, eine Bauernarche von rührender Einfalt. Ich glaube nicht, daß hinten in Minneſota über die ſtillen Gewäſſer der Winnepagos je ein Dampfboot brauste, dem der Spruch, daß aller Anfang ſchwer ſei, oder vielmehr die liebe Noth ſo deutlich aus jedem Sparren guckte. Doch dauerte dieſer ärmliche Anfang nicht gar lange; denn als man gefunden, daß der Chiemſee auch für ſolche Schiffe gangbar, ſchlug man das erſte zuſammen und baute ein anderes, fuhr auch ſo fort bis jetzt, wo ſchon das vierte oder fünfte Fahrzeug ſich in den blauen Wellen wiegt.. Das gegenwärtige iſt aber von Eiſen, ganz reinlich und ſchmuck, und gehört dem Kupferſchmid Feßler zu München. Dieſer hatte einmal gehört, daß beſchleunigter Verkehr einem Volke leicht Behagen und Gedeihen bringen könne, nahm fünfundzwanzigtauſend Gulden aus ſeiner Truhe, baute ſeinen „Maximilian“ und glaubte nun als Wohlthäter der Nation einiger Rückſicht würdig zu ſein, worin er ſich aber vollkommen täuſchte, da man ihn von allen Seiten im Stich ließ. Der Capitän des Maximilian hat zwar nie die Welt umſegelt, ja eigentlich noch nicht das Meer geſehen, iſt aber ein Inſulaner von Frauenchiemſee und führt ſein Schifflein trotz Wind und Wetter ohne Gefahr durch die wogende See. Auch iſt er ſehr höflich, was ich ausdrücklich anmerke, da mehrere Leute, die es eben ſo leicht ſein könnten, noch immer ſehr grob ſind.

Das Dampfboot hatte vielleicht etliche gute Jahre, aber jetzt ſind ſeine beſten Tage auch wieder vorbei. Es florirte, als die Eiſenbahn nur bis Roſenheim reichte, und der Zug der Fremden dem „bayeriſchen Meer“ gern etliche Stunden ſchenken mochte; jetzt, da die Schienen das Waſſer

zu Land umſpannen, rollen die meiſten in lächerlicher Haſt dahin. Nur wenige, aber ſinnige Seelen verlaſſen noch zu Prien den Zug, wandeln einſam nach dem Geſtade, rauchen ihre Cigarre auf dem Decke des Fahrzeugs oder ſtricken an ihrem Reiſeſtrumpf und betrachten denkend das Gebirge und den chiemſeeiſchen Archipelagus. Die Eiſenbahn, wenn ſie nicht ſo bequem wäre, ſo geeignet für Hochzeitreiſende und flüchtige Schuldner, wenn ſie nicht die Völker zu einander führte, ihnen, wie zu erwarten, die Schrullen austriebe und die germaniſche Freiheit über ganz Europa ausbreitete, man könnte ihr zwar manchmal einen böſen Tag wünſchen, weil ſie den Unrath des Reiſepublicums gewöhnlich an den ſentimentalſten Stellen abſetzt, aber auf dem Chiemſee hat ſie bisher nichts verdorben, er iſt eher einſamer geworden, als er war.

„Als ich eines Nachmittags," ſchrieb zwar damals mit feinen Worten ein guter Freund, den ich jetzt noch nicht verrathen will, „im April 1860 die Kloſterfrauen auf Frauenwörth mit einem ehrwürdigen pappendeckelumzogenen Perſpectiv von hoher Mauer über den See ſpähen ſah, aufgeſcheucht durch einen ſchrillen Pfiff, wie er vorher nie über die heiligen Wogen herübergepfiffen, und durch ein weißes, wagrechtes, frembartiges Rauchwölklein, welches ſich länger und qualmender längs der Geſtade von Feldwies gegen Grabenſtatt hinzog, — als damals, kopfſchüttelnd und ſtaunig betrübt, die Hüterinnen des Seeheiligthums den großen ſchnaubenden Tatzelwurm der modernen Zeit ſeine „Probefahrt" gen Traunſtein thun ſahen, da ward auch mir wehmüthig zu Sinn, wehmüthig um die ſtille Poeſie jener Lande und jenes Seeſpiegels, und ich dankte Gott, daß ich ſie noch beſchreiten und im mor-

ſchen Einbaum rudernd belauſchen konnte, eh' die Eiſenbahn ihre Auswürflinge maſſenhaft dorthin ſchleudert."

Aber wie geſagt, Meiſter Feßler hat eher zu klagen, daß der Auswürflinge ſo wenige und derer, die vorübereilen, ſo viele ſind. Hat er doch die Preiſe ſo nieder geſetzt, daß man auf allen Gewäſſern nicht billiger fahren kann, und gleichwohl war's immer ſo ſtill auf ſeinem Deck! Wenn man das Dampfboot betrachtet, wie es mit den fünf oder ſechs ſinnigen Seelen, deren wir oben gedacht, dahinfährt und ſeinen Dienſt ſo ordentlich thut, ohne alle weitere Nachhilfe oder Unterſtützung, ſo meint man faſt, es ſei eine alte Wohlthätigkeitsſtiftung, welche die frommen Pilger nicht um ſchnöden Gewinn, ſondern um Gottes-willen über die blauen Fluthen führt und in einer beſſern Welt jene Vergeltung hofft, welche ihr die heutigen Reiſemenſchen in ihrer Blödigkeit verſagen.

(Es iſt Schade, daß die Verwaltung der Verkehrsanſtalten der Dampfſchifffahrt im Chiemſee ſeit ihrem zwanzigjährigen Daſein nie einen großherzigen Blick geſchenkt hat. Es wäre freilich noch immer Zeit, daß ſie ſich mit dem Unternehmer wohlwollend verſtändigte, was zu beiderſeitigem Vortheile und zur Bequemlichkeit des Publicums gedeihen könnte. Würde z. B. in Seebruck ein Omnibus einfließen, ſo brauchten die Reiſenden, um nach Prien zu kommen, nicht die holperichte Bergſtraße über Weißham zurückzulegen und Herr Feßler hätte täglich um ein Dutzend Fahrgäſte mehr. Auch mit der Briefpoſt iſt's noch beſtellt wie zu Kloſterszeiten, ja vielleicht noch ſchlechter als damals. Die Bötin kommt nämlich zwei Mal in der Woche von Weißham, welches anderthalb Stunden entfernt iſt, auf die Eilande und bringt

und nimmt mit, was sich eben ergibt. Die sommerlichen Maler und Dichter zu Frauenchiemsee machen den Gang gewöhnlich selber, wenn sie einen eiligen Brief erwarten oder zu bestellen haben. Die Frau Oberin zu Frauenwörth und der Herr Verwalter zu Herrenwörth haben ihre Privatposten, um die nöthige Verbindung mit Weißham zu unterhalten. Mit dem Dampfboot könnte man auf den Inseln statt wöchentlich zwei Mal, jeden Tag drei Mal frische Post haben! Vielleicht würde aber das Publicum nur übermüthig, wenn es sich so eifrig bedient sähe. — Im vorigen Jahr bewilligte der Landrath von Oberbayern eine jährliche Unterstützung von 500 fl. unter der Bedingung, daß eine entsprechende Summe auch aus dem Centralfond geleistet werde; der Centralfond erwiederte aber, daß er zu einer solchen Spende keine Lust verspüre und so geht denn die gemüthliche Galeere ihrer Auflösung entgegen, wegen etlicher hundert Gulden, die dem Lande schwerlich eine Last wären.)

Bei schönem Wetter stachen wir in den See, fuhren zuerst an Herrenchiemsee mit seinen hohen Gebäuden und ragenden Wäldern, dann an der niedern Au, wo die Krautfelder sind, vorüber und landeten auf Frauenwörth. Heutiges Tages in unsern vorwärtssehenden Zeiten kann man nichts leichter übertreiben, als die retrospective Alterthümelei, und daher schweigen wir von Dobdagrek, dem berühmten Bischof zu St. Bonifazens Zeiten, von seiner Schule, wo die Baiwarenjünglinge im vorigen Jahrtausend Griechisch gelernt, von dem uralten Portal an dem Münster der Frauen, vielleicht dem ältesten Denkmal bojoarischer Kunst, von der heiligen Irmengard, von Frau Hildegard und Gerburg, den altdeutschen Prinzessinnen, die hier als

schen Einbaum rudernd belauschen konnte, eh' die Eisenbahn ihre Auswürflinge massenhaft dorthin schleudert."

Aber wie gesagt, Meister Feßler hat eher zu klagen, daß der Auswürflinge so wenige und derer, die vorübereilen, so viele sind. Hat er doch die Preise so nieder gesetzt, daß man auf allen Gewässern nicht billiger fahren kann, und gleichwohl war's immer so still auf seinem Deck! Wenn man das Dampfboot betrachtet, wie es mit den fünf oder sechs sinnigen Seelen, deren wir oben gedacht, dahinfährt und seinen Dienst so ordentlich thut, ohne alle weitere Nachhilfe oder Unterstützung, so meint man fast, es sei eine alte Wohlthätigkeitsstiftung, welche die frommen Pilger nicht um schnöden Gewinn, sondern um Gotteswillen über die blauen Fluthen führt und in einer bessern Welt jene Vergeltung hofft, welche ihr die heutigen Reisemenschen in ihrer Blödigkeit versagen.

(Es ist Schade, daß die Verwaltung der Verkehrsanstalten der Dampfschifffahrt im Chiemsee seit ihrem zwanzigjährigen Dasein nie einen großherzigen Blick geschenkt hat. Es wäre freilich noch immer Zeit, daß sie sich mit dem Unternehmer wohlwollend verständigte, was zu beiderseitigem Vortheile und zur Bequemlichkeit des Publicums gedeihen könnte. Würde z. B. in Seebruck ein Omnibus einfließen, so brauchten die Reisenden, um nach Prien zu kommen, nicht die holperichte Bergstraße über Weißham zurückzulegen und Herr Feßler hätte täglich um ein Dutzend Fahrgäste mehr. Auch mit der Briefpost ist's noch bestellt wie zu Klosterszeiten, ja vielleicht noch schlechter als damals. Die Bötin kommt nämlich zwei Mal in der Woche von Weißham, welches anderthalb Stunden entfernt ist, auf die Eilande und bringt

fröhlichſten Tage, ja ſelbſt Polterabende, Hochzeiten und Beilager. Unſer Haushofer, der dort, wie auch Director Ruben, ſein häusliches Glück gefunden, fing damals den Chiemſee zu malen an und hat ihn ſeit dieſem Anfang wohl dreißig oder vierzig Male gemalt — 's iſt immer der alte Chiemſee, aber immer in neuer Auffaſſung und mit neuen Reizen. Das Gedächtniß jener Zeiten zu erhalten, legte Friedrich Lentner im Jahre 1841 (es iſt ſchon bald ein Vierteljahrhundert) die Chronik an. Dieſe iſt ein heiterer, faſt ſchnurriger, mit gothiſchen Randmaleleien verzierter Bericht über die Entdeckung der Inſel und die Begebenheiten, die ſeitdem da vorgefallen. Solche, die ſpäter kamen, Dichter, Maler und ſonſtige Naturfreunde ſetzten dann das begonnene Werk gar fleißig fort, dichteten Elegien, zeichneten Landſchaftsbilder, Porträte, auch etliche ſchätzbare Caricaturen hinein. So iſt das Buch ein Kleinod geworden, das mit Sorgfalt erhalten und aufbewahrt, aber den Eilandsgäſten, die darnach fragen, gerne gezeigt wird. Gar viele haben darüber ſchon eine angeregte Stunde zugebracht. Das Inſelchen aber erfreut ſich noch immer einer großen Beliebtheit, und es fehlt nicht an elegiſchen Pilgern, welche ſeine Einſamkeit ſuchen und gern etliche Tage oder Wochen da verleben. Für Leute, die viel Zerſtreuung und Luſtbarkeit begehren, iſt es aber kaum mehr geſchaffen — denn die luſtigen Zeiten ſind lange dahin. Still iſt es noch immer, das grüne Eiland, aber es mangeln die fröhlichen Geſellen und Geſellinnen, welche einſt dieſe Stille kurzweilig machten. Viele davon ruhen ſchon lang in der kühlen Erde.

So auch Friedrich Lentner. Er ſtarb im Frühjahr 1852 in jungen Jahren zu Meran. Dieſer Pfad vom

Chiemsee oder von München über Innsbruck in's Etschland hinein war eigentlich die Saite, auf welcher sich die schönsten, aber auch die wehmüthigsten und traurigsten Töne seines Lebens abspielten. Auf Lebenberg bei Meran, auf dem schönen Lebenberg stiftete er, all' die Unbilden vergessend, welche ihm die tirolischen Staats- und Polizeimänner angethan, eine ähnliche Chronik, doch farbenreicher als die Chiemseer, die er gleich nach der Geburt sich selbst überlassen mußte, und trug dort eigenhändig mit Schrift und Pinsel ein, was seine heitern Freunde von Meran sowie andere ehrbare Männer aus Tirol und der übrigen Welt im Lauf der Jahre an seltsamen Stücklein aufgeführt. Herr Kirchlechner, der gastfreundliche „Burggraf zu Lebenberg", gedenkt noch mit Rührung der alten, schönen Tage, als der Lentner noch gelebt, der auch das ganze Schloß gewissermaßen zu seinem Denkmal umgestaltet, hier eine Tafel aufgehängt, da ein Wandbild, dort einen schönen Reimspruch hingemalt hat — so ermunternd, daß auch der geistreiche Lasaulx, der nach ihm kam, um dort seine Sommerfrische zu verleben, sich in der Spruchpoesie versuchte und ebenfalls seine Reime spendete. Jetzt kommt auch er nicht mehr nach Lebenberg.

Friedrich Lentner hat bekanntlich mancherlei geschrieben, zwei Romane und mehrere feine, zum Theil humoristische Novellen, auf bayerischem und Tiroler Boden spielend. Sein Ruf hat jedoch das Fichtelgebirge nicht überstiegen, obwohl er hier zu Lande hochgeschätzt und gepriesen wird. Als er gestorben war, zeigten sich auch eine Menge Gönner und Gönnerinnen, Verehrer, Bewunderer, welche sich eifrigst nach der Herausgabe seines Nachlasses, vielmehr Zusammenstellung seiner in Zeitschriften zerstreuten Novellen erkun-

digten und dieſe ungemein beeilt wiſſen wollten. So erſchien denn (bei Gebrüder Scheitlin in Stuttgart) der erſte Band ſeines Nachlaſſes, eine bis dahin ungedruckte Erzählung aus Tirol, welcher ein guter Freund die Lebensbeſchreibung des Verlebten vorgeſetzt hatte. Als aber das Büchlein fertig am Schaufenſter ſtand und etwas Zuſpruch wünſchte, hatten ſich Gönner, Verehrer und Bewunderer mit einemmal ganz verlaufen. Zur Zeit bedenkt ſich nun der Verleger natürlicher Weiſe, ob er den zweiten Band, zu dem er das Zeug ſchon längſt in Händen hat, noch nachſchieben ſolle. Wir erwähnen aber dieſe Geheimniſſe nur, weil ſich einige theilnehmende Herzen dem Argwohn hingeben, der gute Freund, der ſich um die Herausgabe angenommen, ſei aus Läſſigkeit oder Widerwillen an der Zögerung Schuld. Immerhin ſieht man daraus, wie wenig Glück und Segen es bringt, bei uns und in den Nachbarſtaaten der ſchriftſtellernde Liebling des Publicums zu ſein. In dieſem Stücke wenigſtens ſcheint die Metropole der Intelligenz an der Spree einiges voraus zu haben. Iſt ihr niederes Volk viel roher, ſo möchte leicht ihr gebildetes auch etwas gebildeter, wenigſtens viel bücherluſtiger ſein, als das unſrige, und dort, in dieſer Stadt allein, als Schriftſteller, Talent oder Genius, als einer unter vielen recipirt zu werden, wäre vielleicht eben ſo nützlich und angenehm, als in Ober- und Niederbayern, München, Freiſing, Landshut, Tirol und Vorarlberg, Allgäu, Schwaben und Neuburg nebſt den angränzenden Territorien als erſter und einziger zu glänzen. Aber warum ſollen unſre Geiſtespflanzen nicht auch im kalten Boden gedeihen wie unſre Rettige?

Wie ganz anders iſt es freilich anderswo, in den mildern

Ländern, wo die Muſe alle Abende zum Thee kommt? Dort ſtehen dem künftigen Literaturgeſchöpfe ſchon vom Zeitpunkt der Empfängniß und lange bevor es das Licht der Welt erblickt, die Bulletins ſchriftſtellernder Hebammen zur Seite, die auf ſeinen Zuſtand und den der männlichen Mutter liebevoll und mit unüberwindlicher Ausdauer aufmerkſam machen. In dem Feuilleton, in den Miscellen oder in den Notizen eines der geleſenſten Journale findet man eines Tages: Unſer N. N. ſoll an einen nationalen Roman aus dem Hofleben der Vandalenkönige denken u. ſ. w. Nach einigen Wochen heißt es im Deutſchen Muſeum: Der Roman ſei begonnen, aber in die Tage Friedrichs des Großen verlegt worden, da der begabte Autor jene Urzeit viel ärmer an Situationen gefunden, als er einſt vermuthet; doch ſei über die Perſon der Heldin noch nichts bekannt, daher allenthalben enorme Spannung. Später leſen wir in der Europa: Die Heldin ſei nahezu gefunden — wahrſcheinlich eine anhalt-zerbſtiſche Hofdame, was ſehr intereſſant. Noch ſpäter zeigt ſich in der Kölner Zeitung die vielſagende Notiz, jene etwas verfrühte Nachricht beſtätige ſich dahin, daß es eigentlich ein Höckermädchen aus Potsdam ſei — eine äußerſt erfreuliche Wendung, da Hofdamen längſt nicht mehr populär. Kaum haben wir uns die äußerſt erfreuliche Wendung zu recht gelegt, ſo leſen wir in der Leipziger Zeitung ganz unerwartet die Mittheilung, der geiſtreiche Verfaſſer ſei an einen kleinen Hof befohlen worden, um der penſionirten Herzogin von X. ſein Manuſcript vorzuleſen, und die hohe Frau ſei freudig überraſcht geweſen, bei einem bürgerlichen Schriftſteller ſo wahrhaft vornehme Geſinnungen anzutreffen. Namentlich habe ihr auch ſeine ariſtocratiſche

Auffaſſung der Liebe zugeſagt, die in dem Roman faſt geſchlechtslos erſcheine. — Ueber den erſten Ausgang des Buchs gehen myſtiſche Andeutungen in die Welt, die ſich in der blauen Ferne leicht ſo verſtehen laſſen, als habe man vor dem Laden Queue gemacht. Noch dieſelbe Woche erſcheinen in den beſten Blättern Anzeigen und Beſprechungen voller Jubel, daß endlich das längſt erſehnte Werk an den Tag getreten, eine längſt gefühlte Lücke unſerer Literatur ausgefüllt und dieſe um ein Meiſterwerk bereichert ſei. So wird, ſagen unſre Schriftſteller, der ſtiere Publikus kirre gemacht, er gewöhnt ſich an den Namen, lernt ihn ausſprechen, ja wiederholen und frohlockt zuletzt, wieder einen berühmten Deutſchen mehr zu haben. Der Berühmte aber wird Tiſchgenoſſe der Götter und erfreut ſich unſterblichen Lebens.

Aus dieſer reichen Fülle des Betriebs, ſagen unſre Schriftſteller, blühen für uns nur die Anzeigen in den Leipziger und Berliner Blättern. Wir werden da, wenn wir es verdienen, günſtig, ſehr günſtig, oft ungemein günſtig beſprochen, aber damit iſt's auch vorbei. Unſer einer, ſagen unſre Schriftſteller, iſt dort wie ein ſchönes Bauernmädchen, das man vom Berge herab als Jodlerin zu einem Münchner Hausconcert geladen — ſie wird drei Stunden lang von jedem ausgezeichnet, ſie gilt an dieſem Abende mehr als alle übrigen, aber man würde es ihr doch ſehr übel nehmen, wenn ſie ſich zur Familie rechnen wollte. So auch wir — wir ſingen mit Beifall unſer Liedlein und ſind entlaſſen. In den Ueberſichten, Rückblicken, Generalberichten über die dramatiſche, lyriſche, novelliſtiſche Jahresärnte, ſagen unſre Schriftſteller, in den Literaturgeſchichten u. ſ. w. iſt kein Raum für uns; wir haben

keine Journale, die uns lieben und loben und unſer Gedächtniß fortpflanzen, wenn wir eben nicht auf dem Markte ſind; wir blühen einmal, wie die Seelilie, und verſinken dann wieder, kurz wir leiden an unfreiwilliger Verſchollenheit und unſern Schmerzensſchrei will niemand hören. Vielleicht geht's aber den fröhlichen Oeſterreichern, vielleicht den biedern Schwaben ebenſo. Und vielleicht kann man allen mit gleichem Recht die Frage ſtellen: Warum haltet ihr euch nicht auch ein Orcheſter, in dem die Poſaunen der Anerkennung und die Trompeten des Lobes von tüchtigen Lungen geblaſen werden? Warum ſchreibt ihr nicht auch eure Blätter, die in jedem Mondenwechſel wenigſtens einmal euren Styl, eure Compoſition, eure Charakterſchilderungen, eure Landſchaftsbilder, eure Abendröthen in's Gedächtniß rufen? Warum ſeid ihr ſo rückhaltsvoll gegen eure Freunde und gebt ihnen keine Anweiſung, wie ſie die Tiefe eurer Intentionen, die Conſequenzen eures Gedankenſpiels, das Großartige eures Genius ſicher herausfühlen, lebhaft darſtellen und mit Liebe preiſen ſollen? Ihr ſeid aber kaum auf der heimiſchen Erde beachtet — was wollt ihr denn von den Fremden? Und damit iſt denn allerdings eine andere Wunde aufgeriſſen, ohne daß die erſte zugeht. Der gewöhnliche Bürger findet nämlich, wenn er den Verſuch wagt, das meiſte, was bei uns gedruckt wird, noch zu hoch, die ungewöhnlichen aber, die in Reichthum und Ueppigkeit leben, ſtellen ſelbſt den Verſuch nicht an. Den öffentlichen Würdenträgern hat die Vorſehung zwar Weisheit und geſtickten Kragen, aber meiſtens wenig Glücksgüter verliehen. Der fette Landpfarrer ſpielt Nachmittags ſeinen Tarok und hat für ſolche Sachen keine Zeit. Der Gutsbeſitzer kauft ſich vor dem

Sylveſterabend den Sulzbacher Kalender und ſpricht: zu leſen genug für's nächſte Jahr! Der hohe Adel endlich ſchwelgt, wie ſeine Gönner behaupten, lediglich in fremden Literaturen — wie ſeine Kenner ſagen: in gar keiner. Im Allgemeinen aber ſtellt man ſich erſtaunt, daß der Schriftſteller, der ſtets mit dem Geiſtigen beſchäftigt ſei, überhaupt wenigſtens durch den Hunger noch mit dem Irdiſchen zuſammenhänge und wundert ſich, daß er nicht, wie hyſteriſche Seherinnen, ſein ätheriſches Daſein mit einer wöchentlichen Roſine friſten könne. Daß ein Volkstheil, ein Stamm, der eine eigene Literatur haben möchte, ſich dafür auch etwas koſten laſſen müſſe, gilt als eine ſelbſtſüchtige Meinung, als eine habgierige Ueberſpanntheit. Die Reichen und die Vornehmen, wenn ſie ſich nicht gänzlich ferne halten, bezeigen ihre innige Theilnahme lieber dadurch, daß ſie zum Verfaſſer ſenden, er möchte ihnen doch ſein neueſtes Buch, das ſo intereſſant ſein ſolle, auf etliche Wochen zum Leſen leihen. Unſre vornehmen Millionäre, Reichsräthe, Fabrikanten ſchicken in die Leihbibliotheken gerade ſo gut, wie die Nähermädchen, was doch in Altengland für ſehr plebejiſch gilt. In allen andern Dingen ſteigt der Luxus auf, in der Pracht der Gemächer wie in den luculliſchen Gaſtmählern, nur in dieſem Stücke bewahren ſie die Einfachheit der Väter, die ihre Unterſchrift mit einem Kreuze fertigten. So lebt der Autor, ob er die Wiſſenſchaft, ob er die Dichtkunſt betreibt, unbeachtet, höchſtens belächelt, doch in ſich ſelbſt vergnügt dahin, bis etwa das Gerücht auskömmt, daß ein fremdes Talent in unſre gaſtliche Hauptſtadt verſiedelt werden ſoll, wornach dann der gewöhnliche und ungewöhnliche Bürger, der Würdenträger, der Landpfarrer, der Gutsbeſitzer, der Ariſto-

crat, der Philiſter und der Idiot mit Einer Stimme aufkreiſchen: „Haben wir denn nicht unſern A*, unſern B*, unſern C*? Warum denn die Landeskinder hintanſetzen?“ — bei welchen Worten aber niemand neidloſer und herzlicher in ſich hineinkichert, als eben unſer A*, unſer B*, unſer C*.

Doch nun fort von dem ſchönen Frauenwörth, das ſo viel beſungen, und hinaus in den weiten See, der ſchon ſo oft gemalt worden iſt! Der Chiemſee hat eigentlich ein doppeltes Angeſicht, oder vielmehr dem Schiffer, der über das Waſſer fährt, bieten ſich im Handumdrehen, im Augenwinken, zwei ſo verſchiedene Betrachtungen, als wäre er in Gedankens Schnelle viele Tagreiſen weit geführt worden. Schaut er nämlich gegen Norden, ſo zeigt ſich ihm nur die alltäglichſte Waldgegend, ein niederes Geſtade mit Nadelholz bewachſen — wie das etwa um die hundert kleinen Seeen in der Mark, in Pommern oder in Preußen auch zu finden ſein möchte — wendet er ſich aber gegen Mittag, ſo ſteigt ganz nah ein prächtiges Gebirge auf, rieſige almenreiche Gehänge, wie ſie von der Salzach bis an die Iſar nacheinander ſich emporrichten, vom Watzmann bis zum Wendelſtein, bunt beſetzt mit fernen Häuſern, Wallfahrtskirchen, Schlöſſern und Sennhütten, während durch die Einſchnitte, in welchen die Bergbäche herausſtrömen, lilienweiß die entlegenen Pinzgauer und Tiroler Schneehäupter herübergucken. — Von Frauenwörth ſticht oft in der Abenddämmerung ein Schifflein in den See und plätſchert ſich hinaus in die roſenfarbe Fluth. In dieſem Nachen ſitzt immer eine ſinnige Seele, ein Maler, ein Dichter, ein Romantiker. Er rudert mit ſanften Schlägen fort in dem ſtillen Gewäſſer, bis er kaum mehr das Singen vom

Geſtade her vernimmt. Nun glaubſt du aber nicht, wie wunderlich es dem Schiffer bald zu Muthe wird und wie zweifelhaft, ob neben ihm auch noch Menſchen auf der Welt ſind und wie er ſich freut, wenn auf den Eilanden die Abendglocken erſchallen und allmälig die erſten Lichter in den fernen Fenſtern glänzen. Es weht da nämlich eine solitudo, wie vor tauſend Jahren; dieſelbe Einſamkeit, wie ſie aus den Urkunden der bojoariſchen Urzeit herausſpricht — gegen Aufgang, gegen Mittag und gegen Mitternacht alles öde, nur hie und da ein Kirchthürmlein, das verlaſſen aus dem Fichtenwalde ſpitzt, obwohl da Raum genug für ſieben Städte wäre, welche ſich um ihren berühmteſten Dichter ſtreiten könnten — und ſelbſt gegen Weſten nur etliche Lichtſtreifen aus den Fiſcherhütten und der matte Schein der Kloſterfenſter. Dieſe tiefe Waldeinſamkeit, welche die bayeriſchen Seeen umgibt, verlangt faſt eine Erklärung, die unſere Culturhiſtoriker auch nicht lange ſchuldig bleiben werden. Bis wir die rechte haben, können wir immerhin anführen, daß die Ufer vielfach ſumpfig ſind. Aber wenn die Anſiedler die naſſen Stellen meiden wollten, warum haben ſie ſich nicht deſto dichter auf den trockenen niedergelaſſen? Gleichwohl ſpiegelt ſich nur im Ammerſee ein Flecken, das weiland berühmte, jetzt vergeſſene Dießen, während an den andern kaum ein namhaftes Dorf ſich emporgehoben. Dagegen ward allen als Zierde und Schmuck eine vornehme Abtei, ein reiches Chorherrnſtift oder ſonſt eine Anſiedelung zur Ehre Gottes. Haben vielleicht dieſe frommen Häuſer die Angſt und Noth der Welt ſich lieber ferngehalten und den Verführungen der Sinnenluſt die ungeſtörte Beſchaulichkeit und Verſenkung in das Ueberſinnliche vorgezogen? Oder haben ſie ihre ſtillen

Freuden, die ſich doch meiſt um das Nämliche drehten, wie bei andern Menſchen, dem ſcharfen Blick der Laien und dem ungeſchickten Lärm der böſen Zungen entziehen wollen? Das letztere iſt ſo möglich als das erſtere.

Unter dieſen oder andern Betrachtungen fuhren wir an dem Steg zu Seebruck an, alle des Willens, den beſtellten Wagen zu beſteigen und mit Kind und Kegel nach dem Ort zu fahren, welchem wir das ganze vierte Capitel in ſchuldiger Aufmerkſamkeit widmen werden. Auch ſah ich ſchon von ferne über den langen, ſchwanken Steg meinen Gönner hereinſchimmern, den freundlichen Hausmeiſter von Seon nämlich, den ich mir eigens gekommen dachte, um uns mit einer glückwünſchenden Feſtrede zu empfangen, das Gepäck zu übernehmen und die Geſellſchaft an den Wagenſchlag zu geleiten. Jeder Schritt brachte uns näher und näher, und endlich waren wir dicht beiſammen. Unſer freundlicher Hausmeiſter, mit dem ich ſchon manche Viertelſtunde unter der Kellerlinde geſeſſen — er ſchien mir zwar ſo kurz und rund wie immer, aber liebenswürdiger als je, und ſagte verbindlichſt, die Beſtellung ſei nicht auszurichten geweſen; ganz Seon ſtrotze von den anhänglichſten Familien, die mit den beſten Worten nicht weiter zu bringen wären; der Wagen ſei alſo auch nicht da, und er ſelbſt nur gekommen, um die kaiſerliche Abtei und Badeverwaltung ergebenſt zu entſchuldigen und für ein andermal zu empfehlen. Welche garſtige Aeffung! Manche Stirne runzelte ſich, manches Auge zuckte, aber das weiſeſte ſchien gleichwohl zu fragen: Was nun? Unſer Gönner rieth mit dem Dampfboot wieder umzukehren, nach Frauenchiemſee, nach Prien zu ſchiffen, kurz auf und davon zu gehen, je weiter deſto beſſer. „Aber wie iſt's denn

hier im Dorfe?“ „Nicht Raum genug für so viele Leute“ (wir waren nämlich, groß und klein ineinander gerechnet, unser neune), „vielleicht wenig Bequemlichkeit“. „Vielleicht mehr als in Seon,“ rief da mit lauter Stimme ein dabeistehender Landjüngling von Seebruck, der die Ehre seiner Heimath ungern herabgewürdigt sah — „geht nur hinein zum Wirth und schaut!“

Dieß schien sehr nahe zu liegen und wurde auch gleich versucht. Herr Isaak Wellkammer, der Gastgeber, in dessen christlicher Familie der seltene Taufname von jeher in Uebung ist, empfing uns mit der ihm eigenen Freundlichkeit, sprach sehr hochdeutsch, als wenn wir nicht recht bayerisch verstünden, zeigte uns seine heiteren Zimmer, seine guten Matratzen, und nach schnellem Umsehen fühlten wir uns ganz glücklich, nicht wieder in der Abendkühle auf die treulose Fluth zu müssen und eine Stelle gefunden zu haben, wo wir unser müdes Haupt zur Ruhe legen konnten. Und so nahmen wir also Herberge in dem großen und guten Wirthshaus des kleinen Seebrucks, auf der Stelle der alten Römerstadt Bedajum, welche noch durch unterirdische Gewölbe und unverständliches Gemäuer, durch Kaisermünzen, die vor siebenzehnhundert Jahren verloren wurden und jetzt wieder gefunden werden, ihr längst verschollenes Dasein zu bezeugen sucht.

Doch gefiel es uns, noch ein halbes Stündchen zu lustwandeln, hinaus und auf die lange breite Brücke, welche hier über den Ausfluß des See's, die ruhig fluthende Alz, geschlagen ist. Auf der Brücke aber wunderschöner, unvergeßlicher Anblick! Gegen Süden das ragende Gebirge des Chiemgaues in tiefer blauer Dämmerung, mit einem

durchflichtigen feinen Schleier umwoben, großartig und ehrfurchtgebietend; darüber die leichten Abendwolken wie Rosenblättchen hingeſtreut, und weiter herüber gegen das Flachland ein goldgelber Schein, den die ſcheidende Sonne zurückgelaſſen, in den der finſtere Kirchthurm von Seebruck und die ſchweigſamen nächtlichen Bäume des Dorfes ſeltſam hineinſtarrten, und im ruhigen See dieſe Farben wieder, das tiefdunkle Blau, wo ſich die Berge ſpiegelten, die roſenrothen Wolken, der goldgelbe Schein, und dann, wo dieſer nicht mehr hinreichte, die grasgrüne Fluth, die ſich ganz hell und klar in's Röhricht hineinzog, wo die Tauchentchen ſchwammen und hie und da ein Fiſchlein aufſprang. Dieſe Brücke zur Abendzeit und das ganze Dörflein in ſeinem Obſtbaumhaine ſchien mir ſo neu, ſo niegeſehen und überraſchend! Bin ſchon mehrmal da vorbeigekommen, gehend und fahrend, iſt mir doch nie eingefallen, wie ſchön das iſt! So mag es oft dem Dichter aus der Stadt ergehen, der jahrelang an einem Geſellen vorüberwandelt, den er zwar dem Namen nach kennt, der ihm aber ſpröde und widerwärtig und ungenießbar ſcheint, bis er ihm einſt zufällig im Eiſenbahncoupé gegenüber ſitzt und die Langweile dem andern den Mund öffnet, worauf dieſer dann geſteht, daß er alle durchgefallenen Tragödien, Liebeslieder, Romanzen, Balladen und Lehrgedichte ſeines Nachbars ſämmtlich geleſen und wunderſchön gefunden, ſogar Zufriedenheit, Troſt und Lebensmuth daraus entnommen habe, ſo daß jener vorwurfsvoll zu ſich ſelber ſagt: Welch ein edler Geiſt! Konnt' ich an dieſer Seele ſo lange vorübergehen, ohne zu ahnen, wie ſchön ſie iſt?

Bedajums weitere Umgebungen ſind auch nicht zu verachten. Wer z. B. nach Endorf, nach der nächſten Bahn-

ſtation, ſich wendet, der kommt auf dem alten Römerweg einmal an eine Stelle, wo die Straße abwärts führt und dann auf ſchmaler Landenge zwiſchen zwei Seeen durchzieht. Die Seeen ſind waldumſchloſſen, dunkelſchattig, einſam, faſt melancholiſch. Es iſt ein eigenthümlicher Fleck, wo für ein romantiſches Auge, für einen „blinden Seher" vielleicht mancherlei zu ſchauen oder zu ahnen wäre; denn auf der Landenge ſtand einſt eine Burg, Habemarsberg, ſpäter Hartmannsberg genannt, wo ein Zweig jener mächtigen Falkenſteiner hauste, welche ſich nach der Veſte bei Brannenburg nannten, die jetzt verfallen iſt. In einem alten pergamentenen Buch, im Archiv zu München, iſt noch ein Stück des Schloſſes abgebildet zu finden, ein mächtiger Grundbau, der aus dem See aufſteigt, und darüber ein Laubengang von romaniſchen Rundbogen, in deſſen Pracht das Edelfräulein erſcheint, wie es angelt, Fiſche angelt aus dem blauen See — wahrſcheinlich wußte ſie, die holde Unbekannte, auch unvorſichtige Ritterherzen zu angeln, und hat es vielleicht nicht ſelten verſucht. Ach, das fröhliche Mädchen liegt ſchon lang im kühlen Grabe, ſchon ſeit ſiebenhundert Jahren, und weiß kein Menſch mehr, wie ſie geheißen und wen ſie geheirathet hat und wie es ihr gegangen iſt. Ich lebe der Hoffnung, daß ſie eine brave Hausfrau geworden und ordentlich gewirthſchaftet, nicht in Saus und Braus ihre Habe vertrödelt, ihre Zahlungen eingeſtellt und Hunderte von fleißigen Handwerkern um ihre Mühe und Arbeit gebracht hat, wie es jetzt mitunter bei alten hiſtoriſchen Familien vorkommen ſoll. Später in milderen Zeiten wurde die feſte Burg zu Hartmannsberg ein offener Edelſitz, den zuerſt die Pienzenauer und vor hundert Jahren die Grafen und Gräfinnen von Hörl

sommerlich bewohnten, bis sie vergantet wurden. Jetzo ist der Edelsitz ein großes Wirthshaus, das aber, seit die Eisenbahn errichtet worden, nur wenig Besuch mehr sieht. Die freundliche Wirthin hat daher Muße genug, uns in dem obern Stock herumzuführen, wo noch die Schloßcapelle, eingelegte Commoden und Tische, getäfelte Thüren und anderer verschliffener und vergilbter Wohlstand vergangener Zeit — nunmehr alles zur Verfügung zufälliger Herbergsgäste, Fuhrleute, Viehtreiber und wandernder Schneidergesellen. An den Wänden hängen auch etliche alte nachgedunkelte Gräfinnen aus der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs, jungferlichen Standes, wie es scheint, welche jetzt, natürlich nur mit gemalten Augen, den unsaubern Handwerksburschen zusehen müssen, wenn diese Abends in das Bett steigen. Nichts so erhaben und so ausschließlich als der hohe Adel, solange der Portier mit dem breiten Wehrgehänge unter dem Thore steht, und die Wappenwagen anfahren und die schweren Seidenroben über die Treppen hinaufrauschen und die Ballmusik aus den erleuchteten Sälen schallt; aber wenn die Noblesse einmal auf der Retirade, so überläßt sie Hausgötter, alte Commoden und alte Jungfern — letztere sogar zum Aufheirathen — schließlich gern dem bescheidenen Bürgerstande.

Seebruck rühmt sich ferner der Auszeichnung, daß es zur nachmittäglichen Kaffeezeit von Seons Badegästen in großer Anzahl besucht wird. Wer diesen geselligen Freuden etwa ausweichen wollte, könnte gerade um solche Zeit nach Seon wandern, welches nur eine Stunde entfernt ist. Er ginge dabei zuerst die Alz entlang, den stillen glatten Strom, der sich hier glänzend in schattige Waldbuchten verliert, aber bald von steigenden Höhen in Empfang ge-

nommen wird, die ihn lange begleiten, und ein so reizendes Thal bilden, daß unser Siegert wahrlich gut gethan, es das Tempe des Chiemgaues zu nennen.*) Allmälig ersieht man auch Ischl, ein Dörflein, welches einsam im waldigen Grunde liegt. Man weiß nicht, ob dieser Ort vielleicht vor tausend Jahren, als die Chiemgauer, wie das vierte Capitel darthun wird, in großen Haufen nach der Ostmark, nach dem heutigen Oesterreich, wanderten, Stamm- und Namensmutter jenes anderen berühmteren Ischl im Salzkammergut geworden; aber so viel ist gewiß, daß wenigstens jetzt zwischen diesem und jenem nicht die geringste Aehnlichkeit besteht. Dort europäischer Zusammenlauf, Vornehmheit, Luxus und Prellerei, hier die tiefste Einsamkeit und ländliche Stille. Das Oertchen besteht nämlich nur aus ein paar Bauernhöfen und einer Mühle am klaren Bach, welche ein Kirchlein, das mitten im Friedhof steht, verbindet — stilles Kirchlein ohne Alterthum und Denkmal. Auf dem Friedhofe hielt ich einst ein bischen an und las z. B. über einem Grabe: „Johann Reitmayer zu Ischl wollte nach dem Wallfahrtsorte Unser Herr auf der Wies gehen, starb aber ganz unvermuthet zu Trauchgau.“ Wer uns sagen könnte, warum Johann Reitmayer dazumal nicht zur bayerischen Muttergottes im nahen Altötting pilgerte, oder wenn er ein minder kräf-

*) Herr Collega Siegert behauptete neulich auf dem Keller zu Altenmarkt, das hätte nicht er gethan, sondern ich — ich kann mich aber nicht erinnern, wo mir's passirt sein sollte und es mögen daher künftige Forscher in der bayerischen Literaturgeschichte herausspüren, wo sich jener Ausdruck zum ersten Male findet.

tiges Heilmittel seinen Umständen zuträglicher erachtete, warum nicht nach Maria-Eck, nach Tuntenhausen, nach dem Birkenstein bei Fischbachau? Warum so weit über Berg und Thal und Wasserflüsse bis hinaus nach Steingaden, an den Lech, zum schwäbischen Herrgott auf der Wies? Anziehungskraft und Ruf der Gnadenbilder haben auch ihre Geheimnisse, die noch wenig enträthselt sind. Manchmal reißt es den Pilger fort mit Sturmesdrang nach fernen Wallfahrtsorten, an die kein Mensch mehr denkt, deren Namen kaum bekannt, deren Gegend der Schullehrer gar nicht und der Pfarrer erst auf Nachschlagen angeben kann. Der Liebhaber steckt einen ledernen Schlauch mit Silbermünzen und seine Tabakspfeife zu sich, und wandert des Gottes voll wohin ihn die Gestirne leiten! — Auch ein geringes Bildchen an der Friedhofsmauer zog mich seltsam an. Oben kniet ein Jüngling in einer Uniform, wie sie die Bayern in den Freiheitskriegen getragen, und darunter steht: „Mein Sohn, welcher als Feldjäger, fünfundzwanzig Jahre alt, in einer entlegenen Landschaft, die wir nicht wußten, gestorben ist, 1814.“ Weil er bei seiner „Freundschaft“ auf dem Friedhofe zu Ischl doch nicht schlafen konnte, der junge Freiheitsheld, so errichtete ihm der Vater dort an dem stillen Ort ein Cenotaph. Wie einfach und wie lieb! — „in einer entlegenen Landschaft, die wir nicht wußten.“ Wo mag's wohl gewesen sein? — zu Arcis in der Schlacht, zu Nancy im Spital, oder sonstwo jenseits der Vogesen! Hätte nicht gedacht, da zu Ischl diese wehmüthige Erinnerung an jene Kriege zu finden, an den schönen Wahn und die große Zeit, als die hochherzigen Deutschen ihre Kaiser und Könige vom Napoleon befreiten, um selbst der traurigsten Herrschaft anheimzu-

fallen. Der Feldjäger von Ischl hat's gewiß auch anders gemeint! Gott geb' ihm eine fröhliche Urständ, wo immer auch im fernen Frankreich seine Asche ruht!

Rechts von Ischl fließt die Alz, und wenn wir nicht nach Seon gehen, so erreichen wir, dem chiemgauischen Tempe folgend, in einer guten Stunde die Gegend, wo das Kloster Baumburg weithin sichtbar auf seiner schönbelaubten Anhöhe steht, und der alte Markt an dem rauschenden Fall des Stroms sich ausbreitet, und Trostberg, der freundliche Flecken, mit der Siegertshöhe von ferne glänzt, und gegen Aufgang die Brauerei von Stein zu ihrem flüssigen Golde winkt, lauter Schönheiten, die wir heute nicht näher zu beschreiben brauchen, da dieß schon einmal geschehen ist. Nur soll nicht unerwähnt bleiben, daß von der obern Burg zu Stein in diesen klaren Sommertagen oft eine herrliche Aussicht genossen wurde, welche gegen Sonnenaufgang bis an des Dachsteins eisige Ferner reichte, die von der Steiermark herüberleuchteten und gegen Süden über all das Alpenland ging, das wir schon zu Bedajum auf der Brücke gesehen, und noch viel weiter.

Es ist überhaupt eine rühmenswerthe Eigenschaft des Chiemgaues, so fernsichtig, so weitausschauend zu sein. Es ist ihm eine so geschickte Anordnung, ein so wohlbemessenes Gewebe des wogenden Hügellandes zu Theil geworden, daß der Wanderer alle Viertel-, alle halbe Stunden, nachdem er ein Thal durchschritten, wieder auf ein Luginsland gelangt, von dem sich die ungeheure Gebirgsansicht und der See und über den Inn hinaus die unermeßliche bayerische Ebene zeigt. In allen Landschaften, die sich vor

den Bergen ausbreiten, finden ſich natürlich vielfach die Stellen, wo ſie überſichtlich vor Augen liegen, aber eine ſo regelmäßige Wiederkehr von Senkung und Hebung und auf dieſer von endloſer Fernſicht ſowohl einwärts in die Alpen, als in die grüne Heide, in's Flachland hinaus, ſie hat nur der Chiemgau.

III.

Das Bauerntheater in Seebruck.

Um aber unſer Seebruck nicht ganz zu vergeſſen, ſo war es im Wirthshauſe doch nicht recht geheuer — es machte ſich vielmehr eine Stimmung bemerklich, als wenn alles am Vorabend großer Ereigniſſe ſtünde. Oefter vernahm man unerklärliche Hammerſchläge, die von oben im Hauſe kamen, zuweilen ſah man eine ſeidene Schärpe, einen goldpapiernen Helm, einmal ſogar eine hölzerne Hirſchkuh vorübertragen. Als man nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Erſcheinungen fragte, erhielt man die Erläuterung: die Bauern von Seebruck würden am nächſten Abend Theater ſpielen. Welche Ueberraſchung!

Der erſte Anſtoß zu dieſem Unternehmen ſcheint von der königl. Gensdarmerie ausgegangen zu ſein. Im Nebenhauſe des Gaſthofes iſt nämlich ein kleines Lager aufgeſchlagen, in welchem drei Gensdarmen friedlich beiſammen leben. Sie erſcheinen in ihren Freiſtunden auch im Hauptgebäude und wiſſen ſich durch Dienſtwilligkeit und kleine Aushilfen in Haus und Hof und Stall ſehr beliebt zu machen. Einer davon iſt „der Commandant," ein gebildeter Krieger, welcher im Königreich ſchon viel herumgefahren und den Landleuten an Weltkenntniß weit überlegen iſt.

Dieſer zuerſt erfaßte, ſo ſcheint es, nach unſers Schillers Vorgang den Gedanken, die Bühne als Bildungsanſtalt zu benützen, und ſo auf die äſthetiſche Erziehung der Seebrucker zu wirken. In kurzer Zeit waren auch die nöthigen Talente gewonnen und es fehlte bald nichts mehr als das Stück. Nun ging aber in der Gegend ſchon lange ein Gerücht, daß ein ſolches in dem benachbarten Höſelwang zu finden ſei, und ſo machten ſich denn etliche von den Seebruckern auf und holten es im Triumph herüber. Aber auch die hohe Obrigkeit mußte dem Vorhaben ihre Weihe geben, und da man den Herrn Landrichter von Troſtberg zu Seon im Bade wußte, ſo zog eine Deputation an dieſen Ort und brachte mündlich ihre Bitte vor. Der gemüthliche Landrichter hörte ſie lächelnd an, fragte nur, was etwa der geiſtliche Herr, des Dorfes Seelenhirt, dazu ſage, und als die angehenden Mimen berichteten, dieſer habe das Stück ſchon durchgeleſen und nichts anſtößiges darin gefunden, ſo ſprach der kunſtliebende Badegaſt: Geht nur hin und ſpielt; Wir werden eurer Vorſtellung ſelbſt beiwohnen!

Wie? was war das? ruft hier vielleicht ein ergrauter Regiſtrator oder Kanzleidirigent, der an die ſieben und dreißig Bände der Döllinger'ſchen Verordnungsſammlung denkt — welches Benehmen in der Stellung eines königlich bayeriſchen Landrichters! Und alles ſo mündlich wie in der graueſten Urzeit, in den Tagen der Schachtelhalme und der Ichthyoſaurier! wo bleibt da ſchriftliche Inſtruction, Protokoll, abweiſender Beſchluß und Publication desſelben, Recurs, Actenvorlage, Regierungsentſchließung, die durch ihre Weisheit imponirt, Eröffnung derſelben, Nullitätsbeſchwerde und Deſervitenabſtrich! wo bleibt die Strafe

wegen ungebührlicher Schreibart? Welcher Schlendrian! Ach wie kahl wird nun die Welt, wie unerquicklich dieſe Uebergangsperiode, bis einmal die Buchſtabenſchrift wieder in ihre geheiligten Rechte eingeſetzt iſt! Und wie leidet einſtweilen der Dienſt und das Amt und die Regierung und der Staat und das ganze königliche Haus!

In der That wurden dieſe Dinge in anderen Landgerichten auch viel gründlicher behandelt. Die Audorfer, früher für weltliche Stücke die erſten Hiſtrionen des Hochlands, ſie wiſſen wohl zu erzählen, wie oft ihnen in den letzten dreißig Jahren ihr „Gſpiel" erlaubt und verboten worden, und wie viel Schreiberei darüber ergangen iſt, bis endlich der große Brand von 1857 die Bühne mit der koſtbaren Garderobe und den Decorationen und den Spielbüchern in Aſche legte. Damals verbrannten nicht allein die Stücke, die ſie ſelbſt geſchrieben, ſondern auch Johanna von Montfaucon und Otto von Wittelsbach, ja ſogar „Hamlet, Prinz von Denemarkt," und damit die lehrreiche Gelegenheit, zu unterſuchen, wie ſich der große Brite und ſein Meiſterwerk in den Köpfen der Innthalerbauern zurecht gerichtet hatte. Die Bewohner von Kiefersfelden, in derſelben Nachbarſchaft, welche, wie ihr ältliches Schauſpielhaus bezeugt, ſchon vor Jahren die dramatiſche Muſe mit Eifer pflegten, ſie kämpfen jetzt auch wieder um die langentzogene Erlaubniß, obſchon ſie aus ihren Leiſtungen gar keinen Vortheil ziehen, ſondern die Ueberſchüſſe aus den Eintrittsgeldern zu einer Stiftung verwenden wollen, auf daß in der nahegelegenen Ottokapelle alle Jahre für das Seelenheil des ganzen Landgerichts eine heilige Meſſe geleſen werde! Die dortigen Liebhaber ſind meiſtens Arbeiter im Eiſenhammer, und es iſt wirklich ſehenswerth,

wie ihre, obwohl rußigen Geſichter zu leuchten beginnen, wenn man mit ihnen vom Theater zu ſprechen anfängt und die Hoffnung äußert: es könnte vielleicht doch noch einmal die Zeit kommen, wo es wieder erlaubt würde.

Eine gewiſſe Bitterkeit erregt es in den Herzen des bayeriſchen Innthals immerhin, daß im tiroliſchen, bei Kufſtein, in der Thierſee, in Erl, in Sewi und allenthalben geſpielt werden darf. Die bayeriſche Obrigkeit, indem ſie den Hirten des Hochlands mit ihrem Roſenfinger den theatraliſchen Mund verſchließt, betheuert zwar, es geſchehe nur, um ſie vor unnützen Ausgaben und den Verführungen der Leichtfertigkeit zu bewahren, allein ihre Maßregeln haben, wie dieß mitunter bei jeder guten Regierung vorkommt, gerade die entgegengeſetzte Wirkung. „Daß jetzt wir nicht ſpielen dürfen," ſagte jüngſt ganz grämlich der würdige Vorſteher eines bayeriſchen Gränzdorfes, „und in Tirol, da ſchlagen ſie überall ihre Theater auf! Da hat man ſchon die Zeit nicht, ſolche Sachen zu verbieten. Wenn die Herren in der Stadt etwa hoffen, daß ſich ihnen zu Lieb der Bauer ſein ſchönſtes Sonntagsplaiſir abgewöhnt, da dürfen ſie noch lange warten. Jetzt lauft und fahrt an Sonn- und Feiertagen alles in's Tirol hinein, zecht in dem theuern Tirolerwein, lebt in der größten Luſtbarkeit, und kommt in der finſtern Nacht mit leerem Beutel und paarweis wieder heim — alles von derowegen, weil unſer Gſpiel dahier der Sparſamkeit und den guten Sitten ſchaden könnte! Hätten wir unſer Theater im Dorf, dann blieben die ledigen Leute daheim, und wir könnten ſelber auf ſie Obacht geben!" Der Vorſteher meinte dabei, es ſei ohnedem längſt ausgemacht, daß die bayeriſchen Bühnen die beſſern Stücke hätten, und erzählte nebenher

zum Beiſpiel: auf einem tiroliſchen Theater hätten ſie eine Art von Paſſionsſpiel aufgeführt, und da habe der kohlſchwarze Teufel mit dem Judas ein Protokoll auf Stempelbogen aufgenommen, daß dieſer ihm ſeine Seele verſchreibe (ſcheint eine feine Ironie auf die gerichtliche Umſtändlichkeit), und dann als der Verräther vom Baum gefallen und ihm der Wanſt geborſten, ſei ein ganzes Gequirl von ſchmackhaften Würſtchen — ſeine Eingeweide vorſtellend — herausgequollen, welche dann die jungen Teufelchen ſofort unter furchtbarem Halloh des hingeriſſenen Publicums verzehrt. „Das wäre bei uns doch nicht mehr möglich," ſagte der Vorſteher mit einem gewiſſen bayeriſchen Geiſteshochmuth, während wieder andere in jenen Zügen gerade die liebenswürdigen Reſte mittelalterlichen Volkshumors erblickt haben ſollen. Woher dieſer unüberwindliche Hang zum Schauſpiel ſtamme, wollen wir hier nicht unterſuchen,*) aber uns gleichwohl die Meinung erlauben, daß er, abgeſehen von der perſönlichen Freiheit, die in conſtitutionellen Staaten doch auch ein bißchen Achtung verdient, viel mehr Nutzen als Schaden bringt. Es iſt ein Trieb zur Bildung, der gewiß begünſtigt werden darf. Für die Welt lernen die Leutchen zu wenig, für ihr Dörflein, wenn nicht zu viel, doch mehr als ſie verwenden und erhalten können. Da tritt nun das Theater helfend ein als lebenslängliche Feiertagsſchule; ſie üben ſich wieder im Leſen und Schreiben, Singen und Dichten, und ihr Geiſt, der ſich doch zur Indolenz hinneigt, bleibt in erfriſchender Bewegung.

*) Dr. Hollands ſchönes Büchlein über das deutſche Theater im Mittelalter und das Ammergauer Spiel (München 1861) theilt hierüber manches Lehrreiche mit.

Nachdem also den Seebruckern ihr Gespiel erlaubt war, so ging „die heilige Genofeva" am Sonnabend, den 3. August, auch wirklich über die Bretter. Es sollte zunächst eine Vorstellung für das Dorf und die Badegäste von Seon sein, denn der Zufluß der weiteren Nachbarschaft wurde erst für den darauffolgenden Sonntag erwartet. Da jedoch ein starkes Gewitter eingefallen war, so blieben die Seoner leider aus; der Saal hatte demnach außer den Gästen des Wirths nur die Dorfleute aufzunehmen und war wenigstens nicht überfüllt.

Der Text der heiligen Genofeva war also in dem nahen Höselwang geholt worden, aber nach dem Verfasser hatte man nicht gefragt, und es wußte ihn niemand zu nennen. Wahrscheinlich ist's ein junger Ackersmann, der Morgens mit dem Pflug zu Felde geht und nur „des Abends auf den Helikon;" denn die Bacherl kommen bei uns nicht blos unter den Dorfschullehrern vor, sondern reichen bis unter die Bauernknechte herab. Es ist eine Frage, ob der Dichter auch nur eine wandernde Truppe je spielend gesehen, wie denn selbst von dem Seebrucker Personal nur ein einziger einmal zu Traunstein dieses Glück genossen. Auf jene Frage führt übrigens die so zu sagen cyclopische Haltung seines Werks, welches so viele Unbeholfenheiten und Naivetäten enthält, daß es schon deßwegen interessant ist. Im ganzen liegt das Genofevabüchlein des Verfassers der Ostereier zu Grunde, und wo dasselbe Zwiegespräche oder Monologe enthält, fährt unser Dichter auch ganz sicher und behaglich dahin, obwohl er nothwendigerweise vielfache Abkürzungen eintreten ließ — wenn aber das Büchlein die dramatische Form verläßt, so ist unser Landmann in sichtlicher Verlegenheit und hilft sich bestmöglich

ohne Worte durch. Hievon gibt gleich der Anfang ein gutes Beiſpiel. „Siegfried und Genofeva," heißt es nämlich in der Erzählung, „lebten in der ſeligſten Eintracht. Eines Abends ſpät nach Tiſche, da man ſchon das Licht angezündet hatte, ſaßen beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genofeva ſang und ſpann, und Siegfried begleitete ihren Geſang mit der Laute." Als Schilderung dieſer glücklichen Häuslichkeit ſehen wir nun, nachdem der Vorhang aufgerollt, die beiden Gatten „im gewöhnlichen Wohnzimmer" an einem Tiſchlein ſitzen, ſie mit dem Spinnrade, ihn mit untergeſchlagenen Beinen, doch ohne Laute. Es ſteht eine Flaſche Wein zwiſchen ihnen, nach der Etikette zu ſchließen: Forſter Riesling von Weinwirth J. B. Michel in München. Der Graf füllt die Gläſer, und ſie ſtoßen ohne ein Wörtchen zu ſagen an, meſſen ſich aber allerdings mit bedeutſamen Blicken. Nach dieſem beginnen ſie ein häusliches Duett zu ſingen, bei deſſen Ende ſchon der Bote hereintritt, der den Grafen zum Kriegszug gegen die Mohren ladet. Dieſer hat kaum Abſchied genommen und die Wohnſtube verlaſſen, als Golo mit ſeinen „ſchändlichen Anträgen" hervorkommt. Das Büchlein gibt weiter keine Worte an die Hand, und der Dichter muß daher ſelber ſprechen. Für Golo's ſündhafte Begierden bringt er auch noch einen ganz anſtändigen Satz auf, aber Genofeva findet keinen Ausdruck mehr für ihre Tugend. Um nicht reden zu müſſen, gibt ſie ihm einen ſtummen Schlag in's Geſicht, er geht mit einer kurzen Drohung ab, und damit iſt der Knoten geſchürzt. Die Pfalzgräfin entſchließt ſich nun unverweilt an ihren Gatten zu ſchreiben und beginnt: Lieber Siegfried! Obgleich Du mir auf verſchiedene Briefe, die ich an Dich gerichtet, bisher noch

keine Antwort gegeben haſt u. ſ. w. Der Dichter hat nämlich die ſpätere Bemerkung des Büchleins, daß Golo alle Briefe der Gräfin an den Grafen und umgekehrt unterſchlagen habe, ſchon hieher verwendet, obſchon Siegfried, wenn Genofeva zum Fenſter hinausſehen wollte, ſich gewiß noch im Burghof finden müßte. Jene Zeilen ſoll nun der getreue Drako beſorgen, der aber vom hereinſtürzenden Golo durchbohrt wird und ſie ſterbend auf den Boden fallen läßt. Das Schreiben bleibt nun noch ſieben Jahre lang auf dem Boden liegen, bis es Siegfried bei ſeiner Rückkehr gewahrt, aufhebt und darin einen neuen Beweis der Unſchuld ſeiner Gattin findet.

Der nächſte Act führt dieſe im Kerker vor. Sie deutet da auch beiläufig an, daß ſie „in andern Umſtänden" ſei. Ein ſtädtiſcher Dramatiker würde nun wohl die Verwirklichung dieſes Winks in den Zwiſchenact verlegen, aber der Dichter von Höſelwang läßt ſeine Heldin einfach hinter die Couliſſe treten und nach ein paar Secunden mit einer Windelpuppe, die ſie eben geboren, wieder hervorkommen. In unſerer Metropole hätte dieſe Erſcheinung wohl ein ſchallendes Gelächter hervorgerufen — aber die Landleute von Seebruck waren in ſo getragener Stimmung, daß ſie niemanden auffiel. Derlei wunderliche Vorkommniſſe wären aber noch mehrere hervorzuheben, doch übergehe ich ſie lieber, um nicht zu lang zu werden.

Stehen nun dieſe Bauernſpieler auch in den meiſten Dingen hinter den dramatiſchen Künſtlern der Stadt zurück, ſo ſind ſie ihnen doch darin voraus, daß ſie keines Souffleurs bedürfen, denn ihr Gedächtniß ſcheint vortrefflich. Sonſt werden ihre Leiſtungen allerdings nur im Licht eines erſten Verſuchs zu betrachten ſein. Die meiſten ſpielten

mit ägyptiſcher Steifheit; Bertha und Schmerzenreich, der ein Lammfell und eine langhaarige ſchwarze Perücke trug, ſprachen jenen monotonen Discant, welcher in den Landſchulen für das Herſagen der bayeriſchen Geſchichte eingeführt iſt; mit Ausdruck und einigem Selbſtvertrauen traten eigentlich nur Golo und der eine der Knechte auf, welche Genofeva morden ſollen. Dieſe ſelbſt genügte in den Elendsſcenen des Kerkers und der Wildniß, war aber ſchwach und faſt gefühllos gegen das Ende, wo ſich die Freude über die Rettung und die Leidenſchaft ihrer Liebe zeigen ſollte.

Nach der alten Tradition der geiſtlichen und der weltlichen Volksbühne ließ ſich übrigens vor jedem Act ein Chor vernehmen, der mit ſpröder Stimme eine Strophe abſang, welche den Inhalt des kommenden Aufzugs ankündigte und beſprach. Wer dieſe Vorworte gedichtet, vergaß ich leider zu fragen. Während des Geſangs war aber der Vorhang herabgelaſſen, ſo daß ſein Schall nur aus dem Verborgenen kam. Die Sänger und die Sängerinnen hielten es nämlich, wie ſie ſpäter erläuterten, für unſchicklich, ſich mit aufgeſperrtem Mund vor's Publikum zu ſtellen und dieſes in ihren dunkeln Rachen und geheimnißvollen Schlund hinunterſchauen zu laſſen — eine unerklärliche Discretion, welche übel angewendet faſt unſere ganze Oper unmöglich machen würde. Dagegen fehlte die luſtige Perſon, Hanswurſt oder Kaſperl, welche im Bauernſpiel der Tiroler nie vermißt wird, an die aber unſer Dichter, bei ſeiner Abneigung ſich ſelbſt vernehmen zu laſſen, wohl kaum denken konnte.

Die Einrichtung der Bühne bot nichts auffallendes. Das „gewöhnliche Wohnzimmer" war einfach gelb getüncht und durch einen geſtreiften Vorhang rückwärts abgeſchloſſen.

Wenn dieſer aufgezogen, ſah man in den Wald, der durch friſche Tannenbüſche bezeichnet war. Einmal ging oben auch der Mond über die Bühne — ein ernſthaftes Antlitz aus Oelpapier, durch eine dahinter verborgene Lampe beleuchtet, welches an einem Bindfaden langſam vorüber gezogen wurde.

Als das Stück zu Ende war, entfernte ſich das ländliche Publikum ohne zu klatſchen und zu jubeln, welches durchaus gegen den Charakter des Volkes wäre, aber doch mit vollkommener Befriedigung. Wenn man die Einzelnen fragte, wie es ihnen gefallen, gaben ſie wie mit Einer Stimme zur Antwort: Warum ſoll es uns nicht gefallen haben? wir haben nie was ſolches, nie was ſchöneres geſehen! Ihre innige Theilnahme hatte auch ſchon das Schluchzen bezeugt, welches ſich bei den rührenden Stellen ſehr vernehmlich erhob.

Der darauf folgende Sonntag war alſo der eigentliche Spieltag, der auch mit unermüdlichem Eifer ausgenutzt wurde. Genofeva hatte des Morgens kaum ihren frommen Geſang auf dem Kirchenchor beendet, als ſie auch ſchon das weiße Gewand der Pfalzgräfin um ſich ſchlug und die andern zur Eile drängte. Nach flüchtigem Mittageſſen begann bereits um elf Uhr die erſte Aufführung, die zunächſt für die Kinder des Dorfes und der Umgebung beſtimmt war. Hierauf folgte des Nachmittags die zweite, welche die Herren und Damen von Seon mit ihrem Beſuch auszeichneten, und Abends endlich die dritte, bei welcher hauptſächlich die Landleute der Nachbarſchaft vertreten waren. Wir hatten dieſen Tag auf einem Ausflug nach Stein verbracht, erfuhren aber, als wir des Abends zurückgekehrt, daß alles wieder ganz gut abgelaufen und daß die Zu-

ſchauer, trotz der großen Hitze, die oben im Spielſaal geherrſcht, ſich doch ſehr zufrieden und vergnügt gezeigt. Der ländliche Theil derſelben blieb auch noch ſpäter beiſammen und ſuchte ſeine Erquickung in Herrn Iſaak Wellkammers großen Gaſtzimmern, die ſolchen Andrang kaum ganz faſſen konnten. Die Helden und Heldinnen des Spiels hatten ſich an einem langen Tiſch zuſammengeſetzt und wurden von den andern nicht ohne eine gewiſſe Aufmerkſamkeit betrachtet und behandelt. Sie ſelbſt gaben ſich ſehr beſcheiden, waren zum Theil noch ganz in ſich verſunken und erwachten erſt allmälig für Geſpräch und Unterhaltung. Als die Mittheilung lebendiger geworden, fing Golo, der Gemeindevorſteher, mit großem Lobe von den Verdienſten des Commandanten zu reden an, von ſeinen Bemühungen, das Theater in Seebruck aufzubringen, und von ſeinen trefflichen Rathſchlägen, welche über manche Verlegenheiten bei der Inſcenirung hinweggeholfen hätten. Auch ſonſt, ſprach Golo, indem er aufſtand und die Stimme erhob, auch ſonſt ſei er ein wahrer und herzlicher Freund der Gemeinde, der, ohne ſeiner Pflicht zu fehlen, alle Unannehmlichkeiten und Stänkereien zu vermeiden wiſſe, daher auch die allgemeine Achtung verdiene und genieße. Er ſchloß mit einem Hoch auf den Gefeierten, welches den lauteſten Anklang fand. Hierauf der Commandant: Von ſeinen Bemühungen um das Theater wolle er nicht ſprechen, denn ſie ſeien kaum der Rede werth; aber es ſcheine ihm eine gute Stunde geweſen zu ſein, als er nach mancherlei Umzügen im Lande Bayern endlich zu Seebruck einen entſprechenden Wirkungskreis gefunden. Der Beruf des Inſtituts, dem er anzugehören die Ehre habe, ſei zwar ein ſchwieriger, aber unter ſo braven und redlichen Leuten,

wie ſeine Seebrucker ſeien, könne er ein ſehr leichter werden, und ſich ſogar, wie der eben vernommene Trinkſpruch beweiſe, Anerkennung und Zuneigung erwerben. Je weniger Aufgaben die Gensdarmerie zu löſen habe, deſto glücklicher müſſe ſie ſich fühlen. Dieſes Glück ſei aber nach ſeinen Erlebniſſen ihm nirgends ſo ſehr zur Seite geſtanden, wie in Seebruck, und deßwegen erlaube er ſich ein dreifaches Hoch auszubringen auf dieſe biedere und ehrenwerthe Gemeinde!

Ich geſtehe, daß mir das Verhältniß zwiſchen Gensdarmerie und Volk nie in ſchönerer Wirklichkeit vor Augen getreten iſt, als hier. Uebrigens, ſagte ich mir ſelbſt, kann man ſich in der That nicht mehr über mangelnden Fortſchritt im Bauernſtand beklagen, wenn jetzt die Gemeindevorſteher ſchon friſch und keck Toaſte auf die Gensdarmeriecommandanten ausbringen, während doch ſelbſt höhere Staatsbeamten ihre Feſtreden noch abzuleſen pflegen. Goethe gibt im Wilhelm Meiſter bekanntlich den Rath, daß jeder Menſch, um ſich über dem Gemeinen zu erhalten, wenn es möglich zu machen, alle Tage wenigſtens einige vernünftige Worte ſprechen ſoll, und dieſes Hausmittelchen ſchienen mir jedenfalls die beiden Redner im Dorfe Seebruck beſſer angewendet zu haben, als es vielleicht an manchem größern Ort und Landgerichtsſitz zu geſchehen pflegt.

(Dem Herrn Commandanten bin ich ſpäter wieder einmal begegnet, als wir beide auf dem Dampfboot über den Chiemſee fuhren, von Frauenwörth nach Seebruck. Ich war anfangs etwas zweifelhaft, ob ich mich über die Perſon nicht täuſche und blieb daher vorerſt als ſtiller Beobachter auf meinem Stuhl. Allmälig begann aber der andere, indem er auf mich herüberſah, verſchiedene

„Schlauderwörtlein" abzulaſſen, wie zum Beiſpiel: Ja, über die Gensdarmerie ſchreibt jetzt ſo mancher, der's beſſer bleiben ließe. Ein Gensdarm iſt gar ein eigenes Gewächs! Nützen können ihm die wenigſten, aber ſchaden gar ein jeder! — Man kann ſich denken, wie mir zu Muthe wurde, da nun kein Zweifel mehr übrig war, daß ich erkannt und der Apoſtrophirte ſei. — „Schönen guten Morgen, Herr Commandant, ſagte ich aber, und es freut mich, Sie wieder zu ſehen, obgleich Sie etwas verſtimmt ſcheinen." — Ja, ja, entgegnete er, ich kenne Sie ſchon noch, Herr Doctor, und habe mir ſchon längſt vorgenommen, Ihnen die Meinung recht hinein zu ſagen. Sie haben uns in eine ſchöne Patſche gebracht mit Ihrer Schreiberei! — „Wie? jene harmloſen Zeilen, ſo anerkennend, ſo wohlwollend." — Ja, wohlwollend! — Unſere Vorgeſetzten haben das halt anders aufgefaßt. Dienſtwilligkeit und kleine Aushilfen, heißt's da in Ihrem Artikel (urſprünglich ſtand's nämlich in der Allgemeinen Zeitung) — kleine Aushilfen in Haus und Hof und Stall — das kann man gerade ſo verſtehen, als hätten wir dem Metzger beim Kuttelfleckwaſchen geholfen und der Köchin beim Abſpülen. — „Das wäre aber ein ſehr geſuchtes Mißverſtändniß." — Ei, unſre Herren haben nicht lange geſucht und haben's doch gleich gefunden. Haben uns verantworten müſſen, warum wir unſern Character ſo hintanſetzen. — „O Himmel! — welches Unheil hat da mein guter Wille angeſtiftet." — Ja, ſo iſt's und man ſieht halt wieder, wer's nicht recht verſteht, ſoll über einen Gensdarmen gar nichts ſchreiben. — Als der Commandant dieſe Worte geſprochen und ſomit ſeine Seele erleichtert und ſein Herz ausgeſchüttet hatte, war auch die Verſtändigung nicht mehr ferne

und wir ſtiegen zu Seebruck verſöhnt ans Land. Seit der Zeit hab' ich mir aber ganz feſt vorgenommen, gar nichts mehr über die königliche Gensdarmerie zu ſchreiben, was ich bisher auch gehalten habe.)

Nachdem ich aber damals bemerkt, daß da jedermann ſpreche, ergriff ich auch das Wort und hob hervor, wie ſehr wir landliebenden Stadtleute überraſcht geweſen, hier ein ſo ernſtes Streben zu finden, einen ſo feſten Vorſatz, dem deutſchen Drama eine Stätte am ſchönen Chiemſee zu gründen. Ihr harmoniſches Zuſammenſpiel habe uns überzeugt, daß ihnen die Worte des Dichters der Genofeva keine unverſtändlichen Laute geblieben. Das Theater ſei übrigens, wie ſchon unſer Lieblingsdichter dargethan, nicht ein leerer Zeitvertreib, ſondern eine Stiftung, das Herz des Menſchen zu bilden, und daher wohl berufen, Hand in Hand mit der Kirche zu gehen. Andererſeits ſei es auch eine Fortſetzung der Schule, indem es die Kenntniſſe, die ſie, die Seebrucker, dort errungen, zu erhalten und auszubilden allen Anlaß gebe, ſo daß ſie fortſchreitend allmälig mit dem beſten und ſchönſten, was unſere Literatur erzeugt, ſich bekannt machen würden. Einem ſolchen Beginnen müſſe jeder Freund des Vaterlandes zuſtimmen, und zum Wahrzeichen unſerer Zuſtimmung ſei hiemit ein Hoch gebracht auf die Schaubühne von Seebruck!

Nicht ohne gehörigen Beifall ließ ich mich wieder nieder, jedoch faſt zweifelnd, ob ich der Goethe'ſchen Anforderung wohl eben ſo gut wie meine Vorredner entſprochen haben möchte. Nur deſſen war ich ſicher, daß ich meinen Spruch in einem ganz angenehmen, nach den beſten Elementarbüchern orthoepiſch gebauten Hochdeutſch abgehalten, und nicht etwa, wie der ſonſt für die bayeriſche Muſe ſehr ein-

genommene Unbekannte neulich in einem Wiener Blatt andeuten wollte, in den ungezähmten Lauten des Isarwinkels oder der Holledau. Hat uns — nämlich einen gelehrten Allgäuer, der sich selbst vertheidigen mag, und mich — hat uns der sonderbare Verehrer weiter nicht erschreckt, indem er jenem eine „rauhe oberschwäbische Mundart" und mir gar ein „mastiges bojoarisches Idiom" beilegte, während ich doch wegen meiner feinen Sprechweise im Zillerthal schon vor zwanzig Jahren für einen Mecklenburger gehalten worden bin!*) Abgesehen davon hat man sich seit Einführung der Trinkberedsamkeit durch die beständig wiederholten Toaste bald auf „das einige Deutschland", bald „auf Deutschlands Zukunft" gerade in den schmelzenden Tonarten der Muttersprache dermaßen eingeübt, daß man von Burtehude bis an den Meraner Küchelberg bei volksthümlichen Zweckessen und andern günstigen Gelegenheiten, wenn keine bessern Sprecher vorhanden sind, allenthalben als Noth- und Hilfsredner auftreten könnte, ohne durch jene bedauerliche Makel sich und dem engern Vaterland einen Schimpf zuzuziehen.

Nachgerade fingen die Landleute auch zu singen an. Was singt der Bauer heutzutag am Chiemsee oder überhaupt in Oberbayern? Auf diese Frage werden die Culturhistoriker viel weniger Antwort geben können, als man meint. Die Schnaderhüpfel gelten uns allen so sehr als alleiniger Ausdruck der Volkspoesie, daß sich eigentlich niemand um ihre anderweitigen Lieder und Gesänge viel gekümmert hat.**) Auch Lipowsky, in seinem gekrönten

*) Siehe Drei Sommer in Tirol S. 554.

**) Doch theilt Freiherr v. Leoprechting in seinem Büchlein: Aus dem Lechrain achtzehn Nummern mit.

Schriftchen über das Landgericht Moosburg, erwähnt nur die erste Gattung. Es ist aber auch nicht so leicht, diesen Dichtungen beizukommen, denn wenn des Sonntags die wilden Bauernweisen durch die Wirthshausfenster schallen, wagen es zartere Gemüther selten, die rauhen Sänger zu stören, des Werktags aber sind die Liederkundigen in Feld und Wiese beschäftigt, deßwegen schwer zu finden und nicht immer aufgelegt, ihre Gesänge anzugeben. Darum ist es höheren Orts vielleicht nicht einmal bekannt, daß sich ein kleines Lied vorfindet, zwar nicht hochpoetisch, aber doch beliebt, welches die Auswanderung nach Nordamerika besingt.*) Die Seebrucker sangen es noch am Anfang des Augusts 1861, obgleich schon damals die Ereignisse herankamen, welche unsern Ideologen die oft empfohlene Lehre: Nil admirari wiederholt einprägen konnten. Ferner san-

*) Es lautet:

Jetzt ist die harte Stunde da;
Jetzt reisen wir in's Nordamerika.
Unsre Wagen stehen vor der Thür;
Mit Weib und Kindern ziehen wir.
All' unsre Freunde weinen sehr;
Sie sehen uns ewig nimmermehr.
Jetzt steigen wir in's Schiff hinab;
Vielleicht ist das schon unser Grab.
Soll unser Tod im Meere sein,
So geben wir uns willig drein.
Wir scheuen keinen Wasserschwall
Und glauben, Gott ist überall.
Jetzt sind wir dort an jenem Ort;
Jetzt heben wir die Händ' empor
Und rufen aus: Vivat, vivat!
Jetzt sind wir in Amerika!

gen sie ein Eisenbahnlied und ein Telegraphenlied, welche beide sicherlich in der Gegend und zwar zur Zeit, als Eisenbahn und Telegraph im Bau waren, entstanden sind. Es geht ein satyrischer Zug durch beide, doch sind sie in Sinn und Reim so vernachläßigt, daß wir sie als Bereicherung unseres Liederschatzes nicht ansehen können. Später griffen die Sänger noch auf einige ältere, ächte Bauernlieder zurück, die mir, wenn nicht das Beste, doch jedenfalls das Eigenthümlichste des Repertoire's zu sein schienen.*)

Aber wie sehen denn die Leute, von denen du so lange plauderst, eigentlich aus? Sehr gut, sag' ich, denn es ist ja bekannt, daß der altbayerische Bauer noch etwas auf seine Volks- oder Standestracht hält, und daß Männlein und Weiblein für ihr „Feiertaggewand" nicht leicht etwas zu schön und zu theuer finden. Ferner ist der Stamm der Chiemgauer gut gebaut und kräftig, auch groß gewachsen, und es schadet ihm nicht, daß er fast ohne Ausnahme die Nase ziemlich lang trägt — eine Entdeckung, welche schon anderswo verzeichnet ist und vielleicht von bleibendem Werth sein dürfte. Uebrigens sind die Männer so zu sagen fast schöner als ihr Gegenpart, denn unter den Gestalten der Jungfrauen findet sich wohl manche, welche

---

*) Namentlich eines, ein vielstrophiges, in folgendem Styl:

Was braucht man auf ein Bauerndorf?
Was braucht man auf ein Dorf?
Ein' Hund, der wacker billt,
Ein' Müller, der nicht stiehlt,
Ein' Kellnerin, die nit z'gscherzig ist,
Ein' Gockelhahn auf jedem Mist —
Das braucht man auf ein Bauerndorf,
Das braucht man auf ein Dorf.

man leidlich und angenehm nennen könnte, jedoch keine von jenem aphrodisischen Liebreiz, wie ihn so viele Tirolermädchen ganz ungezwungen mit auf die Welt bringen. Aber nicht etwa die Gemeinde Seebruck und ihre Nachbarschaft oder der Chiemgau allein leidet unter diesem empfindlichen Mangel, sondern überhaupt das ganze Oberland und all das bayerische Gebirge. Gewissenhafte Landgerichtspraktikanten, welche aus Liebe zur Wahrheit die Sache der gründlichsten Prüfung unterzogen, behaupten da wie dort: in ihrem ganzen Bezirke finde sich keine einzige Huldin, die den goldenen Apfel aufzuheben würdig wäre. (Und wirklich hat man auch in der Auswahl garstiger Kellnerinnen seit den letzten Jahren so riesige Fortschritte gemacht, daß eine Umkehr viel wünschenswerther scheint, als ein Weiterstreben auf dieser entsetzlichen Bahn.) Viele behaupten sogar nicht ohne einigen Schein: da alle Wohlgestalt nachgerade unter die Männer gegangen, so würden diese fürderhin „das schöne Geschlecht," so daß das andere nur „das schwache" bliebe — fast zu wenig im Vergleich mit seiner bisherigen Stellung und seinen sonstigen Verdiensten. Die richtige Meinung ist aber wohl die, daß in einem sonst kerngesunden und wohlgeschlachten Volke die Schönheit periodisch wiederkehren müsse, wenn auch jetzt ihre Tage noch nicht so nahe sind, als manche wünschen. Es ist nämlich wohl der Erinnerung werth, daß die Jungfrauen, deren Geburt unter die nachwirkende Herrschaft des elfer Kometen fiel, sich in den dreißiger Jahren zu München durch jene himmlischen Reize hervorthaten, welche wahrscheinlich noch in den Liedern fortleben würden, wenn wir damals schon so viele und so gute Poeten gehabt hätten, wie jetzt. Und wie gewaltiger Lärm war damals

von den herrlichen Sennerinnen, den wildschönen Alpentöchtern, die im Gebirge ein schreckliches Spiel mit den städtischen Herzen treiben sollten, während es doch jetzt davon ganz ruhig ist. Wenn nun jene Meinung (und wer kann sie bestreiten?) sich bestätigen sollte, so möchten die Kometen, die sich in den letzten Jahren an unserm Abendhimmel zeigten, wahre Hoffnungssterne gewesen sein, und mancher Musensohn, der eben die Pandekten zu studiren beginnt und die Absicht hat, bei seiner einstigen Anstellung sich zu verehelichen, kann immer den Trost hinnehmen, daß er mit seinen „zärtlichsten Trieben" auch noch in die gute Zeit fallen werde. Während wir solches sehnlichst wünschen, schließt sich aber dieses Capitel, um dem nächsten, welches das vierte sein wird, Platz zu machen.

IV.

Seon.

Wer etwa aus dem im vorletzten Capitel beschriebenen Abenteuer mit dem freundlichen Hausmeister schließen wollte, daß ich im Sommer 1861 gar nicht nach Seon gekommen, der würde sich nur täuschen. Vielmehr war ich dieses Jahr schon einmal im Frühling dort, um zwei Freunden aus Tirol die liebliche Gegend und ihre Schönheiten zu zeigen, und ein andermal im Juli, um das Quartier zu bestellen, welches wir dann, wie das Zwiegespräch am Stege zu Seebruck bewiesen, nicht erhalten sollten, und als wir in diesem Dorfe Herberge genommen, besuchte ich, alle Rachegedanken vergessend, zum dritten Male das alte Stift, um daselbst am wohlbesetzten Mittagstische, wenn auch nur vorübergehend, das Dichten und Trachten der Badegäste zu studiren und mich an ihren artigen Sprüchen zu erfreuen. Nebenbei gesagt habe ich auch gerade über diesen Ort in alten und neuen Büchern seither mancherlei gefunden, so daß es mir gar nicht am Zeuge fehlt, um ein lesenswerthes Capitel herzustellen, welches denn auch sogleich hier folgt:

Donna Amalia, einst des Kaisers Dom Pedro von Brasilien Ehegemahl, des seligen Eugen Beauharnais, weiland Vicekönigs von Italien schöne Tochter, hatte über

dem Weltmeer und unter den Palmen von Rio-Janeiro so wenig als auf der paradiesischen Höhe von Cintra oder in Lissabons Palästen das gemüthliche Bayerland und die ragenden Gipfel seiner Alpen je vergessen. In stiller Sehnsucht nach der Heimath gab sie daher eines Tages ihrem Intendanten, dem Herrn Rath Otto, die Weisung, jene Herrschaft zu Stein, wo in schauerlichem Felsenhorst einst der wilde Heinz gehaust, und nachher auch die alte Abtei Seon, eine Stunde vom nördlichen Gestade des Chiemsee's gelegen, als ein vaterländisches Besitzthum zu erwerben. Und so geschah es auch nach ihrem Willen. Das Schloß zu Stein aber ward zum friedlichen Landsitz für die Herrscherin, das alte Kloster dagegen zu einer Badeanstalt für das heutige Publikum bestimmt. Letzteres, von blauem Gewässer fast rings umfluthet, war jedoch in weltlichen Händen dem Verfalle nahe gekommen und der Ruf, daß hier eine heilkräftige Quelle sprudele, nahezu verschollen. Jetzt galt es also mit frischem Muthe und mit reicher Spende den alten Bau wieder herzustellen, die Zellen der Mönche für gebildete Gäste in Stand zu setzen, auch den edlen Gesundbrunnen wieder in Rand und Band zu fassen und zum Besten der leidenden Menschheit zu verwenden. Eine besondere Sorgfalt waltete dabei auch im nahen Stein über jener Flüssigkeit, die wir nicht entbehren können, über —

Also schon wieder beim Nationalgetränke! Ja, aber fast nur, um seinen Verfall zu beweinen, welcher unaufhaltsam vorzuschreiten scheint. Wo sind sie hingegangen, die schönen Zeiten, da man, wie einst Wolfgang Menzel schrieb, in jedem bayerischen Wirthsstüblein zwei unvermeidliche Dinge fand, nämlich gutes Bier und schlechte Zeitungen? Unsere Tagsblätter, diese tiefsinnigen Ausleger

der laufenden Weltgeſchichte, haben ſeitdem zwar an Genießbarkeit gewonnen, jedoch nicht in dem Maße, daß der Geiſt, der in ihren Spalten weht, den mangelnden Gehalt auf jener anderen Seite ganz erſetzen könnte. In der That will das Naß, das zwiſchen Holzkirchen und Berchtesgaden aus adeligen und bürgerlichen Pfannen fleußt, ſelbſt von patriotiſchen Kehlen nicht viel gelobt werden*). Die Sachſen und die Preußen aber, die in unſerm Gebirge wandern, ſie lachen nachgerade über unſere Schöpfungen, und laden uns nach den neu eröffneten norddeutſchen Quellen ein, wenn wir gutes „bayeriſches Bier" trinken wollen! (Welch ſchmerzlicher Hohn!) Unſere beſten Braumeiſter, heißt es, ſind in die Fremde gegangen, wohl über die Elbe und über den Rhein, und nicht blos nach Stockholm und Chriſtiania, ſondern bis nach Cincinnati und nach St. Louis, wo ſie die Schlünde der Republikaner mit derſelben Flüſſigkeit erquicken, die einſt die Unterzeichner der Waſſerburger Adreſſe gelabt. Vielleicht, daß dieſe Eingeweihten einmal wieder verſchrieben und mit blau-weißer Schuljugend unter Glockenklang und Vortritt des hochwürdigen Landklerus, der faſt am meiſten leidet, eingeholt werden. In unſern Gauen ſcheint ſonſt kein Heilmittel mehr zu verfangen, wenn auch im letzten Sommer ausnahmsweiſe Bernlochners Garten zu Roſenheim und Büchele's Keller zu Traunſtein einen würdigen Abendtrunk gewähr-

*) Ich darf nicht verhehlen, daß die Erzeugniſſe der beſſergeſinnten Brauherrn zwiſchen Holzkirchen und Berchtesgaden in den beiden letzten Jahren wieder eine höhere Stufe einzunehmen ſuchten, wobei ich natürlich weit entfernt bin, dieſe löbliche Erſcheinung meinen allerdings ſehr ernſten Mahnungen beizumeſſen.

ten. Die trefflichſten Verordnungen, in gediegenes Schweinsleder gebunden, drohen bändeweiſe von dem landgerichtlichen Bücherbrett herunter, aber die auserleſenſten Staatsanwälte, die bekanntlich in allem Uebrigen den reichen Brauer wie den armen Söldner zu behandeln wiſſen, ſie zucken die Achſeln und ſprechen leiſe:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt?

Die Getränke im Chiemgau, zu Reichenhall und am Königsſee rühmen ſich nämlich, wenn nicht ihrer harmloſen Leere, doch ihrer Taciteiſchen Bitterkeit. Mit dieſem Safte, meinen viele, wäre die Geſchichte der Miniſterien Wallerſtein und Abel, der politiſchen Unterſuchungen, des bayeriſchen Ultramontanismus, der Zug nach Heſſen und anderes Aehnliches zu beſchreiben. Was bleibt uns aber, nachdem der edle Born verſiegt iſt, der einſt unſern Ruhm in alle Welt getragen? Da wir ohne Auszeichnung doch nicht leben können, ſo ſpricht die innere Wahrſcheinlichkeit dafür, daß wir uns nunmehr, wenn nicht mit Melchior Meyr auf die „Poeſie des Geiſtes," doch auf das vaterländiſche Drama werfen und auf der Höhe des boiſchen Parnaſſes jene Bedeutung wieder erringen werden, die uns in der Tiefe der Märzenkeller verwirkt iſt. So könnte ſich's treffen, daß am Ende der Dramendichter in der allgemeinen Achtung noch über den Braumeiſter zu ſtehen käme, was culturhiſtoriſch ſehr merkwürdig wäre und eine neue Aera bezeichnen dürfte. Dann würden wohl auch unſre Buchhändler, die regſamen Männer, bei hohem Adel und ſonſtigem Publikum nicht blos mit Gebet- und Kochbüchern, ſondern auch mit andern vaterländiſchen Artikeln ein beſcheidenes Glück zu finden vermögen.

Was ich aber eigentlich vorbringen wollte und mit ungeübter Hand kaum recht zu Tage fördern kann, ist eine Huldigung, nämlich für die Kaiserin von Brasilien, deren Brauhaus zu Stein errichtet ist und seinen Segen auch in der alten Abtei zu Seon sprudeln läßt, sowie für den erhabenen Subherrn zu Tegernsee. Beide halten fest an den Traditionen der vergangenen Zeit und walten mit fürstlicher Hand über ihren Pfannen, so daß diesen ein Getränk von alter Tugend und Lauterkeit entquillt, wie wir solches schon früher an andern Orten belobt haben. Und diese werthe Gabe erhält ihnen unter dem dankbaren Volk auch einen theuern Namen von eben so gutem Klang, als wenn sie etwa die Schlacht bei Ampfing malen oder die Geschichte von sieben Landgerichten hätten schreiben lassen.

Zu Seon, auf diesem einst heiligen Eiland, kann man auch mancherlei dahin Gehöriges denken oder lesen aus den ältesten Zeiten und aus den neuesten. In letzterer Beziehung nennen wir wiederholt den englischen Roman The Initials, der zumeist in diesen Gegenden spielt und selbe auf den britischen Inseln fast berühmter gemacht hat, als sie bei uns sind. Leider war er der Badebibliothek noch nicht einmal in der deutschen Uebersetzung einverleibt, eine Saumsal, welche ich diesesmal ernstlich rügte und die seitdem auch gutgemacht worden ist. Wichtiger aber noch sind die Erinnerungen aus den alten Tagen, denen schon mancher gute und träumerische Geselle, wie ich, mit Gewogenheit nachhing. Selbst diesesmal gelingt's mir nicht so ganz, ihnen aus dem Wege zu gehen, obgleich mich mein schätzbarer Freund Levin Schücking wegen derartiger Schwächen bereits als einen Romantiker entlarven zu müssen glaubte, und solchen Vorsatz sowohl in der Allgemeinen

Zeitung*) von Augsburg als auch in einem andern Blatte mit einem Eifer verfolgte, der faſt eines edlern Zieles werth geweſen wäre. Zieht uns denn aber nicht (um die Sache beim faßlichſten Ende zu faſſen) das Entlegene und Unbekannte immer mehr und kräftiger an als das, was jedem nahe liegt und allen geläufig iſt? Einem Reiſenden, der von Mozambique oder Singapur kommt, hören wir ihm nicht lieber zu als einem Wanderer, der nur von Bopfingen oder Blaubeuren zu erzählen weiß? Und geht es nicht mit den Zeiten wie mit den Ländern? Sind die alten Geſchichten nicht anziehender als die neuen? (Homer behauptet zwar — Od. I. 351 — das Gegentheil, doch ſcheint dieß einer der wenigen Irrthümer des großen Dichters.) So möchte ich z. B. lieber mit einem deutſchen Ritter, der unter Gottfried von Bouillon Jeruſalem erſtürmt, eine Flaſche Liebfrauenmilch leeren, als mit einem Voltigeur, der unter General Hautpoul der neulichen Expedition nach Syrien beigewohnt. Die Lebensumſtände des weiſen Chadoindus, der unter König Dagobert (630) Mitglied des baiwariſchen Geſetzgebungsausſchuſſes geweſen, würden mir, wenn ſeine längſtvermißte Selbſtbiographie noch aufzufinden wäre, viel intereſſanter ſcheinen, als das Erdenwallen unſeres verehrlichen Wiguleius von Kreitmayer, der im vorigen Jahrhundert das bayeriſche Landrecht redigirt hat und den 27. Oktober 1790 zu München verſtorben iſt. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß man lieber unter der heißen Sonne von Mozambique oder Singapur leben möchte, als im kühlen Schwabenlande, oder lieber zur Zeit Gottfrieds von Bouillon und König Dagoberts, als in

*) Beilage vom 13. September 1860.

der unſrigen, wo wir wegen unſrer deutſchen Eintracht und Bruderliebe allenthalben geachtet und gefürchtet werden, wo uns die wachſende germaniſche Seemacht zu täglich wachſender Bedeutung verhilft, und nur Zuſtände wie in Kurheſſen, Hannover, Naſſau, im Wiggers'ſchen Mecklenburg, wo die gutsherrliche Prügelfreiheit wieder neu erblüht, und in vielen andern deutſchen Staaten uns noch erinnern, daß wir Menſchen ſind. Daß man aber aus der Vorliebe für alte Thürme, byzantiniſche Portale, verblichene Wappenſchilder und abgetretene Grabſteine einen Anlaß nehmen müßte, ſich dem großen, Freiheit bringenden Gang der Zeit entgegenzuſetzen, das wird ſelbſt mein lieber Freund nicht behaupten wollen, wie denn auch vollgültige Zeugniſſe beizuſchaffen wären, daß ich dieſelbe noch nicht um eine Minute aufgehalten habe. Uebrigens meine ich ſogar: den ſchlechten Pilger muß man belächeln, der nie bedenkt, auf welchen hiſtoriſchen Boden er tritt. Iſt dieß richtig, ſo wäre es immer zu entſchuldigen, wenn ſich ein unzünftiger Liebhaber auch mit ſchwachen Kräften in dieſem Stück zu bilden und das nervöſe, ſtreitſüchtige Volk von heute mit guten und anziehenden Nachrichten aus der alten Zeit zu beruhigen ſuchte. Einige Neuere, wie z. B. ein begeiſterter Naturforſcher zu Halle, behaupten zwar: nur wer eine concentrirte Kenntniß der Blümlein und der Baumgewächſe, der Mooſe und Flechten, des Trachyts und Dolomits in ſich herumtrage, ſei im Stande der Gnade und würdig, die Länder zu beſchreiben, die er forſchend abgelaufen; allein nach der Meinung der Mehrheit bleibt eine ſolche Beſchreibung, die von dem Menſchen und ſeiner Geſchichte gar nichts weiß, eben auch ein Stückwerk, wie die unſrigen.

Iſt es aber nicht ein ſprechendes Zeugniß von den geheimen Reizen dieſes Chiemgaues, daß Gelehrte mannigfacher Art ſich ſo gerne an die alten Schriften ſetzen, um ſeine zweifelvolle und oft ſehr dunkle Geſchichte zu enträthſeln? Was die Kinder des engern Vaterlandes auf dieſem Boden gethan, verbietet die Beſcheidenheit zu melden — manchmal haben ſie freilich mehr nach dem Gefühl als nach den Urkunden geſchrieben. Nur der unwiderſtehliche Trieb, dem Lieblingshelden irgend ein namhaftes Schickſal zuzuwenden, kann es z. B. erklären, wenn unſere bayeriſchen Chiemgowiſten den Stifter Aribo von Seon, der ſein Schlößlein in ein Benedictinerkloſter umarbeitete, dem ſchmerzhaften Tod unter den Hörnern eines Auerochſen preisgeben, während doch dieſes Unglück nur ſeinem Urahn Aribo, dem Grafen in der Oſtmark, allein zuſteht. Mit weniger Gemüth und ſchwerfälliger Hand, aber mit ſicherm Tritte, haben zwei Geiſtliche aus Oeſterreich die alten Stammregiſter neuerdings durchgegangen, gebeſſert und ergänzt, damit auch in dieſes Wirrſal einige Ordnung und erhebliches Licht gebracht, nämlich Profeſſor Filz von Michaelbeuren und Profeſſor Pritz von St. Florian.*) In neueren Tagen, d. h. vor drei Jahren, kam auch vom Rhein herauf Herr Victor Scheffel, der einſt den Ekkehard verfaßt, des Weges, lagerte ſich in dieſen Revieren ein und trieb

*) Geſchichte des ſalzburgiſchen Benedictinerſtifts Michaelbeuren von Michael Filz, Conventual desſelben und Profeſſor der Weltgeſchichte. Salzburg, 1833. Geſchichte der ſteieriſchen Ottokare von F. X. Pritz, Chorherrn und Profeſſor des Bibelſtudiums — in den Beiträgen zur Landeskunde für Oeſterreich ob der Enns und Salzburg. Linz, 1846. Letzterer ſchrieb auch die Geſchichte des Landes ob der Enns und der Stadt Steier.

gegen den Geiſt der Zeit verſchiedene Romantik. Er hat die Gabe, daß ihm oft, wenn er den ganzen Tag darüber nachſtudirt, des Abends die alten Geſtalten redend werden, worauf er dann, ihren alten Dialekt verſtehend, manches Merkwürdige zu vernehmen glaubt. Ihm ſchienen nun des Nibelungenliedes willen die Seoner Grafen eines ſcharfen Anſchauens beſonders werth, und ſo ging er bedächtig den Pfad der obengenannten Forſcher, miſchte aber allerlei andere Kundſchaft über alte Poeſie und Sagen bei, und ließ mir vor nicht langer Zeit ein ſchriftliches Wort darüber zugehen mit dem freundlichen Anerbieten, mich zu begleiten, wenn ich einmal ſelber in die Vorzeit wandern möchte.

Die Witterung ſcheint dem Unternehmen jetzo günſtig, und alſo auf zu einem Ritt in die alte Zeit oder, wie man früher ſang, in's romantiſche Land! Hinter uns liegt, von Seeroſen umblüht, ein alt, aber feſt und wehrhaft Gemäuer (bedeutet Seon, weiland eine Burg), linker Hand ſieht man den Innſtrom an den Grafen von Waſſerburg und Formbach vorüberziehen bis gegen Paſſau, wo ein Biſchofsſitz und die Gebeine berühmter Martyrer. Zur Rechten ragen die Städte, grünen die Fluren und die Felder der Oſtmark, in denen einſt St. Severin gepredigt, mit dem hohen Schloß zu Enns, wo man ſeiner Zeit die Avaren aufzuhalten pflegte. Nicht weit davon iſt ein Kirchlein, St. Florian geweiht, dem römiſchen Veteranen, der hier ſeines Glaubens wegen in der Enns ertrinken mußte, ſpäter und noch zur Zeit ein hochanſehnliches Chorherrnſtift, in alter und neuer Hiſtorie wohl erfahren. Ganz nahe dabei ſtarrt im Graſe leicht verborgen der Gräuel der Verwüſtung, welcher einſt über Lorch gegangen, der

glänzenden Römerstadt Laureacum, von welcher Passau seine erzbischöfliche Würde herzuleiten suchte. Auch Kremsmünster thut sich auf, die agilolfingische Abtei, schon frühe reich und mächtig, doch damals noch ohne seine Sternwarte, die an den Thurm zu Babel mahnt, aber mit dem Stiftungsbecher Thassilo's, der mir erst neulich so gefallen hat. Weiter drinnen, gegen das Gebirge hin, wo zwei Alpenströme schön zusammenfließen, liegt die Styraburg, jetzt Stadt Steier, von Alters her berühmt durch ihre Eisenschmieden. Die Donau, das schiffreiche Gewässer aus Schwaben, rinnt dämmernd durch das fruchtbare Land an jungen Weinhügeln vorüber, und es tauchen in ihren Wogen zuweilen Meerweiber auf, welche des Abends schauerliche Lieder singen. Sie fließt im Auge der norischen Alpen an Rüdigers Pechlarn, an dem hohen Melk, der letzten Ungarn-Veste auf deutschem Boden, vorbei und hinunter in märchenhafte Länder, wo man einst von Gothen, Gepiden und Herulern gehört, wo auch die Sage von König Etzel und Frau Helchen und von dem Untergang der Burgunden noch nicht verschollen ist. Es liegt ein feenhafter Morgenduft über dem neuen deutschen Land, über seinen neuen Burgen, Gotteshäusern und Klosterzellen, deren Glöcklein helle durch die Lüfte schallen. Auch die deutschen Ansiedler sind alle frisch und keck und liederreich, dasselbe wohlgeschlachte Geschlecht, wie es jetzt noch lebt zu den Füßen des bayerischen Hochgebirgs. Was mich betrifft, so reite ich einen gutmüthigen Zelter, der den Weg mitunter nicht recht weiß; neben mir aber trabt auf einem strebsamen kundigen Rößlein mein Führer und Freund, den ich oben genannt. In seiner Hand hält er ein historisches Fernrohr, mit dem er weit hinauf in die

Vorzeit ſchaut, bis zu den Hunnen und darüber hinaus; an ſeiner Seite hängt eine Harfe und ein Reiſeſack, in welchem viel altes Pergament, vergeſſene Sagen und Lieder enthaltend. So ziehen wir dahin, den alten Weg, der von Bayern in die Oſtmark führt. Wir pflegen dabei kurzweilige Geſpräche, ſingen auch zu guter Stund mit rauher Stimme einen alten Geſang aus der Rabenſchlacht oder anderer Heldendichtung.

Wie jene einſt im Chiem- und Salzachgau gebietenden Iſengrime, Aribone, Sigharde und Ottokare, deren Namen im neunten und zehnten Jahrhundert auch die Oſtmark erfüllten, zuerſt hierorts gewaltig wurden, und wo ihres Stammes Wiege geſtanden, ob drüben unweit Chieming in der „Gravenſtadt," deren Kirche zum heiligen Maximilian als eine der älteſten im Gau verehrt wird — oder zu Zeiblarn an der Alz, oder auf der fluthumſpülten Burg im kleinen See von Seon, oder ob ſie die Enkel jenes berühmten Erneſt's ſind, der unter Ludwig dem Deutſchen Heermeiſter (militiae magister), Graf im Nordgau und Schwiegervater König Karlmann's geweſen — darüber wird auch die eindringlichſte Forſchung genealogiſch ſichern Beweis zu erbringen kaum mehr vermögen. Kühne Vermuthung mag ſogar fränkiſch nibelungiſches, den Pipiniden und dem Stamme Karl's des Großen verwandtes Blut in ihren Adern ahnen und auf die Zeit zurückgehen, da Bayern ſeinen Volksherzogen genommen und, wie Eginhard kurz aber vielandeutend ſagt, fränkiſchen Grafen „zum Regieren überlaſſen" wurde. Wenn die Steine des ehemaligen Stephanusklöſterleins zu Otting bei Waging uns ſeines ſchon unter Thaſſilo's Herzogthum im Lande ſeßhaften Gründers Gunthar Herkommen, Schickſale und

Descendenz erzählen könnten, möchte manches aufgeklärt werden, das jetzt noch in jenem — für manches Gemüth übrigens nicht unangenehmen halbmythischen Nebel verhüllt liegt.

Genug, daß sich schon unter den letzten Karlingern die Schleier zu lüften beginnen, und wir bereits um das Jahr 876 einem namhaften Aribo begegnen, dem, als die Ostmarkgrafen Wilhelm und Engelschalk in den Kämpfen mit den Mähren gefallen waren, das schwierige Gränzland des Traungau's als gräfliches Verwaltungsgebiet übertragen wurde. Er blieb dem Volke noch lange unvergessen, und es sang seine Thaten, wie es noch jetzt den Prinz Eugenius singt. Dieser Aribo aber ist der mit dem Auerochsen und zugleich ein Stifter der Grafen von Seon, deren viere aus der Urkunden vergilbten Windeln mühselig herausgesäubert werden. Der dritte war es, der sein Schlößlein Burgili, das jetzige Seon, (994) St. Benedicts Jüngern übergab, vielleicht aufgemuntert von seinem andächtigen Sohne, dem letzten Aribo, der schon jugendlichen Alters in den geistlichen Stand getreten war, das Kloster Göß bei Leoben stiftete und später als Erzbischof zu Mainz Leben und Geschlecht beschloß.

Die Grafen, die einst auf der Burg zu Seon geblüht, waren aber auch unten in der Steiermark zu Haus, und standen ihnen dort viele Huben, Feld und Wiesen, Wald und Weide, gebautes und ungebautes Land, Fischnutzen und Waldwerk zu. Wer jetzt von der Steiermark zu lesen kommt, dem fällt zunächst die schöne Musik von dem Dachstein und mancher andere steirische Jodler ein, was aus sanften Fräuleinskehlen so wehmüthig klingt und so sehnsuchtsvoll an die Salondecke hinaufwirbelt — auch

die ſteiriſchen Gemſenjäger miſchen ſich vielleicht in das Gefühl und die grünen Hütchen mit dem breiten grünen Bande, wie ſie der ehemalige Reichsverweſer trug — der Geſchäftsmann denkt an das ſteiriſche Eiſen, der Jüngling an die ſteiriſchen Mädchen — 's iſt gleichwohl nicht alles, was man ſchönes von der Steiermark erwähnen könnte, aber daß dieſe deutſch geworden, das verdanken wir zum guten Theil den Nachkommen Aribo's, den Herren zu Seon. Sie waren unter den vorderſten und erſten, welche die deutſche Oſtmark und jene an der Steier, vielmehr das heutige Oeſterreich gründeten, welches immerhin ein herrliches Land iſt, mag es auch zeitenweiſe der Art regiert worden ſein, daß weder die Oeſterreicher noch andere Leute eine Freude daran hatten.

Freilich ſind ſeit jenen Tagen neunhundert Jahre vergangen, und die Leute, die damals berühmt waren, ſind es jetzt nicht alle mehr. Sie verließen ſich auf die cantilenae des Volkes, auf Dichter und Bänkelſänger, dachten in den Liedern fortzuleben und hielten dagegen ihre Schreibereien und Regiſtraturen in gar ſchlechter Ordnung. Auch führten ſie meiſt die nämlichen Namen, legten ſich aber nicht, wie die Fürſten von Reuß und andere Potentaten wohlweislich thun, fortlaufende Nummern bei, ſo daß man, wie ſchon an einem andern Ort geſagt, von einem dieſer Häuptlinge nur ſelten mit Beſtimmtheit weiß, ob er Er ſelbſt, ſein Vater, ſein Sohn, ſein Neffe oder Geſchwiſterkind geweſen. Aber es bleibt eine Wahrheit immerdar: ſie waren verdiente Männer und allezeit Mehrer des Reichs, ſo daß ſie zu Ehren baiwariſcher Leiſtungen immerhin etliche Morgenſtunden unſerer hiſtoriſchen Erſtlingsforſcher in Anſpruch nehmen dürften. Dabei könnten dieſe nebſt

andern auch die intereſſante Frage unterſuchen: warum die alten bayeriſchen Grafen der Oſtmark in den Liedern fortlebten, während ſich doch jetzt kein namhafter Poet entſchließen kann, unſern Markgrafen in der rheiniſchen Weſtmark oder gar die bekannte Celebrität zu Z** ausführlich zu beſingen, ſo daß ſich beide wohl begnügen müſſen, in anerkennenden Schnaderhüpfeln auf die Nachwelt zu gelangen.

Dieſes wollen wir aber nur vorausgeſchickt haben; denn eigentlich müſſen wir wieder auf Aribo, den tapfern Gränzgrafen zurückgehen und auf die von ihm mitgekämpfte und mitverlorne große unglückliche Schlacht des Jahres 907 an der Donau, darin der Markgraf Luitpold, der Stammvater der Schyren, Scheyern, die wir heute noch als Wittelsbacher verehren, und die Biſchöfe von Salzburg, Freiſing und Seben mit dem Kern des bayeriſchen Heeres unter der ungariſchen Uebermacht dahinſanken. Seit jenem Tage lag nämlich auf lange Zeit alle Wehr darnieder, und wenn es auch da und dort zu ſiegreichen Treffen kam, ſo waren ſie doch nicht entſcheidend. Die Ungarn, ſo ſie nicht etwa um Byzanz, um Capua und Otranto, in Aquitanien oder im mitternächtlichen Deutſchland auf Raub aus waren, verwüſteten ohne Widerſtand das offene bayeriſche Land, brannten Dörfer, Klöſter, Städte nieder, ſchleppten unermeßliche Beute davon, und Männer, Weiber, Kinder mit den Haaren zuſammengebunden in die Knechtſchaft. Sie tranken damals Blut, fraßen rohes Fleiſch und ſchwelgten in jeder Grauſamkeit. „Ihre thieriſche Rohheit," ſagt z. B. Dümmler in der Schrift über den Biſchof Pilgrin von Paſſau, „kann von den Zeitgenoſſen nicht ſchwarz genug geſchildert werden; auch trieb ſie nicht, wie einſt die

Germanen, das Bedürfniß, Land zu erringen, von deſſen Bebauung ſie leben könnten, ſondern einzig und allein die Luſt am Plündern, Brennen, Morden. Jene coloniſirten, dieſe verwüſteten. Wären ſie doch nicht einmal im Stande geweſen, je ihr eigenes Land ohne fremde Hilfe aus einer Steppe in fruchtbringenden Acker zu verwandeln.“ König Geiſa, ſolches wohl einſehend, gab daher ſeinem Sohn den väterlichen Rath, fremde Ankömmlinge auf das beſte aufzunehmen, denn durch der Aeneaden Ankunft ſei ja auch Rom ſo groß geworden. Nachmalen, als König Stephan, der Gemahl der bayeriſchen Giſela, das Chriſtenthum eingeführt, die bayeriſche Comitatsverfaſſung copirt und die Deutſchen eingeladen hatte, das Land zu menſchlicher Sitte zu bringen, als es ihm gelungen war, eine wahre Blumenleſe aus den germaniſchen Geſetzen und Einrichtungen nach Ungarn zu verpflanzen, nur nicht die Hochachtung der Frauen*), trat zwar eine Wendung zum Beſſeren ein, doch möchten die damaligen Einwanderer, die ihre Leute kannten, wohl eher geweisſagt haben, daß der Magyar auch nach neunhundert Jahren noch die Juden prügeln und die Chriſten foltern, als daß er mit dem Homeriſchen Epithet „hochherzig“ in manchen deutſchen Zeitungen herumziehen werde. Und ob die bayeriſchen Aeneaden, dieſe Erzieher und Wohlthäter des rohen Volkes, wohl vorausgeſehen haben, daß ihre Enkel etwa noch um neun Jahrhunderte ſpäter durch die ungariſche Dankbarkeit dermaßen in's Gedränge kommen würden, daß ſie ſelbſt ihre deut-

*) Büdinger, öſterreichiſche Geſchichte (S. 410), aus der wir auch einige andere Wahrheiten ſchöpften. Wie anerkannt, ein vortreffliches Buch.

schen Namen ändern und in fremder Verlarvung Schutz vor Brutalitäten suchen müßten?

Endlich nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955), als die Macht des deutschen Imperiums weithin leuchtete und schreckte, als im Osten, im Donaulande wieder einige Sicherheit eintrat, finden wir also die Seoner wieder drunten an der Mur, in der schönen Steiermark. Nur selten verstrickt in die Händel „draußen im Reich," hatten sie sich einem segensreichen Colonialberuf gewidmet, beschützten die deutschen Hinterwäldler, die biedern Chiemgauer, die ihnen gefolgt, vor den Einfällen der räuberischen Nachbarn, welche nach Stephan's Tod alsbald wieder anhoben, bekehrten die Slowenen, die aus magyarischer unter bayerische Botmäßigkeit gekommen, und lehrten sie das Idiom der Nibelungen. Der Deutsche dachte damals noch so groß von sich, daß er es für ein Werk der Menschenliebe und Barmherzigkeit ansah, den Ungar, Tschechen, Wenden zu germanisiren und ihn so zu einem höhern Leben emporzuheben. Der Magyar und der Slave aber hatte damals noch so viele Selbsterkenntniß, daß er für solche Veredlung dankbar war.

Von demselben Aribo, dem berühmten, dem Markgrafen in der Ostmark, welchen der Wiesent erstochen, stammen auch die Grafen im Traungau ab, die gefeierten Ottokare, ein friedfertiges, aber kluges und kraftvolles Geschlecht. Einer derselben baute da, wo die Enns und die Steyer sich vereinen, in reizender Gegend, um 980 die Styrapurg, unter deren Schutz sich bald die Stadt Steyer erhob. In dieser vielbesungenen Burg war viel ritterliches Leben, in ihrem Rosengarten wandelten schöne Frauen, in der Halle klang der Lieder voller Schall, und von den

Wänden glänzte reiche farbige Malerei. Fahrende Dichter kehrten da gerne ein, um von den alten Recken zu ſingen und zu ſagen, vom alten Dietrich, vom Zwergen Luarin, von Biterolf und Dietleib und der Rabenſchlacht. Iſt es doch kaum mehr beſtritten, daß alle dieſe Lieder hier entſtanden ſind, und vielleicht hat auch das Lied der Nibelungen auf der Styrapurg jene Herrichtung erfahren, in der wir's jetzo am liebſten leſen. Daß der Dichter die Donau viel beſſer kennt als den Rhein, iſt ſchon eine alte Beobachtung.

Aber zum Geſchlechte desſelben Aribo zählten auch die andern Grafen im Salzburg- und im Chiemgau. Aus dieſer Sippſchaft ging der hochſinnige Erzbiſchof Friedrich hervor, deſſen ſchlauer Neffe, Herr Pilgrim, Biſchof von Paſſau, ſein ganzes Dichten und Trachten darauf verwendete, mit Evangelienbuch, Schwert und Pflug, auch mit etwas Hinterliſt, durch Fertigung falſcher Urkunden u. dgl., wozu der gläubige Sinn der Zeit ermunterte, das Oſterland der magyariſchen Verwüſtung zu entreißen, dem Stuhl von Paſſau zu unterwerfen und ein feſtes Bollwerk des deutſchen Reichs daraus zu bilden. Darum auch wollte dieſer „großartige und heilige Mann," wie ihn Zeitgenoſſen nannten, für den Nachfolger der Metropoliten von Lorch erachtet werden, als welche einſt ganz Pannonien in kirchlicher Ordnung gehalten haben ſollten. Den Pflegern der deutſchen Literaturgeſchichte iſt der hochwürdigſte Biſchof bekanntlich deßwegen lieb und werth, weil er die Sage von den Nibelungen durch ſeinen Schreiber Konrad aufzeichnen ließ, welcher ihn denn auch aus Verehrung in das burgundiſche Königshaus verſetzte und zu Kriemhilts Oheim emporbichtete. Daß ihn aber auch der liebe Gott für einen

ausgezeichneten Mann gehalten, zeigten die vielen Wunder, welche ſpäter an ſeinem Grabe geſchahen.

Und ſo, nicht minder als die Laien, ging damals die Prieſterſchaft an das Werk. Biſchof Abraham von Freiſing verſandte ſein bayeriſches Chriſtenthum weit hinunter in's Kärnthnerland, und die Münchner Bibliothek bewahrt noch jetzt das Buch Freiſingiſcher Miſſionäre mit den ſlaviſchen Ueberſetzungen ihrer Gebete. Abraham's rüſtige Nachfolger blieben ſeinem Gedanken anhänglich und coloniſirten mit Macht auch bis in's Marchfeld. Nicht minder ſaß in ſolchen Planen der heilige Wolfgang, ein ritterlicher liederkundiger Schwabe aus Pfullingen, ſpäter Biſchof von Regensburg, ein Freund des Seoner Aribo und ſeiner Gemahlin Adala, gar gerne auf ſeiner Veſte zu Pechlarn, die dem Hochſtift Ludwig der Deutſche geſchenkt, und in der altberühmten Harlungenburg, welche mit Weiteneck am linken Donauufer und Wieſelburg im Erlafthal ein kleines Feſtungsviereck bildeten, das der Oſtmark lange guten Schutz gewährte. Auch die bayeriſchen Klöſter, Tegernſee zumal und Niederaltaich, ſandten ihre Mönchlein aus mit Spaten und mit Hacke, um jenſeits des Wienerwaldes Kirchen zu bauen, Weinberge anzulegen und das Deutſchthum zu begründen.

So iſt alſo beinahe das ganze Oſterland eine Errungenſchaft des Fleißes und des Muths der alten Bayern. Noch heutzutage beweiſet dieß die Gleichheit der Sitten und des Volkscharakters deutlicher als die Urkunden; noch heute reicht dieſelbe Mundart mit auffallender Unveränderlichkeit bis über den Wienerwald hinunter, ja nach Peſth und Ofen und in zahlreichen Sprachinſeln bis vor die Thore von Belgrad. Ein ſchönes Stammgebiet fürwahr

vom Lech bis an die Leitha, vom Fichtelgebirge bis nach Istrien — im Norden das reiche, fruchtbare Hügelland, von der Donau durchströmt, im Süden die herrlichen Alpen und über diesen die warmen Länder an der Etsch, das bojoarische Hesperien. Dazu ein Ueberfluß an kraftvollen Männern in der Priesterschaft sowohl als im Kriegerstande, große Erinnerungen aus der Zeit der letzten Karolinger, da Bayern das deutsche Hauptland gewesen, auch die schönsten Anlagen im Volk, wie bald die Maler und Baukünstler in den Klöstern und die Sänger in der Ostmark und im tirolischen Gebirge zeigten. Leider daß der Stamm nicht länger beisammen blieb und sich fremder Fürsten wegen spalten mußte, als gerade die rühmlichsten Zeichen seiner geistigen Begabung an's Licht traten. Lange ist es allerdings her, aber Schade ist es vielleicht noch zu dieser Stunde um den achten Herbstmonat 1156, um den Tag bei Regensburg, den letzten Todeshieb, als Kaiser Friedrich aus des bayerischen Adams Rippe das reizende Herzogthum Oesterreich bildete und die Länder schied für ewige Zeiten. Die schönere, bald auch die größere Hälfte ward so den ruhmreichen Herren des neuen Wiens zu Theil; das minder anmuthige Flachland blieb bei dem alten Namen, aber ohne die alte Kraft, noch auf Jahrhunderte hin durch Theilungen und innere Kriege zerklüftet. Mit jenem Tag also ist die Einheit des Stamms gebrochen worden und der Trost nur darin zu finden, daß es den andern deutschen Stämmen auch nicht besser ging. Aus dem alten kolossalen Granitfündling sind zwei Mühlsteine geworden, die sich beständig aneinander rieben. Kein Stamm hat sich aus dynastischen Interessen selber so mißhandelt, wie der bojoarische, und zwar so arg, daß man wirklich

kaum mehr ſagen kann: „Was ſich liebt, das neckt ſich.“ Welcher Haß war früher zwiſchen unſern Leuten und den Tirolern, Oeſterreichern andrerſeits! Wie viel Jammer und Noth, wie viel Blut und Tod führt beiden Hälften die Geſchichte der vergangenen Zeiten vor! — Was das geiſtige Capital betrifft, das damals in den mittelhochdeutſchen Dichtungen und Kunſtbeſtrebungen angelegt war, ſo reichte dieß gleichwohl in günſtigem Wetteifer mit dem übrigen Deutſchland bis nach der Zeit der Reformation. In jenen Tagen legte ſich allerdings der Genius der Völker, welche vom Lech bis an die Leitha wohnen, zu einem zweihundertjährigen Schlafe nieder. Die geiſtige Genügſamkeit, die man nicht widerſprechen kann, die aber auch auf dem Mangel an Städten und dem Uebergewicht des Bauernſtandes beruht, ſie iſt dem Stamme gleichwohl mehr angezogen als angeboren. Daß es aber nicht blos ein gutes Bauernvolk, ſondern auch wohl geeignet ſei, am rechten Ort eine ungeheure Metropole herzuſtellen, das zeigt die Weltſtadt an der Donau, das einzige Wien. *)

*) Den Münchner Ehrengäſten der löblichen Oſtbahn ſind bei dem letzten Beſuche Wiens außer manchen großen Erſcheinungen beſonders drei kleinere aufgefallen: nämlich erſtens, daß in Gaſt-, Wirths- und Weinhäuſern der Eintretende mit unübertrefflicher Sorgfalt und Schnelligkeit bedient wird, während man in München nur dann zufrieden ſein kann, wenn man erſt zehnmal gerufen und ſich ſpäter die Sache ſelbſt geholt hat; zweitens, daß den Nervenſchwachen und Kranken das grauſame Spiel des Zapfenſtreichs ſchon längſt geopfert worden; drittens, daß die Löſchanſtalten ſo verläſſig ſind, daß nur die allernächſten Nachbarn ſich um einen Brand bekümmern. Die Pompiers fahren auf ihren Wagen ohne Glockenſchlag, Trommelwirbel und Poſaunentöne raſch durch die

Einsweilen ſollte aber nur erinnert werden, welch' alter Blutsverwandtſchaft wir „Südoſtdeutſche“ verfallen ſind. Wie lebhaft dieſes gemeinſame Stammgefühl im günſtigen Augenblick wieder aufwacht, das war vor fünf Jahren, als die Oeſterreicher durch ihre bayeriſche Urheimath hindurch in den Krieg zogen, leicht zu gewahren. Noch ſtreiten die Weiſen: ob's nicht beſſer geweſen, wenn ganz Deutſchland damals mitgegangen wäre — wir laſſen aber die intereſſante Frage lieber fallen, durchaus nicht geneigt, den Haber der Parteien auch in die Seoner Sommerfriſche hereinzuziehen.

Da wir aber einmal an ſo ernſthaften Dingen ſind — die Mehrzahl der Leſer wird ſich ohnedieß ſchon verflüchtigt haben, und ich ſehe im Geiſte nur noch ein kleines, aber anhängliches Häuflein über dieſer Seite ſitzen — ſo mag auch erwähnt werden, daß in neuerer Zeit ein bedeutendes Räthſel aus Seons früheſten Tagen gelöst worden iſt.

Kaiſer Otto III. ſagt nämlich in einem Diplom, welches er zu Gunſten der Stiftung ertheilte: es ſeien die Gebeine des heiligen Biſchofs Lampert bis an den Gränzſaum des parthiſchen Volkes verbracht, dort aber durch

---

Straßen, und kein Menſch ſieht ihnen nach. Etliche Ehrengäſte, welche nach heimiſcher Weiſe fragten: Wo brennt's? wurden ſchnell als Münchner erkannt. Daß man, wenn bei uns in Gieſing Nachts ein Hundeſtall brennt, die Leidenden und Wöchnerinnen bis nach Nymphenburg hinaus durch unſinnigen Lärm zu erſchrecken ſucht, würde man in Wien kaum glauben und verſtehen. (Nach Aufklärungen, die ich ſeitdem von verläſſiger Seite erhalten, iſt auch bei uns jener unſinnige Lärm nicht mehr reglementsmäßig, ſondern entſteht nur zuweilen durch Uebereilung und überſpannten Pflichteifer.)

göttliche Fügung entdeckt, nach Bayern zurückgeführt und von dem Grafen Aribo frommen Sinnes in seinem Sitz zu Seon aufgenommen worden.

Dieser wunderlichen Angabe sind schon manche Studien gewidmet worden. Man erfand mit Heranziehung der fränkischen Araberkriege in Spanien eine Reiseroute für die heiligen Gebeine, welche zwar geistreich, aber doch auch unglaublich war. Karl Martell, der sie angeblich mitgeführt, sollte sie nämlich in Spanien an die Ungläubigen verloren, diese sie über die Meerenge von Gibraltar an die parthische Gränze nach Asien verschleppt, dort einem Christen überlassen, und letzterer sie wieder nach Bayern gebracht haben. Nun muß man aber bedenken, daß die gelehrten Mönche damaliger Zeit für die ungläubigen Nachbarvölker jeden beliebigen Barbarennamen aus hebräischer, griechischer und römischer Geschichte zu verwenden liebten. Die Carmina Burana, welche Schmeller herausgegeben, enthalten z. B. (S. 30) ein Klagelied über das Mißgeschick der Christen im gelobten Lande, welches unter den Heerschaaren, die Saladin gegen Jerusalem führt, auch Scythen, Massageten, Sarmaten, Vandalen und, was für Dr. Quitzmann interessant sein dürfte, selbst Quaden angibt. Wer damals im gebildeten Deutschland sich elegant ausdrücken wollte, vermied den noch zu modernen Namen der Ungarn und setzte dafür lieber mit classischem Anstrich: die Parther. So erklärt sich auch, daß unter dem parthischen Gränzsaum nur die ungarische Gränze, damals unterhalb Melk, zu verstehen sei. Freilich, wie die Gebeine dorthin gekommen, bleibt uns immer noch unbekannt und muß weiteren Forschungen überlassen werden, die wir gerne unterstützen würden.

Dem ſei aber wie ihm wolle — auch im letzten Jahr erfreute ſich das Bad zu Seon wieder eines ununterbrochenen und ausgezeichneten Beſuchs. (Wer dieß lieſt, läuft vielleicht ſchon nächſtes Jahr dahin, da der Menſch immer lieber nach jenen Orten trachtet, wo ſchon zu viele ſeiner Art beiſammen ſind und wo er überflüſſig iſt, als in die ſtille Waldeinſamkeit, wo er keine andere Anſprache hat, als ſein eigenes Gemüth!) Zwar war ich auch ſchon im frühen Sommer dort, als ſich nur erſt die Anfänge des Badelebens bildeten und in den weiten Kloſtergängen ein nur ſelten geſtörtes Schweigen herrſchte. Doch erquickte die Stille und die Verlaſſenheit des blühenden Gartens, wo nun bald die ſchönſten Fräulein wandeln ſollten, ſowie die Oede des ſchattigen Sommerkellers, den nur der berebte Hausmeiſter und ich bevölkerten, während vier Wochen ſpäter die erleſenſten Zecher ſich hier zum Krüglein ſammelten — denn dieſe Stille, Verlaſſenheit und Oede erfüllten gleichwohl das Herz mit guten Ahnungen einer ſchönern Zukunft. Mir zu Ehren, ſo glaubte man, hatte ſich des Morgens ein neunpfündiger Waller fangen laſſen, der, als er des Abends aufgetiſcht war, eine große Befriedigung und ſichtliche Heiterkeit unter die kleine Geſellſchaft brachte. Eine wohlbemeſſene Vereinigung von trefflichem Bier, ausgezeichneten Wallern, guten Matratzen und hiſtoriſchen Erinnerungen iſt es ja eben, was unſerm Seon ſein eigenthümliches Bouquet verleiht. Später aber, da ich im Auguſt, von Seebruck herüberkommend, wieder nachſah, war die Abtei zum Brechen voll, kein Cajütchen mehr zur Verfügung, und außen wie innen lauter Leben, Vergnügtheit und fröhlicher Lärm. Annach liefern das gebildete München und die Landgerichtsſitze der Nachbarſchaft

die meiſten der Gäſte — nur ausnahmsweiſe laſſen ſich auch die Leute der deutſchen Mitte und des kühleren Nordens hier nieder, bereuen es aber keineswegs, wenn ſie es gethan. Der vornehmſte unter denen, die an der einfachen, doch lobenswerthen Tafel ſpeisten, war längere Zeit auch unſer Feldzeugmeiſter von Lüder, der im März 1862 verſtorben iſt. Es ſind nun gerade dreißig Jahre, ſeitdem er ein ſcharfer Commandant von Nauplia geweſen, unter deſſen Kanonen ich als Jüngling wohlbehütet im Schreibezimmer der hohen Regentſchaft ſaß, um für das griechiſche Schulweſen zu arbeiten, wornach er dann, von einer Staffel der Ehre zur andern ſteigend, jetzt glücklich in jener Sonnennähe angekommen iſt, die unter Millionen oft nur einer erreicht. Aufmerkſam habe ich ſtets ſeine Laufbahn von ferne betrachtet, doch immer neidlos, zumal wenn ich ihn mit ſeiner Rednergabe als Kriegsminiſter dem bayeriſchen Landtag gegenüber ſah. (Jene oxenſtierniſche Weisheit, kraft deren die europäiſchen Reiche nachgerade ſo viele Millionen für Gewehre und Kanonen, Feſtungen, bewaffnete Lager und Rüſtungen jeglicher Art dahingegeben, daß ihnen zum wirklichen Waffentanze kein Pfennig mehr überbleibt, ſie erſcheint natürlich dem friedfertigen Bürger in einem andern Licht, als dem für ſeinen Beruf begeiſterten Kriegsmann.) Trotz der ungewöhnlichen Höhe, die er einnimmt, hat ſich aber Herr von Lüder immer noch jenes anſpruchsloſe Weſen bewahrt, welches wir auch von anderer Seite als einen Vorzug ſüddeutſcher Feld- und Kriegsobriſten gern anerkennen hören. Was Anmaßung, Dünkel und Hochmuth betrifft, hält ein bayeriſcher Feldherr gar keinen Vergleich aus mit manchem angehenden Lieutenant zu **, und will auch keinen aushalten. Darf man

es in jetziger Zeit, ohne dienerhaften Sinnes beschuldigt zu werden, als eine Ehre betrachten, daß man mit solchen Herren gesprochen und sich unterhalten hat, so melde ich gern, daß wir des Nachmittags hinter der Kirchenmauer im stillen Schatten saßen, und von der lauten Seoner Welt geschieden mit wenigen andern durch die Rosenbüsche auf den spiegelnden See blickten, und als ehemalige Griechenfahrer unsere schönsten Erinnerungen — Freuden und Leiden hellenischen Lebens — vorüberziehen ließen. Mir ist eben leider noch eine Art Heimweh nach den classischen Ufern des Ilissus im Herzen sitzen geblieben, das ich wahrscheinlich auf dieser Erde nicht mehr werde stillen können. Deutschland hat sich längst wieder abgewendet von seinem ehemaligen Schoßkind, während ich, vielleicht aus Romantik, noch immer einige Sympathie dafür bewahre. Eben deßhalb möchte ich aber wohl mehr von dem schönen Lande hören, als was so die Zeitungen gewöhnlich bieten, Nachrichten über Kammerdebatten, Bewegung in der diplomatischen Welt und Reisen des Hofes. Wenn doch einmal einer unsrer lieben Freunde daselbst einen aufrichtigen Zustandsartikel herausſenden und in einem Journal erscheinen lassen wollte, einen Bericht, wie es mit der Zahl der Bevölkerung steht, wie die Städte gedeihen und wachsen, was für Unterricht, für Verkehrsmittel, für Straßen und derlei Angelegenheiten geschehen ist, was sie für Bücher schreiben und für Stücke auf's Theater bringen; ob sie sich eben so innig über unsere Befreiung von der nachmärzlichen Reaction gefreut, wie wir einst über ihre Befreiung von der Türkenherrschaft u. s. w.? Mir geschähe mit einem solchen Bericht ein großer Gefallen.

(Obwohl es jetzt nach den Ereignissen der jüngsten

Zeit nicht recht patriotisch scheint, dem eiteln und wankelmüthigen Volk der Gräcoslaven noch ein entschuldigendes Wörtlein zu widmen, so drängt's mich doch, über die Ursachen, welche das arme dürre Griechenland so weit gebracht haben, hier eine Meinung niederzulegen. Erstens also hatte das Land, zumal im Anfang an mehreren hundert Celebritäten zu leiden, lauter Heroen aus dem Freiheitskriege, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, überhaupt nichts arbeiten, sondern nur in heldenhafter Bärenhäuterei jene schönen Pensionen genießen wollten, die das befreite Vaterland ihnen schuldig sei. Jeder dieser Recken hatte dann wieder eine zahlreiche Sippschaft hinter sich, die mit ihm und Kraft seiner Verdienste im Reiche emporkommen und Stellen erhalten wollte. Es war unmöglich allen diesen Forderungen gerecht zu werden, allein die alternden Helden nahmen keine Vernunft an, sondern wenn sie wieder etliche Monate in den Antichambren zu Athen gesessen und nichts erreicht hatten, so pflegten sie nach Messenien oder nach Akarnanien zu gehen und dort zu näherer Begründung ihrer Ansprüche einen jener zahllosen Aufstände zu veranstalten, die das Land in beständiger Unruhe hielten. Jetzt sind die alten Häuptlinge zwar meist dahingegangen, aber ihr Geist schwebt noch über den griechischen Bergen und die alte Kleftenwirthschaft hat noch lange nicht abgeblüht. — Ferner leidet das Ländchen sehr schmerzlich an der Hochschule zu Athen. Es war ein schöner Traum der deutschen Philhellenen, daß in der alten Stadt der Weisen ein Bildungsherd für das ganze Morgenland entstehen und die männliche Jugend der dortigen Christenheit bis von den Höhen des Hämus, von den Gränzen Nubiens und Mesopotamiens zusammenströmen, in den

academiſchen Hainen am Cephiſſus neuerdings Philoſophie betreiben und dann gebildet, erleuchtet und veredelt wieder in die umnachtete Heimath zurückkehren ſolle, um dort Bildung, Licht und edlere Menſchlichkeit zu verbreiten — allein in der Praxis hat ſich dieß ganz anders geſtaltet. Die Jungen kommen wohl aus allen Winkeln dort zuſammen, lernen aber nicht viel und bleiben, ſtatt in die umnachtete langweilige Heimath zurückzukehren, lieber in dem luſtigen Athen, ſitzen den ganzen Tag in den Kaffeehäuſern, halten ſich zu den höchſten Würden ſowohl berufen als geeignet, klagen bei erreichter Volljährigkeit über den Blödſinn des Vaterlandes, das ihren Genius nicht zu verwerthen, über den Deſpoten, der für ſeine Miniſter nie die rechte Wahl zu treffen wiſſe, hetzen in den zahlloſen Journalen das Volk gegen die Obrigkeit, deren Tugenden allerdings auch nicht ſehr hoch anzuſchlagen, geben jede Mörderbande, die ſich im Lande herumtreibt, für die ächten Enkel des Harmodius und Ariſtogiton's aus und brüllen mit bei jedem Pronunciamiento, auch wenn deren in jedem Monat dreißig wären. Dieſe Hypertrophie der Bildung iſt jetzt faſt ein größeres Uebel geworden, als die Unwiſſenheit, die Amathia, über welche die vorfreiheitlichen Griechen Rhigas, Korais und andere ſo rührend zu klagen wußten. Hätte König Otto keine andern Staatsbürger zu regieren gehabt, als die mäßigen, arbeitſamen griechiſchen Bauern und Matroſen, ſo könnte er noch jetzt, von allen verehrt und geliebt, an den ſtillen Geſtaden des Iliſſus luſtwandeln oder von ſeinem Schloſſe aus leichte Tſchibukiwölkchen über das vergnügte Athen hinblaſen. — Das dritte Leiden ſind die „wohlthätigen Mächte", Frankreich, Rußland und England, zumal letzteres, welches der

griechischen Handelsmarine nie verzeihen wird, daß sie mit Zwiebeln, Oliven und Wasser durch die Meere kömmt, während seine Seehelden Beefsteak und Brandy verlangen, was die Spesen beträchtlich vertheuert. Jeder dieser Wohlthäter hält nun seine Sendlinge in dem Lande, jeder hat seine Partei, die er ködert und losgehen läßt, so oft es ihm ersprießlich scheint. Jede der drei wohlthätigen Gesandtschaften ist nur ein Blasbalg, der in dem beständig brodelnden Vulkan des unglücklichen Landes nach Kräften schürt. Wer erinnert sich nicht an den edlen Don Pacifico, den Günstling des noch edleren Palmerston und an die letzte „königmachende" Intrigue des noblen Albion, das der alte Napoleon am Ende doch nicht unrichtig charakterisirt hat! Hätte man Griechenland gleich vom Anfang an dem Einfluß der wohlthätigen Mächte entziehen und in ruhige, windstille Gegenden, etwa nach Pommern oder in die Ukermark verlegen können, so hätte es nicht so viele Millionen auf eine Armee und andere Schutzmittel, auf Bekämpfung von Revolutionen verwenden müssen, und sie wären wohl dem Straßenbau und anderen inneren Verbesserungen zugeflossen, und das kleine Hellas würde jetzt noch jenes Glücks genießen, dessen Schild der Bavarese gewesen und das in vielen Jahren nicht wiederkehren wird. Dieses glaubte ich für das verachtete Völklein hier sagen zu dürfen, für die modernen Graeculi, die zwar, wie die kleinen Dänen, eine lächerliche himmelstürmende Eitelkeit, außerdem aber viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen, und deren Unglück doch zum Theil aus Ursachen hervorging, für welche sie selbst nicht verantwortlich sind.)

Hiemit schließt übrigens das vierte Capitel hochländischer Reiseberichte, in welchem sich der Verfasser von alten

Markgrafen, Nibelungen und Filzo-Pritziſchen Stammbäumen gar zu weit in vergangene Jahrhunderte hinreißen ließ, ſo daß eine Arbeit entſtanden iſt, welche er nur tiefſinnigen Leſern zur Lectüre empfehlen kann, während ein oberflächlicher Geſchmack, der nur flüchtige Unterhaltung ſucht, vor derſelben, wenn auch hier etwas ſpät, gewarnt zu werden verdient. Im nächſten Anlauf werden wir verſuchen, durch unerwartete Mittheilungen über das alte Schloß zu Falkenſtein und das Leben auf dem Petersberg, dann auch über die Bayeriſch-Zeller, den Steffelbauer und die Wurzerburgel ſowohl bei tief- als bei leichtſinnigen Leſern in gleichem Maße jene zufriedene und heitere Stimmung zu erwecken, deren Erzielung uns ſo ſehr am Herzen liegt.

V.

Andorf, Falkenstein und der Petersberg.

Geschäftige Stadtkinder, die von früh bis spät in der Werkstätte, im Comptoir, im Bureau hanthieren, rechnen, schreiben müssen, schwärmen bekanntlich alle für ein „Schweizerhäuschen,“*) vielmehr für ein niedliches Bauernhaus im Alpenstyl, voll Ruhe, Frieden und stiller Glückseligkeit. Selbst im Bilde schon betrachten sie voll Sehnsucht das sanfte Dach mit den Drachenköpfen, dessen Schindeln die Felsensteine vor den Stürmen schützen, die weißen Scheiben mit dem schwarzen durchschossenen Mittelpunkt, die an den braunen Wänden hängen, die Gemsenkrückeln oder den Steinadler, den Luchskopf, diese friedlichen Trophäen der hochverehrten Jägerei, die Nelken auf dem langen Laubengang, die so lieblich duften, die Bienenstöcke an der Seite, die so behaglich summen, die grünen Läden und die glänzenden Kammerfenster, an denen in warmen Sommernächten die Mädchen sitzen und träumerisch in den

*) „Schweizerhäuschen“ — ein neu eingeführter Nothname für das, was man officiell ein Haus „im Gebirgsstyle“ nennt, Man könnte eben so gut ein Miesbacherhäuschen, Tirolerhäuschen. Steirerhäuschen sagen, denn dieser Styl ist allen deutschen Alpenländern gemeinschaftlich und nicht erst von den Schweizern entlehnt.

Mond gucken. Daß dieſe rhätiſchen Bauernhäuſer nach Leo von Klenze die Urbilder des tuscaniſchen Tempels ſind, verleiht ihnen für manchen, der ſich auf die Schönheiten etruskiſcher Sprache und Literatur geworfen hat, noch einen beſondern Reiz. Sollte man aber glauben, daß jene idylliſchen Wohnſtätten, die auf den Alpenweiden vielleicht ihr Traumleben ſchon geführt, ehe noch Romulus ſein Rom gegründet — ſollte man glauben, daß jetzt auch ſie ihrer Wandelung und ihrem allmäligen Untergang entgegengehen?

Dieſe Frage ſtellt man ſich namentlich zu Audorf, dem anmuthigen Oertlein am Inn nicht weit von der Tiroler Gränze, zu Füßen des Auerbergs, auf welchem noch jetzt ein ſchwarzes Mauertrumm an die ehemals wehrhafte, aber längſt zerſtörte Gränzveſte erinnert. Vor ſechs Jahren iſt dieſes Dorf zum Theil in Aſche geſunken, und da es an Geld und Gut nicht fehlte, ſo erwarteten die Freunde des Schönen, daß die Häuſer, die der Brand vernichtet, in neuer Zierlichkeit, in einem verklärten Alpenſtyl wieder auferſtehen würden. Aber es kam ganz anders — die flachen Dächer wurden aufgegeben und dafür ſpitze Giebel mit Cementziegeln errichtet, die Vorſprünge der Bedachung zogen ſich in's Unſcheinbare zurück, die Laube lebt nur als verkümmerte Altane fort, die, wie ein Thränenſäckchen, um das verweinte Auge der obern Glasthür hängt. So ſind die Häuſer zum Theil wohl groß und theuer, aber ungeſchlacht und geſchmacklos geworden. Wer iſt daran ſchuld? Gegen den vorſpringenden Wetterſchirm ſoll ſich die Obrigkeit ausgeſprochen haben; die flachen Schindeldächer ſind der Feuersgefahr unterworfen und zahlen höhere Beträge an die Verſicherungsanſtalt; die langen Laubengänge, welche ehemals, da die Häuſer noch meiſtens

aus Holz gebaut wurden, der Zimmermeiſter umſonſt darein zu geben pflegte, gelten jetzt als zu koſtſpielig und ſind an Gaſthöfen, ſowie an andern Gebäuden, die im Sommer vermiethet werden, deßwegen nicht beliebt, weil die jeweiligen Einwohner fremde Leute ungern vor ihren Fenſtern auf- und abpatrouilliren ſehen. Auch ſollen ſie, ſagt man, zu günſtige Gelegenheit für Einſteigende, ſowohl Liebende als Diebe, gewähren.

In einem andern Dorfe des Gebirgs, wo jüngſt ebenfalls einige Firſte abgebrannt ſind, kämpften die Hausväter lange mit einer äſthetiſchen Obrigkeit, welche das ſchöne alte Herkommen befürwortete und beſtanden auf ganz glatten Wänden mit Ziegeldächern ohne Vorſprung und Gallerien, weil dieß ſolider und billiger ſei. Traurig, wenn auch dieſe Poeſie erliſcht, die uns ſo untrennbar mit Wald und Alm verwachſen ſcheint! Aber wie ſich der Geſang der Berge in die Städte flüchtet und in ihren Mauern Alpenſänger und Quartette aufſtehen, wie man ſie im Hochlande kaum mehr finden kann, ſo ſcheint ſich auch der Bauſtyl der Alpen in den Schooß der Bildung retten zu wollen. Unſere Naturfreunde, die ſich draußen ein Hüttchen bauen, wählen ſtandhaft die Form der Schweizerhäuschen — die Landleute dagegen greifen nach dem charakterloſen Typus der Stadt!

Uebrigens iſt Audorf ein hübſcher Ort, der in einer ſehr ſchönen Umgebung liegt, ſo daß ſich die Stadtleute ſchon lange dahin gezogen haben und den Sommer ganz angenehm dort zu verbringen pflegen. Auch einige Gutsbeſitzer und Honoratioren ſind in der Nähe, welche das Dorf zum Mittelpunkt ihrer Geſelligkeit erwählt haben und daſelbſt im Winter Bälle geben, im ganzen Jahre

Theaterstücke aufführen. Liegt mir doch gerade jetzt ein Zettel vor, der mich belehrt, daß am 31. Jänner d. J. von der Gesellschaft Erheiterung Rose und Röschen von Charlotte Birch-Pfeiffer „zum Besten für Schleswig-Holstein" gegeben wurde. Also dort auch ein lebendiger Sinn für das deutsche Vaterland und seine Ehre!

Nunmehro aber, nachdem die alten Freunde in Audorf alle besucht sind, geht die Fahrt wieder abwärts nach Fischbach. Dort locken die Trümmer von Falkenstein und die Erinnerung an die alten mächtigen Herren, die einst hier gehaust, wo schon die Römer als an einem der wenigen Aus- und Eingänge des hohen Rhätiens Thürme und Castelle sicherlich nach Bedarf erbaut haben. Davon sind noch einige sehr augenfällig, wie eben der Thurm zu Falkenstein und sein Nachbar gegenüber zu Neubeuern; andere sind nur noch in namenlosen Mauertrümmern vorhanden, andere gar in Kirchenthürme oder Bauernhäuser verwandelt worden.

Der Aufgang zu dem alten Burgstall ist angenehm, da er durch ein kleines Häufchen freundlicher, reichbeschatteter Häuschen führt, die sich da am Schloßberg nach einander aufgestaffelt haben. Wer allenfalls den alten Thurm besteigen will, der wird nur hier „beim Schuster" den Schlüssel dazu finden.

Das Gebirge erhebt sich übrigens an dieser Stelle in drei sehr sichtbaren Stufen — auf der ersten prangt die mehr erwähnte Veste, auf der zweiten, schon ziemlich hoch, die kleine Matron genannt, steht die alte Kirche von St. Peter, und die dritte ist die große Matron, welche riesenmäßig wie eine abgeschroffte, oben reich belaubte Mauerkrone über die Gegend herrscht.

Gehen wir nun aber näher auf die Ruine zu, ſo thut ſich vorher noch eine finſtere Schlucht auf, aus welcher durch das reiche Buſchwerk, das den gähnenden Abgrund verkleidet, ein Waſſerfall blitzt und heraufrauſcht; ein andrer, deſſen Autor oder Vater, fällt zur rechten über die Felſenwand der Matron herab.

Das alte, einſt prächtige Schloß iſt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgebrannt und jetzt nichts weiter übrig, als der Thurm und ſeitwärts davon die Mauern der früheren Burgkapelle. Sonſt iſt alles mit hohem Gras bewachſen, und wenn man's nicht aus den alten Bildern wüßte, ſo wäre es ſogar ſchwer zu ſagen, wo einſt das Wohnhaus der Herrſchaft, das eigentliche Schloß geſtanden — etiam periere ruinae! Doch iſt der ehemalige Garten noch kenntlich, wo die alten verſchnittenen und verrenkten Zierbäumchen, ſchon lange alles Zwanges ledig, jetzt in mächtigen gekrümmten Hochäſten wie ungeheure Leuchter gegen Himmel ſtreben.

Der hohe Thurm, deſſen Erbauung alſo den Römern zugeſchrieben wird, iſt mit guten Treppen verſehen und daher leicht zu erklimmen. Die Ausſicht auf ſeiner Zinne verlohnt das Aufſteigen reichlich, wird aber hier nicht weiter geſchildert, da jene auf dem Petersberg ungefähr dieſelbe, aber noch ſchöner iſt.

Der letzte der alten Grafen von Falkenſtein, des Namens Siboto (ob der IV., V. oder VI. weiß man nicht genau, da die Genealogen nicht zuſammen ſtimmen), iſt am ſiebenten Weinmonate 1272 von dem Ritter Otto von Brannenburg, ſeinem Lehensmann, im Bad ermordet worden. Die Güter fielen an die Herzoge von Bayern, welche die Herrſchaft Falkenſtein nachmals wieder an verſchiedene

andere Geſchlechter verliehen. Einmal, etwa hundert Jahre lang, bis 1645, waren auch die Herren von Hund im Beſitz, welche zur Zeit noch in Bayern blühen. Von alten Sagen über die Ruine iſt unter dem Landvolk nichts mehr übrig als eine falſche, wenigſtens nicht hieher gehörige. Sie erzählen nämlich im Betreff der Burg die uralte Welfenſage von den vielen Knäblein, welche die Mutter in's Waſſer werfen laſſen wollte. Solche Mähr wird auch im Geſchlechte der Herren, jetzt Grafen von Hund, als Familienſage überliefert und iſt ſicherlich mit dieſen und eher nicht nach Falkenſtein gekommen. Das Volk hat aber die Herren von Hund als Inhaber der Herrſchaft ſchon längſt vergeſſen und erzählt die Geſchichte ſo, als gehöre ſie den alten Grafen von Falkenſtein an.

Als Landsmann und Verehrer der altbayeriſchen Literatur trug ich damals auch ein eben erſchienenes Büchlein mit mir herum, nämlich die Alten und neuen Geſchichten aus Bayern von Hermann Schmid. Oftmals hatte ich es ſchon herausgezogen, um darin zu leſen und es jedes Mal ganz befriedigt wieder eingeſchoben. Als ich nun oben auf dem Thurme ſtand, nahm ich's abermals vor und ſchlug die Erzählung auf, welche der Verfaſſer „Falkenſtein" überſchrieben hat. Sie war noch unberührt, denn ich hatte ſie gefliſſentlich auf dieſen feierlichen Moment geſpart. Welch' ſeltenes Glück in unſerm Klima, ſprach ich zu mir ſelbſt, wenn das Wetter ſo milde, daß wir auf windſtiller Thurmſpitze ein Dichterwerk leſen können, welches dieſelbe alte Ruine, die uns umgibt, und die ganze Gegend belebt und verherrlicht! Nachdem ich dies geſprochen, ſetzte ich mich zwiſchen zwei Zinnen hinein und begann zu leſen, während die Hühner im Dörflein unten gackerten

und die Meiſen in den nächſten Bäumen zirpten und die Fiſche im fernen Innſtrom ſchweigſam dahinſchwammen. Es war dieſe Stellung zwiſchen dem ſchwindligen Mauerwerk zwar nicht die bequemſte, aber doch, wie mir dünkte, für mein Vorhaben ungemein geeignet und ſelbſt eine Huldigung für den Dichter. Zuerſt ſchlug ich nun die letzte Seite der Erzählung auf, was ich gewöhnlich thue, da Novellen hinten immer am ſchönſten ſind. „Er ſtarb unvermählt," ſagt dort der Erzähler, „und mit ihm ging das Geſchlecht der Falkenſteiner zu Ende." Aha, dachte ich mir, er behandelt die Geſchichte, wie der letzte der Falkenſteiner fiel — romantiſcher Stoff! — Siboto war aber verheirathet und ſeine Frau hieß Irmengard, wurde auch mit ihm zu Weiern begraben. Nu, wenn ſonſt alles gelungen, will ich ihm die Frau wohl ſchenken. „Ueber Serenens Grabſtein" las ich weiter — — Wer iſt dieſe Serene? Wie kommt der moderne Name in die Geſchichte der alten Falkenſteiner? Was geht hier vor? Welche Ahnung? Doch fangen wir lieber von vorne an. — Dort, am Anfang, fand ich aber, daß an dem Abend, wo die Novelle beginnt, der röthlich goldene Schimmer der untergehenden Sonne auf den Zinnen des Bergſchloſſes Falkenſtein lag, und auf den ſteinernen Sitzbänken der Je-länger-je-lieber-Laube (Je-länger-je-lieber-Laube klingt etwas ſchlecht und ſollten ſolche Kakophonien namentlich von altbayeriſchen Profanſchriftſtellern ſorgfältig vermieden werden, weßwegen wir für eine zweite Auflage um die gewöhnliche Jasmin- oder Geisblattlaube bitten möchten) zwei junge Geſtalten ſaßen. Von dieſen war die eine ungemein zierlich; ihr ſorgfältig weißgepudertes Haar — Gott, wie wird mir? im dreizehnten Jahrhundert gepuderte

Haare? Doch ist diese Gestalt mit dem weißgepuderten Haar noch nicht der rechte, sondern nur der Nebenbuhler desselben. Als Hauptheld stellt uns nämlich der Dichter einen hübschen Jungen Namens Willibald vor, vermeintlich eines Bauern Sohn. Er und Serene, das einzige verlassene Töchterlein des verschollenen Grafen Richard von Falkenstein, sie lieben sich. Aber es geht plötzlich ein groß Geheimniß auf, denn Willibald ist nicht derjenige, für welchen er so lang gegolten, sondern heißt eigentlich Engelbert und ist Serenens Bruder. Mit dieser Enthüllung sind alle Freuden aus; er zieht in den spanischen Krieg, kehrt zurück und stirbt, wie wir gelesen, unvermählt im vorigen Jahrhundert, in einem Jahre, welches niemand näher angeben kann; Serene aber entsagt der Welt und geht in's Kloster. „Ueber ihren Grabstein schreitet, sagt der Dichter, wer das Portal der Kirche auf Frauenchiemsee betritt, doch ist die Schrift seit der langen Zeit bis zur Unleserlichkeit abgenützt." Welche wunderbare Geschichte! Wie? rief ich, bist du, Siboto der Vierte, Fünfte oder Sechste, bist du denn nicht wie der Monachus Anonymus bei Oefele (Scriptores rerum boicarum) im zweiten Band Seite dreihundertachtunddreißig berichtet, bist du denn nicht schon im dreizehnten Jahrhundert und zwar im Bad erschlagen worden? Bist du nicht der letzte Falkensteiner gewesen? Und Engelbert? und Serene? und der unleserliche Grabstein zu Frauenwörth? welche Räthsel? — Ich war in der seltsamsten Gemüthsverfassung, ärgerlich über mich selbst, über verlorene Zeit und Mühe. Was hilft doch all unser Studiren? sagte ich, wir glauben eine Thatsache fest in Händen zu haben, und brauchen nur auf einen Thurm zu steigen und oben bei windstiller Luft eine No-

velle zu leſen, und Alles quirlt wirre durcheinander, wie die ſpielenden Mücken an einem ſchönen Sommerabend. Wie weit iſt leider noch hin bis zu einiger Verläſſigkeit in den vaterländiſchen Geſchichten, wenn die eine Schule den letzten Falkenſteiner zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg ſterben läßt und die andere in den Tagen Maria Thereſia's! Schwermüthig ſtieg ich wieder die Treppen hinab, doch ungemein neugierig, einen Blick in die geheime Werkſtätte des ſchaffenden Genius zu thun. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich den Dichter wieder ſehen würde, und als ich ihn dann des nächſten Mittwochs bei den „Zwangloſen" erblickt, fuhr ich ungeduldig auf ihn zu und ſagte: Aber Meiſter Hermann, wißt Ihr denn nicht, daß Siboto der Vierte, Fünfte oder Sechste von Falkenſtein ſchon Anno zwölfhundertzweiundſiebenzig im Bad erſchlagen worden iſt? — Nein, erwiederte er, das weiß ich glücklicher Weiſe nicht. — Ja, was habt Ihr denn für Quellen zu Eurer vortrefflichen Geſchichte gehabt? — Ich brauchte keine Quellen, ſagte er lächelnd, ſondern als ich eines Tages in der Burgruine ſtand, fühlt' ich mich poetiſch angeregt — unten auf der Poſt fragt' ich mehrere Honoratioren, ob man etwas über die Geſchichte des Schloſſes wiſſe — alle aber betheuerten, man wiſſe gar nichts. So glaubte ich freie Hand zu haben und ſetzte meine Novelle hinein. — Der Tauſend! rief ich, alſo ſo kann man's auch machen! und an der ganzen Erzählung iſt demnach gar nichts wahres? — Nein, erwiederte er, nein, gar nichts, außer etwa der unleſerliche Grabſtein zu Frauenchiemſee! — Das iſt doch ſtark! ſagte ich kopfſchüttelnd, ging einige Schritte zurück und ſetzte mich auf einen einſamen Stuhl, um mich wieder zu ſammeln.

Ober den Burgruinen aber winkte St. Peter, das uralte, vom Thal aus oft mit Liebe betrachtete, gleichwohl bis dahin noch nie beſuchte Heiligthum. Es macht allemal einen eigenen Eindruck auf den Reiſenden, der vom Flachland auf der Straße oder jetzt auf der Eiſenbahn hereinfährt, wenn er ſo hoch oben über der Welt dicht am blauen Himmel die graue Kirche und daneben den Maibaum und das kleine Prieſterhaus erblickt. Wer mag das, denkt der fahrende Beobachter, wer mag das Alles dort hinauf geſtellt haben? welcher edle und reiche Büßer, welcher ehrenwerthe alte Sünder hat das wohl gegründet? und welcher begeiſterte Apoſtel hat zuerſt in jener Halle geprediget? Wie wenig man aber auf ſolche Fragen Antwort geben kann, werden wir ſogleich erfahren, wenn wir erſt den Scheitel erklommen haben.

Der Weg iſt etwas ſteil, doch wechſelvoll, obgleich er immer nur an der vordern, zum Theil nackten, zum Theil überwachſenen und waldigen Seite der kleinen Matron hinanführt. Wer rüſtig ſteigt, wird in dreiviertel Stunden nicht mehr weit von der Höhe ſein.

Wir erreichten damals dieſe Stelle, als es ſchon Abend war. Nur noch eine kurze Weile hatten wir übrig, ſie genügte aber, um uns zu überzeugen, daß die Ausſicht vom Petersberg ein reiches Lob gar wohl verdiene. Rechts und links ſtehen hohe Berge, unten breitet ſich das grüne Innthal aus, in welchem der Strom, durch hundert Eilande geſpalten, manchmal von einem langſam ziehenden Schiffe betupft, großartig dahinflutet. Der ſchöne Strom iſt gleichwohl der böſe Geiſt der Gegend, da er manche Wieſe, manches Feld, ja manchen Hof unbarmherzig hinwegreißt, Hunderttauſende für Uferbauten nutzlos verſchlingt

und in den Niederungen für viele Fieber eine unausrottbare Urſache iſt. Jetzt wäre das Gewäſſer um ſo leichter zu entbehren, als es in Sachen des Güterlebens und Waarenverkehrs durch die Eiſenbahn vollkommen erſetzt wird. Dieſe iſt, aus der Vogelperſpective betrachtet, mit ihren Häuschen und Bahnhöfen auch eher ein Reiz, als ein Verderbniß der Gegend. Gar niedlich ſtellen ſich da oben zumal die großen Züge dar, wenn die lange Wagenreihe ſich ſo gelenkig durch Wald und Au hindurchſchlängelt, immer geführt und geleitet von dem langen weißen Lindwurm, der mit der größten Leichtigkeit und eben ſo ſchnell als leicht ſich durch die dickſten Forſte bohrt. Uebrigens — um mit der Ausſicht fertig zu werden — links ſteht Brannenburg, das anſehnliche Schloß, rechts oben über dem Inn, etwas ferner, Neubeuern auf einem waldigen Felſenblock. Es iſt, wie ſchon gemeldet, auch mit einem Römerthurm bewaffnet, und ſieht ungemein feſt und wehrhaft aus. Draußen im Duft der weiten Ebene verſchwimmen Roſenheim und Aibling.

Bei den Landſchaftern iſt dieſe Brannenburger Gegend zumal wegen ihres herrlichen Baumſchlages beliebt. Es iſt noch nicht gar lange her, daß mir einer der erſten jenes Fachs geſtand, die Landſchaft dahier gefalle ihm faſt beſſer, als die Gegend um Meran. Die ſchönſte Stelle iſt aber wohl am Römerthurm zu Neubeuern. Dort iſt das Flachland ganz beſeitigt, und du ſiehſt nur das grüne Thal, den glänzenden Strom, die Berge, die ſich in den herrlichſten Geſtalten weit hinein durcheinander ſchieben und über einander aufſtehen, Alles zuſammen ein entzückender Anblick. König Max ſtand auch einmal auf dieſer Stelle und ſagte bewundernd, das ſei die ſchönſte

Aussicht im bayerischen Gebirge, was die Neubeurer seitdem immer mit Hochgefühl wiederholen.

Also an einem warmen Abend des letzten Juni rastete ich oben im Freien an dem Falltisch des Priesterhauses beim mäßigen Imbis, doch erhaben wie der weithin schauende Zeus über den Ländern und Städten der Menschen. Der Hausherr saß noch unten bei seinem Gläschen im Keller zu Brannenburg, und meine hohe Einsamkeit erhielt sich unberührt bis es Nacht geworden. Neugierig betrachtete ich auch das Gotteshaus und sein romanisches, auf Widderköpfen ruhendes Portal, welches zwar weniger ansehnlich ist als jenes zu St. Zeno bei Reichenhall, aber doch immer schön genug für solch entlegenes Bergkirchlein. Oben in der äußern Giebelwand ist auch, leicht kennbar an dem Himmelschlüssel, ein halberhabenes Steinbild des heiligen Petrus, des Patrons der Kirche, angebracht. Portal und Steinbild schreiben sich dem zwölften Jahrhundert zu. Von dem Ursprung der Kirche wüßten wir eigentlich nichts, wenn nicht ein Bruder Konrad, ein Sprosse der mächtigen Grafen von Andechs, in ein altes Meßbuch einige Zeilen zur Erinnerung hineingeschrieben hätte, besagend, das Gotteshaus auf dem Petersberg habe sein Urahn gestiftet, und ein Bruder Mechtin mit zwei Gesellen sei zur Zeit Herzog Arnulfs vor der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde von Wessobrunn, das ganz zerstört gewesen, auf den Berg Matron gekommen und da geblieben, und also habe das Stift seinen Anfang genommen. Von da an hieß es auf lateinisch ein Monasterium, aber es galt immerdar als ein minderes Kloster, brachte es nie dazu, eine Abtei zu werden, sondern wurde in spätern Zeiten jeweils einem Domprobst zu Freising als Zubuße verliehen. Mir will's gleich-

wohl bedünken, als habe Bruder Konrad lange nicht Alles gewußt, was dieſe myſtiſche Felſenhöhe einſt bedeutete. Da St. Peter in chriſtlichen Tagen ſeinen Sitz gar gerne dort einnahm, wo früher der Donnergott verehrt worden, ſo iſt leicht möglich, daß hier oben ſchon die blinden Heiden einſt im Gebet gelegen. In ihren Fußtapfen möchten wohl auch die erſten Chriſten an dieſem Ort ein Bethäuslein geweiht haben, lange, ehe Bruder Konrads Urahn ſeine milde Hand aufthat; und wirklich behauptet die Sage noch jetzo, hier ſei die älteſte Kirche im Gau geſtanden; — kurz es iſt ein abſonderlich und geheimnißvolles Münſterlein, dieſe alte Peterskirche auf Matron. Jener Duft eines unergründlichen Alterthums iſt es wohl auch, was ihr von allenthalben ſo viel Vertrauen und Verehrung zuwendet, daß ſie der Liebling und das Schooßkind des bayeriſchen Innthals genannt werden kann; ja ehemals kamen ſogar die Proceſſionen ferne aus Tirol herbei und ſtiegen mit Fahnen und Standarten den ſteilen Weg hinan. Darum ging auch ein wahrer Schmerzensſchrei durch die ganze Gegend, als ſie 1804 vernahm, die Kirche und das Prieſterhaus ſollten geſchloſſen und dem Verfalle preisgegeben werden. Weit oben am Rieſenkopf auf den fetten Hochweiden, in der ſtärkenden Alpenluft ſtehen aber zwei uralte Heimathen, die Aſtnerhöfe. Dort lebten die Aſtnerbauern — damals noch ihrer zwei, während ſeitdem der eine der Höfe an den Grafen Pallavicini, den damaligen Beſitzer von Brannenburg, verkauft und von den Ureinwohnern verlaſſen worden iſt — ſehr wohlhabende, angeſehene Landleute, die von uralten Tagen her gewohnt waren, nach St. Peter zur heiligen Meſſe hernieder zu ſteigen, und dieſe ſtanden auf und kauften die Kirche und

das Prieſterhaus, übernahmen auch gegen einen Zuſchuß von dreihundert Gulden auf ewige Zeiten die Sorge für die Gebäude und für den geiſtlichen Herrn, welcher alſo, um mich mittelalterlich auszudrücken, dadurch ihr Haus- und Hofpfaffe geworden iſt. Noch führt derſelbe auch im Mund der Gegend den altherkömmlichen Titel, der an das Münſter gebunden war — er heißt der Probſt von Petersberg.

Als es zunachtete, kam er auch heran, der hochwürdige Probſt vom Petersberg, ein freundlicher Herr, den ich jüngſt in Roſenheim zuerſt geſehen hatte, zugleich Tiroler aus dem unterſten Innthale und von Jugend an gewohnt, dies Gebirge auf und abzuklettern, ſo daß ihm das Flachland draußen, wie er ſelbſt behauptet, viel zu eben wäre. Er achtet den Petersberg oder die kleine Matron in dem Maaße für nichts, daß er bei gutem Wetter gewöhnlich nach Fiſchbach oder Brannenburg hinunterſchlendert, um dort in anſprechender Geſellſchaft den Abendtrunk zu genießen, worauf er dann ohne Rückſicht auf Mondſchein oder andere Beleuchtung den Felſenweg wieder fröhlich heraufſteigt. Wir ſetzten uns damals zuſammen in der untern Stube, deren dicke Mauern, niedere Decke und kleine vergitterte Fenſter noch an jene Zeiten mahnen, wo man den Comfort in ganz andern Dingen fand als jetzt. Man könnte faſt glauben, dieſe Stube ſei eine alte Caſematte aus den herrlichen Zeiten des Mittelalters, wo auch die Klöſter ſich zu befeſtigen und gegen Ueberfälle, namentlich ihrer Schutzherren, ſicher zu ſtellen ſuchten. Dieſes Gemach mit ſeinem großen Ofen und ſeinen rauhen Dielen dient als Wohnzimmer für den Probſt, als Schulzimmer für die Bauernkinder der nächſten vier Berghöfe,

welche der geistliche Herr in den Elementargegenständen zu unterrichten hat, und endlich auch als Zechstube, wovon wir übermorgen noch ein mehreres vernehmen werden. Nach mancherlei Gesprächen gingen wir zur Ruhe und hofften auf einen goldenen Morgen. Hiebei ist zu bemerken, daß die Herberge ganz gut eingerichtet ist — es sind nämlich zwei Gastzimmer vorhanden für Standespersonen und eine große, mit Stroh belegte Stube für den gewöhnlichen Haufen der Wallfahrer, der an den hohen Zeiten den Berg ersteigt, um seine Sünden in reinen Lüften abzuschütteln, vielleicht auch um neue mitzunehmen.

Der andere Morgen belohnte aber leider meine Mühsal nicht, denn dicht vor den Fenstern fand sich ein grauer Nebel hingestellt, so dick, daß man daran, wie die Bauern sagen, einen Stecken hätte anlehnen können. Von dem grünen Thale war gar nichts mehr zu sehen, ja selbst die Gestalt der Kirche wurde hin und wieder unter dem vorüberziehenden Gewölke unsicher und schwankend. Wir waren wie auf einem winzigen Eiland mitten in einem wüsten, nebligen, kimmerischen Ocean.

Um so fleißiger warfen wir uns auf die Betrachtung der Alterthümer, welche längstvergangene Jahrhunderte hier zurückgelassen. Wir besahen das Portal und hoch darüber den steinernen Petrus, machten unsre Bemerkungen über das hölzerne, schwarzbraune Täfelwerk der Decke, welches uns, wie die Symboliker wünschen, lebhaft an die rettende Arche erinnerte, die das Vorbild der mystischen Kirche gewesen,*) betrachteten dann das hölzerne Crucifix in der

*) Siehe Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising von Dr. J. Sighart. S. 19.

Sacriſtei, ungefähr ſo alt wie das Portal, und ſtiegen zuletzt in den Kirchenthurm mit ſeinen romaniſchen Doppelfenſterchen hinauf, um auch die Glocke anzuſchauen, welche mit der Jahrzahl 1381 dort oben hängt.

Nachdem wir dem Alterthum ſeine Ehre gegeben, gingen wir zu den jüngeren Einrichtungen der Frömmigkeit über und betrachteten die hölzerne Kanzel, welche außen an die Kirche angebaut iſt. Von dort herunter wird am Tage der Apoſtelfürſten gepredigt, an jenem Tage, wo bei ſchönem Wetter die Wallfahrer ſo zahlreich heraufkommen, daß die Kirche ſie nicht mehr faſſen kann. Dann nimmt die grüne Platte, ſo weit ſie reicht, die bunten Gruppen in den verſchiedenſten Stellungen auf und ſie lauſchen dem Wort Gottes im Freien. Für ſolche Zeiten ſind auch jene tragbaren Beichtſtühle aufgehoben, welche ſonſt im Vorhaus der Kirche ſtehen; denn alsdann werden ſie unter die ſchattigen Bäume geſtellt, welche die Lichtung einerſeits umſäumen, ſo daß die Gläubigen im Fächeln und Säuſeln der ſüßen Waldwinde die Bürden der Seele von ſich ſchleudern.

Und nachdem wir dieſe Merkwürdigkeiten beſehen, beſprochen, etwas geleſen, gegeſſen, getrunken, wieder geleſen und geplaudert hatten, verging unter Nebel und Regen, obwohl nicht unangenehm, der zweite Tag, worauf dann der dritte folgte, welcher eben ſo anhob, wie der vorige aufgehört hatte. Jedennoch unterſchied er ſich von dem vorhergehenden zu ſeinem Vortheil dadurch, daß er der ſiebente Juni, Herz-Jeſu-Feſt, und alſo ein Feiertag, wenigſtens ein abgewürdigter, war. Die alte Glocke des Münſterleins und ihre jüngere Schweſter, ſie ſchallten auch gegen ſieben Uhr ſchon ganz vernehmlich und laut hin-

unter in das Thal bis zu den Falkenſteinern, den Fiſchbachern, Flinsbachern und Tegerndorfern, worauf dieſe nach tauſendjährigem Brauch, wie ſie ſchon zu den Zeiten der Agilolfinger und der Karolinger gethan, mit ihren Regenſchirmen und Gebetbüchern den rauhen Bergpfad heraufkamen und die Kirche in ziemlicher Fülle beſetzten. Dann hielt der Herr Probſt das Amt und zwei Bergknaben miniſtrirten dazu. Als der Gottesdienſt beendigt war, ging die Mehrzahl wieder ruhig den Felſen hinunter, mit dem Bewußtſein, dem lieben Gott wieder einmal um manche hundert Fuß näher geweſen zu ſein, während etwa ein Dutzend Andächtige, Männer und Frauen, nach einem Brauch, der wohl auch nicht von geſtern, in die befeſtigte Zechſtube herüberpilgerten und ſich im traulichen Halbdunkel zu einem Morgentrunk zuſammenthaten. Darunter war auch der Aſtnerbauer, der Kirchenherr, der den höchſten Hof in Bayern bewohnt oder doch unter den höchſtwohnenden der reichſte iſt. Wäre er noch etwas jünger, ſo könnte er als der eigentliche Knab vom Berge gelten. „Die Sonne ſtrahlt am erſten hier," mag er wenigſtens an ſchönen Sommertagen aus ſeinen tapezierten Zimmern mit Recht in die weiten Almen hinausſingen, wenn er einmal den Uhland geleſen haben wird, was aber heuer kaum mehr der Fall ſein dürfte, obſchon der Aſtnerhof wegen der Eleganz ſeiner beiden Gaſtzimmer und der feinen Betten, die für zartere Bergſteiger bereit gehalten werden, in der Gegend faſt berühmt iſt. Uebrigens zeigte ſich der Aſtnerbauer als ein milder und freundlicher Mann, mit welchem trotz der Höhe, die er einnimmt, ganz angenehm zu verkehren iſt. Wir kamen bald auf die Wunder des Gebirges zu ſprechen und da ich für das, was in den Büchern ſteht, oft gerne eine

mündliche Bestätigung einhole, so fragte ich nach den sogenannten Donnerlöchern und wie es mit ihnen eigentlich beschaffen sei. Ich dachte dabei zunächst an einen Bericht, den der jetzt verstorbene Beneficiat Seb. Dachauer einst im Oberbayerischen Archiv für Geschichte veröffentlicht hat. Die Donnerlöcher sind nach ihm senkrechte Höhlungen, welche wie Pumpbrunnen oder Märzenkeller tief in den Erdboden hineingehen, und deren Entstehung dem einschlagenden Blitze zugeschrieben wird. Auf der Kogler Alpe unter dem Wendelstein sind zwei solche Löcher schon altbekannt und wegen ihrer Tiefe sehr sorgfältig umhegt. Höher hinauf wußte man noch eine andere bedenkliche Stelle, sie war jedoch ziemlich dicht mit Gesträuch bewachsen und schien daher nicht gefährlich. Vor etwa zwanzig Jahren legte sich aber einmal die Glockenkuh des Koglerbauern versuchsweise in jene Stauden, brach sofort durch die dünne Rasendecke und fiel zu ihrer großen Ueberraschung in ein tiefes Loch, worauf sie sogleich durch ein mächtiges Gebrülle ihren Empfindungen Luft machte. Die Sennerin stürzte herbei, blickte mit Schaudern zum ersten Male in die Finsterniß hinunter und rief mit ängstlichem Schreien die Nachbarinnen von den nächsten Almen zu Hilfe. Mittlerweile kamen aber auch die Rinder von der umliegenden Weide zusammen, schauten erstaunt in die schwarze Tiefe, aus welcher der Schall der Meisterglocke noch immer herauftönte und zeigten fast Lust, der verehrten Führerin in die Unterwelt zu folgen. Von den Almerinnen, welche ebenfalls herbeigeeilt, war die flinkeste bald auf dem vier Stunden langen Wege, um dem Koglerbauern im Thale bei Brannenburg die Unglücksbotschaft zu überbringen. Dieser bot sofort seinen Sohn und einige Nachbarn auf

und ſie ſtiegen, ſo ſchnell ſie konnten, mit ſtarken Seilen und einer Leiter die hohe Alm hinan. Als ſie dieſe erreicht hatten, ließen ſie den Sohn mit einem Licht am Seile hinab, allein das Licht erloſch nach kurzer Zeit und der Jüngling verlangte wieder heraufgezogen zu werden. Er glaubte gleichwohl entnommen zu haben, daß das Loch ſehr tief ſei und daß die Kuh, welche unbeſchädigt ſcheine, unten auf Schnee liege. Die Bauern hielten nun keine Rettung mehr für möglich und begannen große Steine hinabzuwerfen, um das Thier zu tödten, auf daß mit ſeinem Leben auch das Geläute der Glocke aufhöre und das andre Vieh nicht mehr in Gefahr verlocke. Aber nach jedem Steinwurf hob die Glocke ſtärker zu ſchallen an, ſo daß die Leute endlich ihr Vorhaben als undurchführbar aufgaben und wieder nach Hauſe gingen. Am andern Morgen hielten ſie gleichwohl noch einen Rath und faßten den Beſchluß, die Kuh in der Tiefe zu ſchlachten, die Haut aber mit dem Fleiſch an die Oberwelt zu ziehen. Sonach ſtiegen ſie am dritten Tage abermals gen Alm und brachten längere Seile, längere Leitern und eine Laterne mit. Zwei kräftige Burſche gelangten nun auch mit dieſen neuen Mitteln glücklich bis auf den Boden des Schlunds und fanden da das verlorne Thier, welches äußerlich ganz unbeſchädigt in einer geräumigen Höhle auf Schnee und Eis ſtand. Da meinten ſie aber doch, es ſei eines Verſuches werth, ob es nicht lebendig hinaufzubringen ſei, und ſchnürten es vorſichtig in die Stricke ein. Darauf fingen oben ſieben Männer zu ziehen an und brachten den Liebling der Heerde freilich mit größter Mühe wieder an das Licht des Tages. Die Kuh kam unverletzt oben an, ſchien ſehr vergnügt, wieder ihren gewohnten Beſchäftigungen nachgehen

zu können und lebte noch lange Zeit in großer Achtung, da ſie wegen ihres Werthes jedermann ſchätzte. Die Tiefe aber wurde gemeſſen und betrug neun und ſechzig Fuß. Dieſe Geſchichte fing ich damals zu erzählen an, der Aſtnerbauer fiel aber gleich ein und erklärte, daß er ſich an den Vorfall ganz gut erinnre und daß an der Wahrhaftigkeit des Berichtes gar nicht zu zweifeln ſei. Er theilte darauf noch einige andere Einzelnheiten über ſolche Donnerlöcher mit, welche ich mit großer Aufmerkſamkeit entgegennahm und hier gerne niederlegen würde, wenn ich wüßte, daß auch andere Leute daran Geſchmack finden.

Was aber den damaligen Morgentrunk auf dem Petersberge betrifft, ſo ging es auch nicht ohne einige feſte Nahrung ab, welche zu fertigen man in der Küche ſehr emſig war. Deßhalb fehlten die Hände in der Stube und der hochwürdige Probſt trippelte voll chriſtlicher Demuth ſelbſt in den Keller hinunter und wieder herauf und bewirthete die Gläubigen mit gaſtlichem Sinn. Unten in den dumpfen Städten wäre vielleicht mancher zu finden, der die Naſe über ſolche Dienſtfertigkeit rümpfen möchte, aber hier oben, mehrere tauſend Fuß über dem Meere und gegenüber den beſcheidenen Betern, die ſich wirklich ſehr anſtändig und achtungsvoll zu halten wußten, kam es ſo natürlich heraus, daß ich mich gerne ſelber zur Aushilfe erboten hätte, wenn irgend noch ein Bedürfniß geweſen wäre. Damit aber auch das dritte Fach des Probſtes an ſolchem Tag nicht unverſehen bleibe, ſo war, für dieſes Mal im obern Zimmer, wo ſeine Bibliothek, auch die Schule beiſammen, vier geſunde Burſchen von zehn bis zwölf Jahren, welche einen ſchriftlichen Aufſatz anzufertigen hatten und zeitenweiſe, wenn unten keine Arbeit war, von

Oberaufsichtswegen besucht wurden. Stellenweise übernahm ich selbst das Geschäft, so daß ich an jenem Tage, wenn auch für den Keller, doch für die Schule nicht ganz überflüssig gewesen bin.

Gerne wäre ich mit dem Astnerbauern hinaufgewandert nach seiner hohen Heimath, ja wäre es ein schöner Tag gewesen, so hätte mich der hochwürdige Probst nicht allein nach jenem Hof begleitet, sondern es war schon ausgemacht, daß wir auch den nahegelegenen Riesenkopf ersteigen und uns der Welt einmal von dort aus zeigen sollten, allein es tröpfelte unerschütterlich fort, und als man gegen Mittag alle die Beter ziehen und mit ihren Regenschirmen und Gebetbüchern wieder abwärts trachten sah, ergriff auch mich die Sehnsucht nach dem Thale, und ich ging nach herzlichem Dank für die freundliche Aufnahme mit den letzten Gästen wieder bergab. Auf halbem Wege kamen wir da an einem Felsenblock vorüber, auf den mich die Begleiter nachdrücklich, doch lächelnd aufmerksam machten. Da habe nämlich St. Peter einst gerastet, und man sieht noch heutiges Tages seinen Sitz und die in den Stein gedrückten Vertiefungen der Hände und der Füße.

Endlich als wir wieder in Fischbach waren, kam auf der Eisenbahn der Münchner Zug daher und ich setzte mich ein, fest entschlossen, des unfreundlichen Regens halber heimzufahren, kam auch glücklich bis nach Brannenburg, brachte aber dahin das schönste Wetter mit. Ja, auf einmal, in einer Viertelstunde, hatte sich der Himmel aufgerissen und abgeklärt, so daß die Sonne mild und warm in's Thal schien. Ich blickte fröhlich rund herum in der

grünen Landſchaft, ſchaute auch hinauf nach St. Peter, aber das alte Münſterlein ſchien mich vorwurfsvoll zu meſſen, weil ich es zaghaft verlaſſen und nicht noch eine Stunde länger geblieben. Jetzt, wäre es doch ſehr luſtig geweſen nach dem Aſtnerhof hinauf und auf den hohen Rieſenkopf!

VI.

Von Brannenburg über das Arzmoos nach Bayerisch-Zell.

Brannenburg ist ein altes, jetzt wieder mit Pracht erneuertes Schloß und ein Dorf und ein großes bekanntes Wirthshaus, vieler Münchner Maler hochgeschätzte Sommerfrische. Mein Aufenthalt war aber so kurz, daß ich gar nicht davon reden, sondern hier nur bemerken will, daß ich jetzt des heitern Himmels wegen die Heimfahrt verschob, noch länger im Gebirg zu verweilen beschloß und den Vorsatz faßte, nach Bayerisch-Zell hinüberzugehen, einen Bergpfad, der mir wenigstens in der ersten Hälfte noch ganz unbekannt war.

Bis zum alten Margarethenkirchlein und noch etwas darüber hinaus geht dieser Weg in der offenen und schönen Landschaft des Innthals dahin, alsdann aber zieht er einwärts in's Waldgebirge und windet sich immer steigend im engen Thale fort, wo das Fichtengehölze und die Felsenwände alle Aussicht aufschlürfen. Hätte ich nicht meine Gedanken — darunter auch einige interessante — bei mir gehabt, so wäre mir's fast langweilig geworden im Gemüthe. Wer einen Alpenweg zum erstenmal geht und keinen kundigen Begleiter mit sich führt, ist ohnedieß nie recht sicher, wo er hinkommen wird und hat es nicht un-

gern, wenn er einen ehrlichen Landsmann trifft, der etwas Beſcheid weiß. So war ich auch damals ſchon lange in der Lage, mir eine menſchliche Begegnung und Gelegenheit zu einer freundlichen Anfrage zu wünſchen; allein durch dieſe hohle Gaſſe wollte, wie es ſchien, gar niemand kommen, bis plötzlich drei friſche Almerinnen, blond und keck, hinter der Felſenecke hervortraten, abwärts trachtend, hinaus nach Brannenburg. Sie waren bei ſehr guter Laune, und jede führte einen hohen Bergſtab in der Hand. Zu dieſer Weil' wären mir die wirklichen drei Grazien nicht willkommener geweſen, wenn ſie in ihrem leichtfertigen Frühlingsgewande durch den Bergwald herabgeſchritten wären. Die Mädchen kamen übrigens aus dem Hinterland drinnen am Wendelſtein, und hatten eben nachgeſehen, ob Wunn' und Weid ſchon ſaftig und genießbar, auch ob die Hütten wieder hergerichtet und zu beziehen ſeien für Menſch und Vieh — denn um dieſe Zeit — es war Anfangs Juni — gehen die Zimmerleute vom Thal hinein auf die Almen, und hämmern auf und ab an den hölzernen Gehäuſen, um die Ritzen und die Löcher auszubeſſern, welche der grimme Winter hineingeriſſen. Nachdem mir aber die Almerinnen verſichert, daß mein Weg der rechte ſei, und nach einigen andern paſſenden Redensarten, wie ſie dieſes eigenthümliche Zuſammentreffen an die Hand gab, gingen wir wieder auseinander, ich immer rüſtig in das wilde Gebirge hinein, wobei mir doch noch hie und da ein fröhlicher Holzknecht begegnete oder ein heimkehrender Dachſenhauer, einer von jenen Taglöhnern nämlich, welche die Dachſen, die Zweige des Nadelholzes, für die Streu zuſammenhauen. Endlich lag auch die grüne Waldblöße da, welche die drei Mädchen als Wahrzeichen ange-

geben, und nun ging's links über den Bach. An der steilen Felsenwand kletterte dann ein rauher Pfad empor, rauher noch als der Pfad der Tugend, wenn er auch wie dieser gerade auf in den Himmel zu führen schien. Die Sonne schoß nebenbei so heiß herein in die enge Bergschlucht, daß wohl mancher weichliche Wanderer unter der Last der Beschwerden sich die Frage gestellt hätte: Wär's denn nicht viel gemüthlicher draußen auf dem Brannenburger Keller, und wann fängt hier denn eigentlich das Vergnügen an?

Doch wenn auch der garstige und heiße Steig fast eine Stunde lang unsere Gestalt in Anspruch nahm, und diese nur arg erschüttert die Höhe erreichte — oben sah man schon in die schöne Alm von Arzmoos hinein, und damit war auch alle Mühsal vergessen. Wenn der Wanderer, zumal verirrt oder des Weges unsicher, durch den finstern undurchsichtigen Hochwald, über steile Klippen stundenlang hinauf- und hinabgestiegen, hungerig, dürstend, halberlegen und verzweifelnd, und sieht dann plötzlich die blumige Alm und die friedlichen Hütten mit ihrem bläulichen Rauch vor sich liegen, und die schönen Rinder in der Au und weiße Mädchenärmel in der Ferne, und hört die Liedlein und das Jauchzen und den Klang der Alpenglocken — da überfällt ihn ein solches Gefühl der Rettung und der nahen Labung und der Lebensluft, daß es gar nicht zu beschreiben ist.

Also war's nun erreicht, das schöne Arzmoos, und auch bald die erste Hütte, welche aber in ihren Gemächern noch unbewohnt war, wogegen auf dem Dache zwei Zimmerleute geschäftig hin und her kletterten und neue Schindeln legten. Einer stieg bald hernieder von seiner Höhe

und ſagte, er habe zwar nichts zu eſſen — was ich auch gar nicht verlangte — aber das beſte Waſſer rinne nicht weit von da. Gefälligen Sinnes holte er ſofort einen Kübel voll drunten am jungen Bach, und der Wanderer ſchlürfte in vollen Zügen das eiſige Getränke, fühlte aber bald, daß es ihm nicht recht gut gethan, nahm Abſchied, ging möglichſt raſch davon und zur nächſten „Kaſer.“ Da war zwar keine von jenen in den Schnaderhüpfeln ſo überſchwänglich beſungenen ſchönen Sennerinnen, was ich ebenfalls nicht verlangte, aber der Maier von Lippertskirchen, draußen an der Eulenau, am Fuß der Berge, hatte ſeinen liebſten Sohn hereingeſchickt, welcher mit ſeiner Schweſter, einem rothbackigen Mädchen von elf oder zwölf Jahren, die Saiſon ſo eben eröffnete. Georg Probſt von Flinsbach, den wahrſcheinlich die wenigſten Leſer kennen werden, ein ehrſamer Jüngling reiferen Alters und ebenfalls mit einer Alm betraut, war zu dieſer Stunde in Heimgarten gekommen und ſaß in friedlichem Abendgeſpräch auf dem Herde. Die beiden Freunde betrachteten und begrüßten den Ankömmling gleichſam als die Taube mit dem Oelzweig, welche weisſagt, daß die Fußgänger, Reiſenden und Touriſten, die bisher in der Arche der Städte eingeſperrt geſeſſen, anjetzo hoffen und glauben, daß der Winterſchnee und die wilden Wäſſer auf den Bergen und Almen aufgetrocknet und dieſe für ſtädtiſche Leute wieder gangbar ſeien. Sie knüpften aber daran keine eigennützigen Begierden; denn man achtet hier oben die Pilger nicht wegen der paar Groſchen, die ſie an ſchönen Sommertagen zurücklaſſen, ſondern wegen des Verkehrs, der Unterhaltung und der Bildung, die ſie mitbringen. Ich dankte für ihre gute Meinung, bemerkte aber, daß ich von dem Arzmooſer

Waſſer bereits einen ſehr kalten Magen und das Verlangen hätte, ihn etwas einzuwärmen, worauf mir der junge Gebietiger der Alm eine Schale Kaffee vorſchlug. Etwas mißtrauiſch bat ich um die Bohnen und unterwarf ſie dem Geruch, welchen ſie gleichwohl weidlich ergötzten. Lebhaft gab ich meine Ueberraſchung zu erkennen, worauf aber der Sohn des Maiers von Lippertskirchen lächelnd bemerkte, daß die guten Bauern ſchon lange keinen ſchlechten Kaffee mehr trinken. Mit Anmuth hielt er nun ein reinliches Pfännlein über das Feuer des Herdes und ſott einen ſprudelnden Trank. Als dieſer abgeſtellt und die Siedhitze vorüber war, hat er ihn auch mit den eingetauchten Fingerlein wiederholt verſucht, und die dunkle Fluth ſchien ihm ſehr ſchmackhaft zu ſein. Ebenſo mir, nachdem dieſelbe in eine Schwazer Steingutſchale, mit Bildern vom Rhein verziert, gegoſſen und ein ſilbernes Löffelchen dazu gegeben war. In kurzem konnte man fühlen, daß der Arzmooſer Kaffee wieder gutgemacht, was das Arzmooſer Waſſer verdorben hatte, und man zeigte ſich nachgerade ſehr gut aufgelegt, nicht minder der Sohn des Maiers von Lippertskirchen und Georg Probſt von Flinsbach, ſo daß wir ganz munter, wie alte Bekannte, durcheinander discurrirten, während die herrliche Sonne hinter dem nächſten Bergwald hinunter ſank und feurig durch die Bäume leuchtete. Die Almenhütte war aber ſo rein und ſauber, daß ſie jeder Hofdame hätte zur Sommerfriſche dienen können. Ein ſchmuckes, eiſernes Oefelein verſprach viel angenehme Wärme für die froſtigen Tage, die hier ſelbſt im Hochſommer nicht ſo ſelten ſind — das Schwazer Steingut füllte einen ganzen Rahmen, und die hölzernen Näpfe, Gelten und Zuber waren alle wie neu und mit

blau und weißer Farbe zierlich angeſtrichen. Ein Beſuch im Nebenzimmer oder Schlafgemach hinterließ auch nur angenehme Eindrücke: reinliches Getäfel, einfacher, aber fleißig geſcheuerter Hausrath und an den Wänden allerlei Bilder (ſämmtlich von L. Wenzel in Wiſſembourg). Das Bett, weiß ausgeſchlagen, mit derben Spitzen geziert, erhob ſich wie ein Katafalk höher und immer höher, ſo daß es bis an die Decke reichte und der Schläfer, wenn er auf dem Rücken lag, mit der Naſe an dieſe rühren zu müſſen ſchien. Die Frage, wie es denn zu ſchlafen ſei mit einem ſolchen Brett vor dem Kopf, beantwortete der Jüngling dahin, daß man nirgends ſüßer ruhe als auf der Alm. Uebrigens ſei dieß aufgequollene Lager nur lockeres Heu, welches immer mehr einſinke und nach wenigen Wochen ſo niedrig werde wie ein Bett gewöhnlicher Menſchen.

Nicht ohne mancherlei Belehrung erhalten zu haben, griff ich zuletzt zum Wanderſtab und ſchlenderte weiter. Es ging mit mir auch Georg Probſt von Flinsbach, den wir, da ihn die Leſer nun doch ſchon beſſer kennen, von jetzt an nur noch mit ſeinem ländlichen Namen Jörgel nennen wollen. Wir kehrten auch bald vorübergehend in der Hütte ein, welche dieſer mein Begleiter ſelbſt bewohnte, und fanden da wieder viele Bilder (ſämmtlich von L. Wenzel in Wiſſembourg) und ſonſtige Alpeneinrichtung, reinlich zwar, doch nicht in jenem feinen Styl, den der Maier von Lippertskirchen ſeiner Niederlaſſung verliehen. Die Landſchaft blieb immer reizend, denn da, wo wir gingen, iſt ja eigentlich der Anfang jenes langgeſtreckten ſchönen Alpenreviers, welches bis Andorf hinunterreicht und an einem andern Orte beſchrieben werden wird. Endlich bei eingebrochener Dämmerung kamen wir — denn Jörgel war

noch immer an meiner Seite, da er mir zu liebe nach Bayerisch-Zell hinuntergehen und seine Schwester, dortige Kellnerin, besuchen wollte — endlich also kamen wir an den Rand der Hochebene und stiegen auf dem steilen Waldsträßchen in's Thal hinab.

Auch mit diesem Aelpler allein war der Umgang lehrreich, obgleich er mir eine theure Kunde abnahm und dafür eine Leere setzte, die schwerlich mehr auszufüllen ist. Für Almendichter möchte nämlich aus unserm Gespräch die Mahnung zu entnehmen sein, daß sie endlich ihren Speik als poetisches Motiv ganz aufgeben sollen, denn wenn sie keine Steirer sind, so schickt sich das nicht für sie. Nicht nur, daß er nicht Primula glutinosa oder auricula ist, sondern er ist gar nichts und existirt nicht — auf den bayerischen Alpen wenigstens nicht. Jörgel versicherte hoch und theuer, er liege jetzt wohl über dreißig Jahre auf den Almen und Sennhütten „umeinand" und habe den Namen nie gehört. Dadurch schiene allerdings Professor Adolf Pichler's Angabe, daß der ächte Speik nur in Steiermark vorkomme, neuerdings bestätigt. Aber auf der jüngsten Blumenausstellung im Glaspalast zu München fand ich gleichwohl wieder Primula glutinosa als Speik und Primula villosa gar als „Speiks Bruder" bezeichnet, wodurch denn die alte Verwirrung wieder glücklich hergestellt ist. Daß mein Gesell von Mardaun nichts wußte, versteht sich von selbst. Den kleinen blauen Enzian nannte er Almenveigele, den gelben Ranunkel aber Schmalzblümlein, behauptete auch gegen die gewöhnliche Meinung, daß derselbe nicht giftig sei, worüber die Rinder vielleicht eine andere Ansicht hegen. Das beste, nahrhafteste und fürnehmste aller Alpenkräuter sei aber das Frauenmäntelein (Alche-

milla vulgaris), welches er mir sofort abpflückte und zur Erinnerung übergab. Der Name hat eine mythische Bedeutung, welcher ich aber jetzt nicht nachgehen kann und deßwegen den Leser an die Quellen verweise.

Und während wir hinabstiegen, sprachen wir auch von andern Dingen, namentlich von der Politik, von der Einrichtung der Almenhütten, der Gemeinden, der Landgerichte, der Königreiche und der ganzen Welt. Um ein verläßiges Substrat für seine politischen Combinationen zu erhalten, fragte mich mein Arkadier: auf wen man sich wohl mehr verlassen könne, auf den Kaiser von Oesterreich oder den König von Preußen, worüber ich aber meine Meinung respectvollst zurückhielt und ihn an Professor Brinz oder beziehungsweise Professor von Sybel verwies, deren Adressen er sich auch gleich notirte. Und während wir so redeten, gewahrte ich mit Vergnügen, oder vielmehr es bestätigte sich auch hier die schon vielfach gemachte Wahrnehmung, daß das Volk, und selbst das Volk der Holzknechte, Hirten und Senner seine Sprache wieder gefunden habe. Jörgel drückte sich zwar nicht so fließend und blumenreich aus, wie unsere feineren Landtagsredner, aber er wußte für seine einfachen Ideen doch immer das richtige Wort zu finden. Vor manchen Jahren schon, als andere dem Liebesglück, dem Gelderwerb, den hohen Würden und Ritterorden nachliefen, hab' ich oft einsam und allein den bayerischen Dialekt betrachtet und zu meinem Leidwesen zu bemerken geglaubt, wie er täglich mehr verdorre und einschrumpfe. Bereits fehlte ihm außer vielen Endungen, welche, da sie meist nur tonlose e, des Mitleids der großen Welt kaum würdig sind, der Genitiv und das Pronomen possessivum femininum und das einfache Präteritum und

der Conjunctiv des Präſens, ja faſt des Imperfectums, und was die Partikeln betrifft, ſo war eigentlich in jeder Phraſe der ärmlichſte Nothſtand zu bemerken.*) Auch mangelten viele hundert angeſehene Haupt- und Eigenſchafts- und Redewörter, und wenn man beobachtete, wie ſich die alten Leute immerhin noch mit mehr Abwechslung und Reichthum ausdrückten, als die jungen, ſo konnte man wirklich eine Angſt empfinden, ob die Sprache am Ende nicht ganz „ausgehen" werde. Und was dann? Sollte der Fall nicht denkbar ſein, daß ein Volk, dem alle Flexionen erſtorben oder zu unbrauchbaren Reſten verkümmert ſind, am Ende das Mündliche einfach für abgethan erklärt und ſich auf die Zeichenſprache wirft? Oder — wer ſich im Vormärz ſolchen Betrachtungen hingab, der konnte auch leicht der Furcht verfallen, es möchten etwa gewiſſenloſe Demagogen den Bauernſtand aufhetzen, ihm zuflüſternd: „Seht, liebe Leute, daß ihr jetzt kaum mehr reden könnt, daran iſt nur eure Regierung ſchuld, weil ſie euch ſeit Jahrhunderten alles öffentliche Leben genommen und eure

*) Z. B. man ſagt nicht: das Haus des Vaters — ſondern: dem Vater ſein Haus; nicht: der Mutter ihr Haus — ſondern: der Mutter ſein Haus; auch nicht: ſie macht ſich, ſie denkt ſich — ſondern: ſie macht ihm, ſie denkt ihm. Man ſagt nicht: ich that, ſprach, trug — ſondern: ich habe gethan u. ſ. w. Die Conjunctive: er ſei, er habe, hört man zwar noch jenſeits des Lechs, aber nicht mehr diesſeits, und auch für die Conjunctive: ich ſpräche, ich trüge, ſagt man lieber: ich ſprechet, ich traget u. ſ. w. Von den Conjunctionen fehlen z. B.: als, da, während, indem, nachdem, daher, ſonach, dann, ferner, und noch viele andere mehr. Bekanntlich hat ſich dagegen im Bayeriſchen ein uralter Dual: eß, enk erhalten, der jetzt als Plural (ihr, euch) gebraucht wird.

besten Formen und Wörter boshafter Weise aus dem Verkehr gezogen hat." Jetzt braucht's nur noch, konnte man im Vormärz denken, daß das Jahr Achtundvierzig dazukommt, und dann strömt die bethörte Menge vor dem Regierungspalast zusammen, und schreit vom Fischbrunnen tobend hinauf: Ihr Herren, ihr lieben, habt uns die ganze Mundart confiscirt, und wir kommen gar nicht mehr fort damit! Gebt uns unsere Partikeln heraus! Auch das einfache Präteritum wollen wir wieder haben und eine Entschädigung für die mit den Hilfszeitwörtern versäumte Zeit — ferners auch den schmählich unterdrückten Conjunctiv u. s. w. Allernächst, welche Verwirrung in den Gemächern des ersten Stocks! Man schickt zu allen Antiquaren, läßt Adelung und Heinsius herbeikommen, wirft sie dutzendweise unter das aufgeregte Volk, proclamirt die Freiheit, daß jeder Landmann sich seine Partikeln selber wählen, zum einfachen Präteritum zurückkehren und auf seine Gefahr in entsprechenden Fällen den Conjunctiv verwenden dürfe — — — Die verführte Menge beruhigt sich, das gutmüthige Volk ist glücklich über die neue Errungenschaft, hofft gläubig auf einen neuen Wörterfrühling und die ganze anfangs so drohende Bewegung geht in ein linguistisch-politisches Freudenfest über, bei welchem die Regierungsräthe und die Gemeindevorsteher die schönsten Reden halten! — Doch wozu diese wunderlichen Visionen, da wir nur mit Vergnügen zu bestätigen haben, daß es ganz anders gekommen und ohne Störung des Friedens besser geworden ist! Die wachsende Bedeutung der Schulen, deren Ausflüsse doch allmälig durch die spröde Rinde hindurch in den fruchtbaren Schooß des Volkes sickern, namentlich aber und ungleich mehr das besagte Jahr Acht-

undvierzig mit seinen Zeitungen, die sich seitdem in nie geahnter Menge über das flache Land und noch weit mehr über das Gebirge ergießen, und nebenbei auch die seither bestehende Oeffentlichkeit der Strafgerichte haben einen sehr merkbaren Umschwung herbeigeführt. Eine große Anzahl Wörter, an die kein Mensch mehr dachte, ist jetzt wieder landläufig geworden, die verkommenen Formen leben neu auf, man hört hie und da wieder einen Genitiv, und Herr Isaak Wellkammer zu Seebruck bedient sich mit Glück sogar schon des einfachen Präteritums, obgleich dieses selbst den Gebildeten noch etwas fremd im Munde liegt. So kann der Wanderer, der auch auf Hochweiden und Alpentriften die politische Unterhaltung, an die er sich im Kaffeehaus gewöhnt hat, nicht entbehren will, mit solchen Naturkindern alle höheren Zeitfragen durchsprechen, und wenn er die Fremdwörter möglichst vermeidet, wird er immer verstanden werden und eine den Umständen angemessene Antwort erhalten. Freunde alter Sitten und Mundarten oder Feinde alles Neuen brauchen sich aber deßhalb kaum zu grämen; eigentlich ist der Proceß ja weniger eine Neuerung als vielmehr eine Wiedereroberung des Alten, erst in den drei letzten Jahrhunderten Verlornen, denn Aventin hat sicherlich nicht viel anders geschrieben, als der Bauer zu seiner Zeit sprach, d. h. dieser hatte wohl noch eben den Wörterschatz zur Verfügung, den jener in seinen Schriften glänzen läßt.

Daß übrigens zu dieser Errungenschaft oder Umkehr die Zeitungen und überhaupt das Gedruckte viel mehr beigetragen haben als der persönliche Umgang mit den gebildeten Ständen, geht auch wieder aus der Thatsache hervor, daß wir im Gebirge noch immer, obwohl nicht so

oft wie früher, mit Leuten zuſammentreffen, welche uns mit Du anreden, oder wenn ſie auch mit Sie beginnen, doch bald unwillkürlich in jenes überſchlagen. Es iſt dieß aber nicht das handelspolitiſche Du der Zillerthaler, welches dieſe nur für den Export verwenden, ſondern es iſt alt, ächt und angeſtammt. Man findet es theils bei jungen Leuten, welche das Sie noch nicht gelernt, theils bei alten, welche es ſchon wieder vergeſſen haben. Wenn man bei unſerm Chroniſten Ulrich Füterer lieſt, wie ſchon Julius Cäſar den Deutſchen aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit die Ehre geboten, daß allermänniglich ſich hinfüran ſolle ihrzen und nicht duzzen, und wenn man bedenkt, daß jetzt bald zweitauſend Jahre vorüber ſind, und die Waldmenſchen am Saum der rhätiſchen Alpen die allerhöchſte Verordnung noch immer nicht ganz zur Ausführung gebracht haben, ſo begreift man erſt, welche Aufgabe es war und iſt, dieſem Stamm höfiſche Manieren und zierliche Redensarten beizubringen; es lacht aber um ſo gemüthlicher über den Humor unſerer Landleute, wer ſie da mit gewaltigen Stimmen ſingen hört:

Daß wir grobe Kerl ſein,
Das weiß man ja von eh!

Während wir aber im dämmernden Wald zu Thale gingen, umwehte es uns plötzlich wie das Abendgeläute eines fernen Münſters. Betroffen ſtanden wir ſtill und ſchauten um uns, woher es käme. Ich hätte den Urquell wohl nie entdeckt, aber Jörgel deutete bald auf etliche weiße Tupfen weit oben am Berg über den Almenhütten und behauptete, das ſeien die Hembärmel des Romerbäckenhanſels, des Lambacherlenzels und anderer in der weiten

Welt noch unbekannten Jünglinge, lauter Audorfer Buben, jetzt auf der Alm, die ſich da hinaufgeſetzt, um den warmen Abend mit ihrem Geſang zu verherrlichen. Das klang wirklich ſo elfenhaft, ſo zauberiſch verſchwimmend in der Dämmerung, wie die ſchönſte aller Aeolsharfen — ein Eindruck, dem man jahrelang nachgehen dürfte, um ihn wieder zu erleben, und zu dem mancher in ſeinem ganzen Leben nicht kommen kann. Als dieſe Harfentöne verklungen, that Jörgel aus tiefſtem Herzen einen ungeheuerlichen Juchzer, und ſogleich erfolgte die freundliche Antwort von den Sängern oben auf der Höhe. Nach dieſem aber marſchirten wir ein in das ſtille Dorf, wo unſere Nachtherberge ſein ſollte, und ſtanden die rüſtigen Bayeriſch-Zeller ſchon guten Theils am Eingang desſelben, ihre Abendcigarre rauchend und plaudernd über den Gang der Welt. Von einer Seite ſchaute der ſpitzige Wendelſtein in die Gaſſen des Ortes, von der andern der breite Mieſing.

Bayeriſch-Zell, obwohl achthundert Fuß höher als die Hauptſtadt München gelegen, wird doch von Obſtbäumen faſt verdeckt, und nur der Spitzthurm der Kirche ſteigt kräftig über das Laubbach hinaus. Das Dorf iſt eigentlich klein und nicht volkreich, aber es iſt ein altes Herkommen, daß man von Bayeriſch-Zell mehr redet als von vielen anderen Dörfchen ſeiner Kleinheit, ſodaß es faſt für berühmt gelten kann, ohne daß man genau wüßte, warum? Unſere Väter betrachteten es gewiſſermaßen als den Mittelpunkt des Gebirges und als einen Hort arkadiſcher Urſitten. Dieß rührte auch zum Theil von der Mangelhaftigkeit ihrer geographiſchen Kenntniſſe her, denn viele mochten glauben, hier in dieſer grünen Sackgaſſe ſei die chriſtliche Welt zu Ende und jenſeits des hohen Mieſings ſeien nur

noch unbekannte Heidenländer. Wenn sie hierauf nach Hause kamen, so pflegten sie von den Bayerisch-Zellern fast gerade so zu sprechen, als wenn sie bis am Ende der Cultur gewesen, wo die wilden Jägerstämme hausen. Jetzt, da man erfahren, daß das Gebirge gegen Süden noch über hundert Stunden weit geht und immer höher wird und daß in Tirol und der Schweiz sich Thäler finden, die noch weit höher, einsamer und weltentlegener sind als unsere Zell, jetzt hat diese auch einen guten Theil ihres arkadischen Rufes verloren. Dennoch spielen die Leute aus diesem abgelegenen Winkel wegen der Einfachheit ihres Wesens und der Offenheit ihrer Rede zu München noch immer ungefähr eine Rolle wie die Durer auf dem Wochenmarkt zu Innsbruck. Ehemals war das Thal auch gefeiert wegen seiner schönen Mädchenstimmen und seines reichen Liedersanges, aber das ist ziemlich verklungen. Das alte Zeller-Wirthshaus mit seinen alten, allmälig verbleichenden Erinnerungen von reizenden Alpenmädchen und schönen Treulosen, von Liebe und Eifersucht, von Kampf und Streit und blutigen Turneien, zu welchen die streitbaren Burschen aus Tirol und dem bayerischen Innthal, über die Berge zusammenkamen, und der alte dicke Wirth, von dessen Grobheit die Reisenden noch in den fernsten Ländern sprachen, sie sind jetzt auch dahin. Das Haus ist umgebaut und hat einen schmucken Tanzsaal sowie verschiedene wohnliche Gemächer erhalten, welche allerlei Bilder zieren (sämmtlich von L. Wenzel in Wissembourg). Eine alte Merkwürdigkeit, ja eigentlich ein Wahrzeichen, ist damit freilich auch vergangen. Wenn nämlich früher Tanzmusik war zu Bayerisch-Zell und die Gäste herankamen das Thal herauf, so sahen sie schon von ferne, wie aus einer Dachlücke heraus eine ge-

ſpenſtiſche blitzſchnelle Hand immer an einem undeutlichen Gegenſtand auf- und niederfuhr. Auf nervöſe Naturen wirkte dieſe Erſcheinung unheimlich und machte ſie zucken. Wer dann näher kam, entdeckte, daß der undeutliche Gegenſtand der Hals einer Baßgeige, und wer gar auf den Tanzplatz ſtieg, bemerkte, daß dieſer unter dem Dache aufgeſchlagen war und daß der Contrebaſſiſt, in die Enge getrieben durch die Beſchränktheit des Raums, ſich ein paar Ziegelplatten ausgehoben und durch dies Ventil den Hals ſeines Inſtrumentes hinausgeſtreckt hatte, ſo daß er die Töne oben griff in der freien Alpenluft, während er unten auf dem qualmigen Tanzboden ſeinen Bogen führte. Es gab viele, die dieſen Eindruck nie wieder vergeſſen konnten. Außerdem bleibt eigentlich nicht mehr viel hervorzuheben als die bergſtille, grüne, laubreiche Landſchaft und die zuthuliche Freundlichkeit der Bewohner, die wenigſtens in ruhiger Stimmung ſehr milde und gutmüthig ſind. Wie ein alt zuſammengewachſenes Volksſtämmlein halten ſie ſich auch für etwas Apartes und wollen's nicht gern leiden, wenn ſich ein fremdes Menſchenkind in ihrer ehrenreichen Gemeinde niederlaſſen will. Den Gerichten und Anwälten geben ſie wegen ihrer Friedensliebe und Einträchtigkeit faſt nichts zu thun. Ebenſo helfen ſie auch in Freud und Leid zuſammen und tragen alle Noth gemeinſchaftlich, wie denn voriges Jahr, als ein Hirtenknabe die Nachricht brachte, es ſei ihm auf der Bergweide ein Lamm geſtohlen worden, ſich im Nu das ganze Dörflein erhob und alles, Groß und Klein, auf die Spähe ging und fahndete, bis ſie eine halbe Tagreiſe weit den Dieb mit dem Schäflein glücklich erreicht hatten und einfingen.

VII.

Von Bayerisch-Zell an den Spitzingsee.

Ob also Bayerisch-Zell noch immer ein guter Platz für Schnaderhüpfel sei, das kann ich wirklich nicht verbürgen. Früher ist da wohl viel Gesang erklungen und mancher Zitherschall und weiß ich selber noch, wie wir vor Jahren öfter draußen saßen und den Abend unter den Bäumen oder im warmen Stübchen zubrachten, draußen nämlich im Sollacher-Häuschen, wo zwar kein Gasthof, aber für redliche Gesellen immerdar ein sehr reinliches Zimmer und eine schmucke Liegerstatt bereit war, während der Bach, der vorüberfließende, beständig die frischesten Forellen bot. Aber der alte Spruch von der Vergänglichkeit irdischer Freuden hat sich auch an diesem Häuschen bewährt, so klein es ist. Da lebte einmal der alte Sollacher, ein biederer Jäger und Forstwart, ungemein beliebt bei allen, die ihn kannten, und seine Frau, die er vordem in Tirol gefunden und liebgewonnen, gastfreundliche Hausmutter und gute Köchin. Und da kamen, wenn die Zeit zum Waidwerk erschienen war, die Fürsten und die Grafen und andre vornehme Herren und lagerten sich in dem Häuschen ein und tafelten und waren dankbar für die treuherzige Aufnahme, weil dazumal wegen Grobheit des

Wirths und Schmutz des Wirthshauses niemand gern in letzteres einging. Aber die Fürsten starben und die Grafen auch und zuletzt sogar der gute Sollacher und das Hüttlein wäre zu jener Zeit schon sehr einsam geworden, wenn nicht etliche angenehme und sittsame Töchter aufgewachsen wären, welche mit der Mutter eine friedliche und freundliche Haushaltung führten und ihre Freude daran hatten, wenn hin und wieder ein achtbarer Wandrer in ihr Stillleben eintrat, um einen Imbis zu nehmen oder Herberge über Nacht. Dann sangen die Mädchen gar lieblich, wobei die eine Cither spielte und der Fremdling so almerisch angewandelt wurde, daß er auf den vorübergehenden Gedanken kommen konnte, es sei nirgends so heimlich und so wonniglich wie hier, und daß er alle die Touristen, welche er weit draußen auf dem staubigen Sträßchen dahinwandern sah, als trostlose, gottverlassene Landfahrer, die am verborgenen Paradiesgärtlein bewußtlos vorbeigingen, bedauerte und bemitleidete. Damals kamen auch Hochzeiten aus und die eine der Töchter heirathete über das Gebirg in das Innthal hinüber und die andre gar nach Chur in Graubünden, wo sie aber bald sterben mußte und die dritte wieder anderswohin. Nur Schön Annei wollte nichts von einem Freier wissen und blieb zu Hause bei der Mutter, und als auch diese gestorben war, kam der Bruder heim, selbst ein großer Jäger vor dem Herrn, dem aber ein schweres Unglück zugestoßen war. Er ging nämlich einst in der Gegend, wo zwischen Schliers und Tegernsee die Baumgartenalm zu finden ist, mit einem Gefährten durch den Wald. Plötzlich hörten sie in der Nähe Gewehre laden und dem Schalle nachgehend gewahrten sie bald drei Wildschützen, die sich hinter den Buchen verborgen hatten

und nur mit dem halben Gesichte und der angeschlagenen Büchse hervorlugten. Da fiel ein Schuß, welcher dem Sollacher Sepp durch den Oberarm ging. Er stürzte zu Boden, aber der Freund, der mit ihm war, der jetzige Revierförster Bauer zu Brannenburg, ein großer und starker Mann, lud ihn auf und brachte ihn glücklich in's Freie, obgleich ihm noch fünf Kugeln nachpfiffen. Zwei derselben gingen ihm durch den Hut, die andern fehlten. Sepp's Oberarm, vielmehr dessen Knochen war aber in viele kleine Stücke zerschellt; doch blieb er selbst am Leben erhalten, nur daß er damals manche Monden lang in Schliers auf dem Krankenlager siechen mußte, bis ihn ein junger Arzt von München wieder herauskurirt hatte. Dieser Bruder also kam nach Haus und gab den Forstdienst auf, obwohl er auch jetzt noch ein trefflicher Schütze war, und lebte abgeschieden mit seiner Schwester in ländlicher Zufriedenheit. Aber auch Annei mußte sterben und zwar vor drei Jahren und jetzt steht das Häuslein verlassen da und lebt nur noch der einschichte Weidmann mit seinem durchschossenen Arm darin, und an die alten frohen Zeiten mahnen nur noch etliche Cunterfeie, welche die Fürsten und die Grafen daher gestiftet, und der ewig fließende Forellenbach, der ihnen und den späteren Gästen ihr leckeres Nachtmahl lieferte. Ein ehemaliger fröhlicher Griechenfahrer und Offizier bei den hellenischen Uhlanen, Ferdinand von Gumppenberg, später in Pöttmes den Musen lebend, aber jetzt auch verstorben, hat dem stillen Häuslein eine patriotische Erzählung gewidmet, „Die Wege der Vorsehung oder der treue Tiroler," welche im Jahre 1809 spielt und ein früheres Geschlecht der Sollacher und die Liebe eines jungen Tirolers zu einer frühern Annei anmuthig schildert.

Um aber wieder auf die Schnaderhüpfel von der Zell zurückzukommen, ſo ging ich, als mir „Das bayeriſche Hochland“ am Herzen lag, längere Zeit mit dem Gedanken um, hieher ſo etwas wie eine Geſchichte, Critik oder Statiſtik derſelben zu verlegen, und da es damals nicht geſchehen konnte, ſo wollte ich's diesmal verſuchen, was ich jedoch jetzt auch wieder aufgebe, weil ich es, was Critik und Statiſtik betrifft, ſchon gethan finde, was aber die Geſchichte anbelangt, zu ſchwierig erachte. Man begegnet nämlich in den früheſten Quellen zwar verſchiedenen Angaben über die Geſänge, an welchen ſich unſre Vorvordern im grauen Alterthum ergötzt haben, aber wie weit unſre heutigen Almenlieder, ihre Metrik und ihre Sangesweiſen in vergangene Jahrhunderte hinaufreichen, iſt gleichwohl mit voller Sicherheit nicht zu beſtimmen. Immerhin iſt kaum ein Zweifel, daß ſie unmittelbar auf die achtmal gehobene alte Langzeile zurückgehen, welche, um mit Franz Pfeiffer zu reden, „allein es iſt, die auf den Namen des wahren, alterthümlichen, volksmäßigen, deutſchen Verſes Anſpruch machen darf. Wie bei den Griechen und Römern der Herameter, ſo bildet bei den germaniſchen Volksſtämmen die Langzeile den epiſchen Vers. Der Urſprung beider reicht in das früheſte Alterthum zurück, ihre Urheber kennt niemand, ſie ſind Gemeingut und daher überall im Gebrauch.“ Der gelehrte Otfried zu Weißenburg hat bekanntlich in der Zeit der Karolinger jene Langzeile in zwei Hälften getheilt und durch den neu eingeführten Endreim zur metriſchen Einheit verbunden. Dies iſt eigentlich ſchon vollſtändig der Bau unſrer Almenlieder und darum ließe ſich auch, wenn es ſein müßte, Otfrieds ganze Evangelienharmonie in Schnaderhüpfelweiſen herunterſingen.

Hiebei kann noch erwähnt werden, daß auch der altfranzösische Alexandriner in dem gleichen Tacte geht. Nicht minder ist vollkommen gewiß, daß schon in heidnischen Zeiten allerlei Liedchen der zärtlichen und der leichtfertigen Gattung vorhanden und beliebt gewesen. Wenn es nämlich auch eine allbekannte Wahrheit sein dürfte, daß die alten Deutschen und umsomehr die alten Bojoaren wegen ihrer keuschen Enthaltsamkeit nicht wenig berühmt waren, so hinderte doch diese Tugend keineswegs, daß der Lärm der Tanzleiche auch später noch bis in die Gotteshäuser und der unzüchtige Spaß der Mädchenlieder bis zu den Nonnen in die Klöster drang.*) Glücklicher oder unglücklicher Weise ist kein solches Winileod (von winja, Mädchen, Freundin, und leod, Lied) bis auf unsre Tage gekommen, obgleich sehr wahrscheinlich, daß ein guter Theil unsrer Schnaderhüpfel deren Inhalt getreulich wieder gibt. Auf lateinisch hießen dieselben psalmi plebeii, Lotterpsalmen, cantica rustica et inepta u. dgl. Die Schriftsteller und Gesetzgeber der damaligen Zeit fanden sich leider sehr oft veranlaßt, jener Lieder Erwähnung zu thun. Karl der Große z. B. mußte den Klosterfrauen nachdrücklichst untersagen, sich in ihren Nebenstunden mit dieser Dichtungsart zu befassen. Außer den Mädchenliedern waren bei unsern Vorfahren übrigens auch die Spottgesänge in großem Schwung — ungefähr jene Geistesgymnastik, welche wir heut zu Tage das „Ansingen" nennen. Dieses Ansingen, das im Hochland sehr häufig vorkommt und selbst in der Hauptstadt nachgeahmt wird, ist bekanntlich der Wettkampf zweier Sänger, welche sich mit anzüglichen Strophen im Wechsel-

*) Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur S. 38.

geſang ſo lange beſchießen, bis der eine ſich nicht mehr fortzufinden weiß und dann unter allgemeinem Gelächter auf das Wort verzichtet oder etwa auch bis das Ringen des Geiſtes in ein leibliches übergeht und ein blutiger Streit entſteht. Dieſe Gattung würde ebenfalls ſchon im grauen Alterthum und namentlich den Geiſtlichen verboten, eine Verordnung, die aber längſt wieder vergeſſen iſt, da noch in unſrer Zeit mehrere würdige Prieſter bekannt ſind, welche im Anſingen vortreffliches leiſten.

Wie verſchieden aber in muſikaliſchen Dingen der Geſchmack der Romanen ſchon damals war, zeigt eine Aeußerung des italieniſchen Diaconus Johannes, der im neunten Jahrhundert über die Geſänge der Deutſchen zu reden kam und bei dieſer Gelegenheit, vielleicht auf die damaligen Schnaderhüpfel anſpielend, die Behauptung aufſtellt, daß die alpenhaften Körper, die mit dem Donner ihrer Stimmen tieftönend erbrauſen, die Süßigkeit einer Melodie gar nicht wiederzugeben vermögen, weil des verſoffenen Schlundes barbariſche Wildheit (bibuli gutturis barbara feritas), während ſie einen milden Geſang hervorzubringen ſtrebe, nur rauhe Töne, wie Laſtwagen, welche mit wirrem Lärm über Staffeln hinunterraſſeln, verlauten laſſe, und ſo die Gemüther der Hörenden, welche ſie eigentlich ſchmelzen ſollte, viel mehr aufrege und verwirre.*)

*) Die ſchwülſtige Stelle lautet in der Urſprache: Alpina siquidem corpora, vocum suarum tonitruis altisone perstrepentia, susceptam modulationis dulcedinem proprie non resultant, quia bibuli gutturis barbara feritas, dum inflexionibus et repercussionibus mitem nititur edere cantilenam, naturali quodam fragore, quasi plaustra per gradus con-

Von den Zeiten dieſes welſchen und dem Gehöre nach offenbar ſehr verzärtelten Diaconus, deſſen ahnungsvollem Geiſte wohl ſchon die ſpäteren Sopranſänger der päbſtlichen Hofcapelle vorſchwebten, überſpringe ich nun ungefähr zehn Jahrhunderte und begebe mich in den Anfang des laufenden, wo die Schnaderhüpfel endlich gedruckt wieder auftauchen.

Nach meinen, vielleicht trüglichen Anſichten erſcheinen die erſten „Alpenlieder," welche ſich die allerdings ſchon ältere Erfindung der Buchdruckerkunſt zu nutze machten, in den „Statiſtiſchen Aufſchlüſſen über das Herzogthum Bayern," deren erſten Band Joſeph Hazzi, der kurpfalzbayeriſche Generallandesdirectionsrath, im Jahr 1801 an's Licht treten ließ. Es ſind deren etwas mehr als ein halbes hundert, darunter auch etliche, doch nicht viele, welche man jetzt noch hin und wieder hört. Dieſer Veröffentlichung folgte eine andre im Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol und zwar im Jahre 1807. Die Abhandlung, welche dort ein ſonſt unbekannter J. Strolz über dieſe Liedchen niederlegte, verdient ſelbſt in unſern Zeiten noch geleſen zu werden.*) Auch ſie enthält deren

---

fase sonantia, rigidas voces jactat, sicque audientium animos, quos mulcere debuerat, exasperando magis et obstrependo conturbat.

*) Siehe auch etwa meine Bemerkungen dazu: Drei Sommer in Tirol S. 561. Die dortige Behauptung, daß auf jede der vier Verszeilen nur eine Hebung falle, iſt aber nicht richtig; denn es ſind deren in der Regel zwei. Einzelne Schnaderhüpfel gibt es auch, welche drei Hebungen haben, wie z. B. der berühmte Lauterbacher oder das bekannte: 's Dirnl hat ſchwarzbraune Aeugelein u. ſ. w.

einige, wie jenes bekannte: Ein Büchsel zum Schießen u. s. w., welche sich ihres innern Werthes wegen bis auf den heutigen Tag im Gedächtniß erhalten haben, was bei einem Schnaderhüpfel schon sehr hoch zu achten ist.

Auf diese zwei Vorgänger folgte als dritter unser Schmeller, der in seinen Mundarten Bayerns (München 1821) ebenfalls eine ziemliche Anzahl solcher „Stückeln" mittheilt. Dieses ist nach seiner Meinung der richtige Name, wogegen die Benennungen: Schnatterhüpfel, Schnattergangl, Schnatterhacken u. s. w., wie er annimmt, zunächst von älteren Personen herrühren sollen, „welche die Ansichten und Freuden, die der gewöhnliche Inhalt dieser heiteren Jugendpoesien sind, mit einem strafenden oder doch ernsteren Blicke zu betrachten und durch nicht eben schmeichelhafte Ausdrücke zu bezeichnen pflegen." Auffallen mag in Schmeller's Sammlung, daß er schon viele Stückeln, die man für ächt bojoarisch halten möchte, als fränkisch oder schwäbisch aufführt. Seit jenem Jahre, also in vier Jahrzehnten, sind diese Liedchen allerdings so durcheinander gequirlt, daß die Untersuchung des Ursprungs oder Geburtsorts immer schwieriger wird, und was wirklich seltsam ist, man findet nicht blos die einzelnen Strophen auf der Wanderung, sondern oft einzelne Gliedmassen, Arme und Beine aus älteren, die in Bayern, in Tirol, in Oberösterreich entstanden sind, wieder in jüngeren, die weit über Lech und Donau draußen ihre Heimath haben mögen.

Der Mabillon der Schnaderhüpfel, der gründlichste Sammler und Forscher in diesem Reviere, ist übrigens zu unsrer Zeit Dr. Friedrich Hofmann in Hildburghausen. Ihm erschloß sich eine Monatsschrift, „die deutschen Mundarten," welche Dr. Frommann zu Nürnberg herausgab

(leider ist sie seitdem wieder eingegangen, da das geschwätzige Deutschland sich für seine Mundarten nicht interessiren wollte), und er schüttete dort sein volles Herz, seine ganze Lust und Freude an diesem Zweig der Dichtung in mehreren Abhandlungen aus. Er nennt das Schnaderhüpfel der süddeutschen Gebirgswelt eine der lieblichsten Erscheinungen der Volkspoesie und das würdigste Seitenstück zu den Märchen des deutschen Nordens. Dann eröffnet er uns einen Blick in die unermeßlichen Schätze, die da noch in ziemlicher Verborgenheit ruhen, denn unter uns wenigstens lassen die mehreren diese Stückeln bei guter Gelegenheit an sich kommen und nur die wenigsten gehen ihnen suchend nach. Schmeller meinte zwar, sie drucken zu lassen sei fast eine Versündigung an ihnen, aber diesen Scrupel hat man schon längst überwunden, und sie liegen nun zu tausenden auf dem schönsten Papier und zum Theil mit Goldschnitt gefaßt in den süddeutschen Buchläden herum. In Tirol, in Bayern, im Salzburgerland, in Kärnthen und Steiermark, dann namentlich in Ober- und Niederösterreich haben sich nicht nur fleißige Sammler gefunden, sondern auch begabte Sänger theils nebenbei, theils ausschließlich diese Dichtungsart gepflegt. Zudem ist sie allenthalben über den baiwarischen Zaun hinausgewachsen und blüht jetzt auch in helvetischen, schwäbischen, fränkischen und sächsischen Gärten. Nach den baiwarischen Vorbildern haben sich dort dann einheimische Liedchen aufgethan, die, wie oben angedeutet, wieder rückwärts strömen und jetzt auch im Urlande bekannt werden. (Uebrigens ist es doch noch nicht ganz ausgemacht, daß man die Geburt und Wiege dieser Gesänge nur bei dem bojoarischen Stamme suchen dürfe, denn wenn die Langzeile, wie wir oben ge-

leſen, ein Gemeingut und überall im Gebrauche war, ſo mögen ſie auch ſonſt in geſangesluſtigen Gegenden autochthon ſein. Es bleibt alſo immerhin eine Frage, ob die Schnaderhüpfel, die man im Schwarzwald und im alemaniſchen Gebirge hört, den Bojoaren abgelauſcht und von ihnen importirt oder ob ſie an Ort und Stelle ſelbſt entſtanden ſind.)

Ob aber das Schnaderhüpfel durch den thätigen Antheil, den ihm die ſtädtiſche Bildung zuwendet, viel gewonnen hat — oder vielmehr, ob die beſten Stückeln, welche in der Stadt entſtanden ſind, den beſten der ländlichen gleichkommen, das iſt eine ſehr ernſte Frage. Die Landpoeſie hat einen großen Vortheil inſoferne voraus, als ſie nicht gedruckt wird. Ein ſchlechtes, ein unbedeutendes, ein mißlungenes Stückel erhält ſich nicht; es ſtirbt in dem Augenblicke ſeiner Geburt, weil ſich kein Senner und keine Almerin, kein Knecht und keine Dirn die Mühe gibt, es im Gedächtniß zu behalten und weiter zu tragen. Was ſich alſo auf dem Lande fortpflanzen und wenn auch nur kurze Zeit erhalten will, muß ſo zu ſagen claſſiſch ſein. Die Dichter aus der Stadt ſind aber natürlich nicht aufgelegt, ihre Poeſien vorher in den Almenhütten, bei Kirchweihen, Hochzeiten oder andern günſtigen Gelegenheiten auf dem Tanzboden vorzutragen und dann etwa im nächſten Jahre wieder nachzuſehen, wie viele ihrer Liedeln ſich im Volke erhalten haben, welche davon den Almerinnen gefallen und welche die Knechte im Thale ſingen — es liegt vielmehr in ihrer, der Stadtdichter, Art, die Schnaderhüpfel dutzendweiſe nach einander herzudichten und ſie dann in den Druck zu geben. Der Gefallen, den ſie ſelbſt daran haben, gilt ihnen als Bürgſchaft, daß ſie auch andre

ergötzen werden, welch' letzteres aber gerade nicht immer der Fall ſein möchte. Wer alſo einmal Gelegenheit hätte, auf dem Lande oder im Gebirge ein halbes Hundert der ländlichen und ächten zu hören und darnach etwa aus einer gedruckten Sammlung, die er in der Taſche trüge, eine gleiche Zahl für ſich zu leſen, der würde wohl einen bedeutenden Abſtand finden, wenn ihm auch hin und wieder aus letzteren ein Stückel entgegenſpränge, wie es die luſtigſte Almerin ſelbſt nicht beſſer hätte zuſammendichten können. Zudem haben nach unſerm bayeriſchen Geſchmacke namentlich die Wiener Poeten eine gewiſſe weichliche Süßlichkeit, eine erkünſtelte Niedlichkeit in dieſe Liedchen hineingebracht, welche uns gar nicht behagen will. Auch finden wir ihre Gedichte ſehr oft weder im Gedanken noch in der Sprache ſo ländlich, ſo bauernmäßig, als ſie ſein möchten und ſollten.*) Unter den unſrigen iſt bekanntlich Franz von Kobell auch im Fach der Schnaderhüpfel der geſchätzteſte Autor. Ihn nennt Friedrich Hofmann nicht allein den beſten Alpenjäger, ſondern auch den beſten Dialectdichter Deutſchlands. Man ſagt ferner,

*) Zum Beiſpiel, um gleich aus den Hofmann'ſchen Abhandlungen ein Klesheimiſches Stückel herauszunehmen:

Mei Dirnl hat zwa Aeugerln
So klar wie a See;
Aus an guckt an Engerl,
Aus dem andern a Fee.

Ich weiß nicht, wie viele Thäler in Tirol, wie viele Landgerichte in Bayern man ausgehen müßte, bis man einen Bueben fände, der bei Betrachtung ſchöner Mädchenaugen an die Feeen dächte. Ob die Leute am Wienerwald mit der celtiſch-romaniſchen Mythologie viel beſſer vertraut ſind, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen.

daß ſeine Schnaderhüpfel leicht in's Volk übergehen, wofür folgende Geſchichte als ein Zeugniß gelten kann. Ein junger Landbeamte, ſelbſt ein Freund des Volksgeſanges, ſah ſich jüngſt in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, zwei aufgeweckte, liederkundige Burſche wegen eines Raufhandels im Wirthshauſe auf achtundvierzig Stunden einſperren zu laſſen. Um ſie etwas zu beſchäftigen, gab er ihnen ein paar Bogen Papier mit und erſuchte ſie, ihm eine kleine Blumenleſe ihrer Leibſtückeln zuſammenzuſchreiben. Die Burſchen willfahrten auch gerne und überreichten ihm, als ſie die Strafe erſtanden, etwa ein hundert Liedchen, welche ſie aus dem Gedächtniß geſammelt und niedergeſchrieben hatten. Der junge Herr Aſſeſſor nahm die Gabe mit Vergnügen zur Hand, begann ſie ſogleich zu leſen, zu muſtern und zu prüfen, fand aber bald und nicht ohne einige Ueberraſchung, daß mindeſtens die Hälfte dieſer Liedchen ſolche waren, die er ſchon früher mit Wonne in Franz von Kobell's Schnaderhüpfeln geleſen.

Was nun endlich die Stellung des Schnaderhüpfels zum gebildeten Publicum betrifft, ſo iſt dieſe gleichwohl keine ſo innige und heimliche, als manche deutſche Landsleute über dem Main und Fichtelgebirge vielleicht denken möchten. Als z. B. ein ſonſt ſehr liebenswürdiger Hanauer auf einem Münchnerkeller ſich unlängſt Mendelsſohn'ſchen Liedern ausgeſetzt ſah und mit einer gewiſſen feinen Schmeichelei den Sängern zurief: Laßt das uns in unſerm kalten Norden; hier ſollt ihr nichts ſingen als euere herrlichen Alpenlieder, euere Schnaderhüpfel — erregte er in doppelter Richtung ein eigenthümliches Befremden, einmal weil er die Hanauer ſchon zu den gebildeten Norddeutſchen rechnen wollte, anderſeits weil er faſt zu glauben ſchien,

das Hochgebirge fange allbereits beim Schleibingerbräu in der Schwabinger Gasse an und die Almenkühe grasten in unserm Ständesaal. Dem ist aber wirklich nicht also, und was die Schnabelhüpfel angeht, so mag sich's wohl treffen, daß hin und wieder ein Maler oder Dichter, der viel auf dem Land herumschlendert, nicht nur deren fertigt, sondern auch etwa ein Mal eine kleine Tracht neu aufgebrachter mit in die Stadt bringt, aber im Ganzen ist der Verkehr und der Betrieb doch keineswegs beträchtlich. Dies kommt wohl nur daher, daß — wenn man's sagen darf — die Freude an diesen Liedchen gar zu vergänglich ist. Das ächte und rechte Schnaderhüpfel gleicht nämlich einem Räthsel — die ersten drei Zeilen sind wie eine Frage und die vierte ist die Antwort darauf. In dieser muß immer eine überraschende Wendung, eine unerwartete Aufklärung, eine neue Moral, etwa auch eine nicht geahnte „Dummheit oder Sauerei" vortreten.*) Ist die Auflösung aber einmal gefunden, so hat das Räthsel seinen Reiz verloren.

---

*) Für jene Leser, welche eben keine Schnaderhüpfel im Gedächtnisse haben, wollen wir hier einige bekannte Beispiele vorführen:

Jetzt hab' ich zwei Schatzerln,
Ein alt's und ein neu's;
Jetzt brauch' ich zwei Herzeln,
Ein falsch's und ein treu's.

Oder:

Die Vögerln haben Kröpferln,
Da singen s' damit;
D' Frau Bas' hat ein' Kropf,
Aber singen kann s' nit.

(Beiläufig eines der verbreitetsten Stückeln, das bis in Thüringen und im Schwarzwald gesungen wird.)

Wenn wir auf die bekannte Frage, wo Adam den erſten Löffel genommen, die Antwort einmal wiſſen, ſo kann uns dieſes Spiel kaum mehr zum geiſtigen Genuſſe dienen. So kommt uns auch ein Schnaderhüpfel, das wir zum zweiten Male hören, ſchon ſehr bekannt vor, und wenn es noch öfter in unſren Ohren wiederhallt, ſo ſpringt das Vergnügen gar bald in Gleichgiltigkeit und ſelbſt in Unbehagen um. Wer hier immer neu und überraſchend ſein wollte, der müßte ein paar hundert Stückeln auswendig wiſſen und gleichwohl ſelber ohne Unterlaß nachdichten — aber das Gedächtniß der meiſten iſt für jenes und die Phantaſie für dieſes zu ſchwach. Deßwegen ſind ſie denn auch in unſrer ſubalpinen Hauptſtadt nie ſo recht oder wenigſtens nicht auf längere Zeit Beſtandtheil der Unterhaltung und Pflegekind der Geſellſchaft geworden — ja es gibt viele, welche unruhig werden, wenn man ihnen nur ankündigt, daß jemand in der Stube ſei, der Schnaderhüpfel ſingen wolle, weil ſie nämlich alſogleich befürchten, mit alten und längſt vernommenen Gſangeln zum hundertſten Male behelligt zu werden. Und aus dieſem Grunde kann man allerdings behaupten, daß die Geſänge andrer Völker, als zum Beiſpiel die Romanzen der Spanier, die Balladen der Schotten zwar weniger prickelnden

---

Oder: Je höher die Alm,
Deſto größer der Wind;
Je ſchöner das Dirnl,
Deſto kleiner die Sünd!

Oder: Der Meßner von St. Peter
Iſt ein kreuzbraver Mann;
Er bet't, was er muß,
Und ſauft, was er kann.

Reiz, aber mehr Dauerhaftigkeit in ſich tragen, als die Lieder unſers Hochlands.

Ein wahrer Sturm von Alpenhaftigkeit ging einmal in den dreißiger Jahren über München hin. Die Schnaderhüpfel waren plötzlich Mode geworden. Die ganze junge Welt, Jünglinge und Mädchen, ſammelten, ſangen, verbreiteten ſie (eine Beſchäftigung, wobei immer eine gewiſſe Auswahl nothwendig iſt), die Zeichner illuſtrirten die Liedchen, die Muſikmeiſter ſetzten die lieblichſten Walzer nach dem „Lauterbacher" und nach dem „ſchönen Schweizerbuben," Tänze, die ich gerne wieder einmal hören möchte; kurz, man war überglücklich, in dieſen unverſiegbaren Born des Volkslebens hinabſteigen zu können — aber mit einem Male war die Manie auch wieder vorüber und ſie iſt jetzt eben ſo vergeſſen, wie ſo vieles Andere, was die Zeiten gebracht und genommen haben.

Mit dieſen Betrachtungen wollen wir aber niemanden die Freude verderben, bekennen vielmehr ſelbſt, daß wir ein claſſiſches Stückel unter günſtigen Umſtänden zu Bayeriſch-Zell oder wie es einſt die ſchönen Huldinnen zu Fiſchbachau dahinſangen, immerdar als eine höchſt erquickliche Gabe unſrer Volkspoeſie entgegen genommen und genoſſen haben. Dieſe Liedchen könnten auch faſt auf den Glauben hinleiten, daß das gemeine baiwariſche Volk, wenigſtens unter den europäiſchen, zu den witzigſten zu rechnen ſei — ein Zug, der nach einiger Pflege und unter dem jetzigen Fächeln ſeiner conſtitutionellen Freiheiten ſelbſt bei den Gebildeten dieſes Stammes vielleicht bald deutlicher hervortreten dürfte. — Auch gegen die Vervielfältigung durch den Druck wollen wir nicht eifern, obgleich

uns die Schnaderhüpfel in den Büchern gesammelt fast vorkommen, wie die Blumen im Herbarium. Fehlte es doch nicht an gewichtigen Stimmen, welche diese gedruckten Liedchen selbst als Preisbuch in den Volksschulen anempfehlen wollten — eine Neuerung, deren Folgen erst abzuwarten wären. Bisher galt allerdings der Unterricht in der Liebe nicht als Aufgabe der Volksschule, vielmehr blieb der Gegenstand der reiferen Jugend selbst überlassen, welche dessen auch, wie die Erfahrung zeigt, ohne höhere Anleitung in der Regel bald Meister zu werden pflegt.

Am andern Morgen, die Zell verlassend, war ich wieder allein und ging im grünen Thal der Leizach an den Füßen des Wendelsteins dahin bis an den Hagenberg, wo Haus und Hof des Steffelbauern stehen. Man hat schon einmal versucht, diesen interessanten Landmann dem Publicum vorzuführen, wie er Anno achtundneunundvierzig war, umgeben von seinen Broschüren, unterstützt von Pierers Universallexicon, vertieft in seine Plane zu Deutschlands Wiederherstellung. Es war in jener Zeit wirklich ein literarischer Glanz um ihn, der jetzt leider fast ganz erblichen ist. Auch er selbst, seine Person, kam mir kleiner, unscheinbarer vor als dazumal. Er schien planlos im Hause herumzutrödeln, zerstreut oder auch verlegen, wie einer, den man einst im Ueberfluß gesehen, und der nun mit Mühe seine Aermlichkeit zu verbergen sucht. Auf dem schmalen Tische nämlich, wo vormals die Zeitungen, Flugschriften, die stenographischen Berichte der Nationalversammlung gelegen, da lagen jetzt nur gelbe Rüben und Erdäpfel. Ja, wo habt Ihr denn, fragt' ich neugierig, Euere

Journale, Broſchüren, politiſchen Schriften? — Omnes composui, entgegnete der Landmann mit wehmüthigem Lächeln, „ich habe ſie alle beigeſetzt und begraben.“ Wie, vernichtet? „Hm, die Weibsbilder haben ſie nach einander zum Fenſterputzen verwendet und ich hab nit viel abgewehrt — was nutzt das Zeug?“ Steffelbauer, ſagte ich ſehr überraſcht, Ihr ſeid ja eine gefallene Größe! — „Ich bin,“ ſprach dieſer, „mit Deutſchland gefallen. Um ſelbige Zeit, wo man noch geglaubt hat, es wird etwas von heut auf morgen mit dem deutſchen Reich, da hat, mein Eid, ein jeder mitthun müſſen, wenigſtens in Gedanken, aber jetzt, wo's wieder der Bundestag betreibt, wo man nicht weiß, ob's unſre Kinder noch erleben, jetzt geht ein vernünftiger Menſch wieder ſeinem bürgerlichen Geſchäft nach und pfeift auf die ganze Politik!“ — Nur das Pierer'ſche Univerſallexikon konnte vor dem fenſterputzenden Frauenvolk gerettet werden und ſteht noch in alter Pracht in ſeinem Schranke. Wir warfen einen theilnehmenden Blick auf ſeine ſiebzehn Bände und ſchieden dann faſt verſtimmt. Er war für das Thal von Bayeriſch-Zell wie eine hiſtoriſch-politiſche Akademie geweſen, der Steffelbauer, und es iſt Schade, daß ihn die deutſchen Zuſtände ſo gründlich um die gute Laune, ja faſt um alles Vertrauen gebracht haben. Vielleicht erlebt er doch noch eine Wiederauferſtehung ſeiner ſchönſten Hoffnungen. Vor der Hand konnte ich ihm, obſchon ich mehrere wohlmeinende und beredſame Freunde im Nationalverein beſitze, gleichwohl nichts Sonderliches verſprechen. (Seitdem iſt auch dieſer Freund ins beſſere Jenſeits abgegangen.)

Uebrigens, wenn auch der Steffelbauer jetzt der hiſtoriſchen und politiſchen Literatur den Rücken kehrt, ſo

finden ſich doch im Landgerichte Miesbach noch andre Bauersleute, die der Lecture und den Wiſſenſchaften hold ſind, ja es iſt kein Zweifel, daß ſolche Bibliophilen allenthalben im Gebirge wie im Hügellande und einzelnweiſe, doch ſeltener, auch in der Ebene vorkommen, nur daß ſich ihr literariſches Dichten und Trachten ſcheu verbirgt und kaum anders als zufällig an den Tag tritt. Einen zweiten Landmann dieſer Art hat z. B. Auguſt Becker vor ein paar Jahren am Seehamer See auf der Hochebene zwiſchen Mangfall und Leizach aufgefunden. Er beſchrieb auch ſeiner Zeit gar anmuthig, wie er denſelben an einem heißen Sommertag in Hemd und Hoſen, ohne Schuh' und Strümpfe auf ſeinem Hofe, bei ſeinem Butterfaß betroffen, wie der Landmann ſogleich große Kunſtliebe gezeigt und von ihm, den er für einen Maler gehalten, alsbald ein Conterfei ſeines Hauſes und ſeiner Ehefrau erheiſcht, dann aber ſich als Beſitzer einer Landkarte, mehrerer Geſchichtsbücher und eines antiquariſchen Katalogs erwieſen, ihm auch erzählt habe, wie er ſich von Zeit zu Zeit aus der Stadt die Bücherverzeichniſſe ſchicken laſſe, um ſich jene Nummern auszuleſen, die er wieder kaufen wolle, wenn er nach München komme.

In Neuhaus, der einſamen Schenke, welche nicht fern vom obern Ende des Schlierſee's liegt, fand ich zufällig wieder einen Gefährten, mit dem ich gerne weiterzog. Derſelbe war aber kein anderer, als der Eckartbauer von der Wörnsmühle, draußen im Miesbacher Hügelland, welcher ſich aufgemacht hatte, um auf ſeiner Alm am Spitzingſee ein wenig nachzuſchauen und bei ſeinem Töchterlein, das dort waltete, in Heimgarten zu gehen. Es war ein würdiger Herr, groß, grau, bieder, ernſt, wortkarg, doch

freundlich in seinen Erwiederungen. Wir stiegen und stiegen gemächlich das neue Sträßchen hinauf, das in vielen Windungen nach dem Hochthal führt, und blieben mitunter stehen, um die liebliche Aussicht zu genießen, die zumal den idyllischen Schliersee und seine Dörfer umfaßt. Beim Anblick dieser Landschaft fiel mir das jüngst erschienene Tagebuch ein, welches August von Platen hinterlassen hat. Auch dieser unser Dichter pilgerte einst im Jahre 1817, da er noch ein Lieutenant war, an jenes stille Seegelände. Am ersten Junius erwachte er zum erstenmal in dem freundlichen Thale und schrieb in sein Tagebuch: „Welch' ein ganz anderes Erwachen diesen Morgen, als mein erster Blick auf den friedlichen See und seine Ufer fiel, und das Lied der Vögel mir entgegenschallte!" Er wohnte beim Pfarrer in einem Eckzimmer, dessen Fenster einerseits gegen Garten und See, anderseits gegen St. Georgs Capelle auf dem Weinberg sich öffneten. Morgens um vier Uhr stand er täglich auf und las die Odyssee. Mit dem Pfarrer, dem Caplan, doch meist allein, durchstreifte er die Gegend, besuchte die Mühle im Josephsthale, die alte Burgruine Hohenwalbeck, die Almhütte auf dem Kuhzagel, den Pfarrer zu Bayerisch-Zell, das Schloß zu Brannenburg, die Brecherspitze, und kam selbst bis Jenbach in Tirol. Am Scapulierfest finden wir' ihn auch in der Kirche zu Fischbachau, wo er die Predigt anhört von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers, von den gräßlichen Qualen des Fegfeuers, aus denen die heilige Jungfrau alle Samstage eine Anzahl Seelen erlöse u. s. w. Diese Predigt brachte den jungen Dichter als Protestanten, der von solchen Dingen nichts versteht, gar bald aus der Stimmung. „Ich be-

klage das Volk," ſagt er, „dem ſolche Speiſe geboten wird."

So blieb er bis zum October, machte ſich dann reiſefertig, um in die Stadt zu ziehen, und ſchrieb in ſein Tagebuch: „Die Menſchen ſind doch immer anziehender als die Natur; deßhalb freue ich mich, meine Freunde in München wieder zu ſehen. Hier feſſelten mich Pflanzen und Steine und Bäche, nicht die umgebenden Menſchen." Dieſen Ausſpruch könnte man dem Dichter jetzt faſt übel nehmen, da man ſeit Erfindung der Dorfgeſchichten annimmt, daß auch der Landmenſch in mehrfacher Beziehung intereſſant ſei. Oder fängt der anziehende Menſch wirklich erſt beim Städter an? Haben dem poetiſchen Gaſt die umgebenden Schlierſeer, das freundliche, lebhafte Völklein, gar keine Theilnahme abgewonnen! In der That ſagt er nichts von der Friſche der „Buebn" und den Reizen der Jungfrauen, nichts auch von „dem naiven und kühnen Inhalt" ihrer Lieder, die ihn doch als Dichter hätten feſſeln ſollen, und kein Wort von der jungen Liſel, der gefeierten Fiſcherliſel, die damals wie eine blühende Feuerlilie in dem Liebesgarten des Dörfleins prangte. O wunderlicher Dichter mit zwanzig Jahren, den am Schlierſee dazumal nur Pflanzen, Steine und Bäche „feſſelten!"

Der Eckarthauer merkte vielleicht, daß ich an Auguſt von Platen dachte, und ging daher ſeines Weges ganz ſchweigend fort, bis wir endlich oben waren auf der Spitzingalm, wo die fünf einſamen Hütten ſtehen. Wir richteten unſern Lauf nach jener, die gen Oſten liegt, und aus welcher ein blaues Wölklein aufſtieg. Etwas weiter unten in der grünen Niederung rauſchte ein Bächlein zu Thal, an welchem ein Mädchen beſchäftigt war. „Dort

waſcht ſie ihre Milchkübel aus," erläuterte der Eckartbauer, und ging ohne Aufenthalt in die Hütte. Die äußere Halle, in welche man durch ein Gatter eintritt, iſt eigentlich die Küche, enthält einen niederen Herd mit dem Käſekeſſel, allerlei Geſchirr und ein Loch, durch welches der Rauch abzieht, der ſich aber dabei ſo wenig beeilt, daß das ganze Sparrenwerk ſchwarz erglänzt von Ruß. Dahinter anſtoßend findet ſich der Stall mit verſchiedenen Abtheilungen für die verſchiedenen Gattungen des Viehes.

Nachdem der alte Herr einige prüfende Blicke auf alles dies geworfen hatte, ſprach er: Jetzt gehen wir dahinein! und klappte eine Seitenthür auf. So betrat der Fremdling an der Hand des Vaters das Schlafgemach der Tochter, welches freilich auch Empfangs- und Speiſezimmer iſt. Wir ſetzten uns und ruhten etliche Minuten, bis durch die aufgehende Thür ein halber Mädchenkopf hereinguckte, der aber nur die Worte: je, der Vater! von ſich ſtieß, und dann wieder verſchwand. Der Alte lächelte ein wenig, blieb aber ruhig ſitzen. Nach einiger Zeit kam die Tochter, die ſich mittlerweile ziemlich ſauber gemacht hatte, wieder vor unſer Angeſicht und begrüßte den Vater, indem ſie ihm freundlich die Hand gab. Der Eckartbauer, ganz wie ein alter Römer mit dem Ernſt der väterlichen Gewalt in jedem Zug, ſchaute ihr ohne Gemüthsbewegung in's jugendliche Antlitz, erwiederte nachläßig ihren Gruß, und redete dann ſo beiläufig weiter, gerade als ob ſie unten auf dem Eckarthofe beiſammen ſäßen und nie auseinander gekommen wären. Das iſt ganz richtig in der Art des Bauern, und muß nach ſeiner Anſicht auch ſo ſein. Jähzornig, wild oder auch ausgelaſſen fröhlich ſich zu zeigen, gilt für männlich und bringt keine Unehre —

aber zärtlich, gefühlvoll, empfindsam, das wäre weibisch und würde nicht geachtet.

Die innere Einrichtung des Stübchens glich übrigens jener andern, welche wir in der Almenhütte zu Arzmoos beobachtet. Die Liegerstatt war ebenso aufgethürmt, das Gemach getäfelt und sonst sehr behaglich, da eine Sitzbank herumlief, und die hellen, nicht zu kleinen Fenster die angenehmste Aussicht gewährten. Was die Erquickung betrifft, so konnte zwar die gastfreundliche Wirthin keinen Käse auftischen, da das Vieh erst vor wenigen Tagen heraufgetrieben worden war, aber Butter, Milch und Brod war gut und reichlich zur Hand. Zuletzt kam sogar ein Fläschchen voll scharfen geistigen Inhalts hervor. In nebliger Frühe statt schlechten Kaffee's ein Gläschen Kirschenwasser zu nippen, gestatten nachgerade selbst die Moralisten und Bußprediger des Hochgebirges. Betrübend ist es aber, daß in den obstreichen Vorbergen, im Ur- und Erzland dieses Geistes, wo jeder Bauer sich seinen Vorrath des ächtesten im Schranke hält, die Wirthshäuser, selbst an der Eisenbahn, so ganz entsetzliche Wässer spenden. Das schlechteste trifft man zu Truchtlaching an der Alz, wo die alte Wirthin auf die Frage: ob das wirklich „Kirschengeist?" empfindlich zur Antwort gibt: „das weiß ich nit, aber kaufen thu' ich's dafür." Um doch auch einmal etwas nützliches zu stiften, möchte ich in diesem Punkt gern als Denunciant auftreten, und es sollte mich freuen, wenn untersucht würde: wie viel oder wenig Gift in einer solchen Bouteille durchschnittlich enthalten sei. Man untersucht jetzt so viele Stoffe, die kein Mensch je trinkt, warum soll man nicht auch jene untersuchen, von denen des Pilgers Leibschmerzen, Siechthum und früher Tod abhängen können?

Uebrigens wäre ferner zu bemerken, daß das Gemach, welches die Eckartbauerntochter auf der Alm bewohnte, auch ſonſt noch mancherlei Zierde aufwies. Zwiſchen den beiden Fenſtern hing ein gekreuzigter Heiland, der einen Kranz von friſchen Alpenblumen trug; neben der Thüre pickte eine Schwarzwälderuhr, auf der andern Seite glänzte ein Spiegel als Freund und Schiedsrichter bei der Sonntagstoilette. Die Schriften unſerer beliebteſten Münchener Autoren ſucht man in ſolcher Höhe allerdings vergebens; nur alte abgeriſſene Gebetbücher, die man unten in der Ebene nicht mehr brauchen kann, verleben hier oben ihre letzten Tage. Als einiger Erſatz für mangelnde Literatur waren aber da allenthalben die verſchiedenſten Bilder aufgeklebt, geiſtliche und weltliche, ſämmtlich von L. Wenzel in Wiſſembourg. Jetzt wird's mir aber doch zu arg mit dem Herrn Wenzel von Wiſſembourg! Kloſter Weißenburg im Elſaß hat zwar einen guten Namen in der deutſchen Literaturgeſchichte, da dort vor tauſend Jahren unſer Otfried die Evangelienharmonie gedichtet und den Reim in deutſcher Sprache eingeführt, aber was iſt's denn eigentlich mit dem Herrn Wenzel, und warum überſchwemmt denn dieſer Wiſſembourger die bayeriſchen Almhütten mit ſeinen Bildern? Und noch dazu ſcheint er ſich ganz eigens dafür eingerichtet zu haben, denn er druckt und malt die beliebteſten Heiligen und die intereſſanteſten Darſtellungen aus dem Gemsjäger-, Sennen-, Fiſcher- und Bauernleben, die wir ſeit dreißig Jahren auf dem Münchener Kunſtverein und ſonſt in Oel geſehen. Mitunter ſchickt er auch Kabylenſcharmützel, die Belagerung von Sebaſtopol und ſelbſt die Schlachten von Magenta und Solferino. Ja, wie kommen denn dieſe Bilder daher? fragt natürlich

jeder, der für ſolche Sachen ein Auge hat. Ei, ſagt die Almerin, es kommen eben die Händler herauf und bringen ſie zu Hunderten. Und was ſagt denn ihr dazu, ihr Herren Kunſt- und Bilderhändler in der kunſtreichen Hauptſtadt München und warum ſieht man denn in unſern Almhütten eure Bilder nicht? Habt ihr's nicht nöthig, oder was denn?

Und nunmehr nach gebührendem Dank für die freundliche Aufnahme wieder weiter, ganz allein an den Spitzingſee hinunter, welcher, von ſtillen Berghäuptern umfriedet, ſelbſt ſtill und glatt die Sonne ſpiegelte, und jetzt, von der Hitze ermattet, zu gähnen und bald in den Mittagſchlummer fallen zu wollen ſchien. Der Weltenſchöpfer hat ihm zwar nur die Länge einer ſtarken Viertelſtunde zugemeſſen, aber ihn dafür dreitauſend dreihundert Pariſer Fuß über das mittelländiſche Meer erhoben; ſeine grünen Waſſer brechen ſich bald an niedern Wieſen, bald wechſelnd an Laub- und Nadelholz. Dieſer verlaſſene aber liebliche See ſchaut uns ſehr anſpruchslos und unbefangen an, und man ſieht auch wirklich nicht ein, was er eigentlich hier oben zu thun hat. Keine Gondel durchſchneidet ſeine Fluth, kein Sommerhäuschen, kein Badehüttchen für reinliche Münchener oder Münchnerinnen ziert ſein Geſtade, nicht einmal ein Mitglied des Fiſcherclubs belebt das einſame Ufer.

Gleich unter dem grünen See, wo ſeine Gewäſſer durch eine Klauſe ſpringen und mit ziemlichem Geräuſch über Felſengeſtein dahineilen, um ſich bald im Walde zu verlieren — dort ſteht in der ſchönen Wildniß ein Leuthaus, d. h. ein ſteinernes Gebäude, in welchem des Win-

ters die Holzknechte wohl gewärmt die Nacht zubringen, und über dem Bach im Schatten der Buchen zeigt sich eine Hütte, die Wurzerhütte benannt, welche in der Nachbarschaft nicht ohne einigen Ruf ist. Es liegt ein kleines Gärtchen vor ihr, und rings herum sind schmale Gänge, Treppen, Sommerbänke und Tische niedlich angebracht. Unverkennbarlich spielt etwas Romantik um das niedere Dach, ja wer mit dem rechten Blick davor hintritt, wird fast von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß es ein Hüttchen für ein glücklich liebend Paar sein müsse. Und in der That, dort drinnen waltet die märchenhafte Wurzerburgel und ihr Lebensgefährte Jörgel schlechtweg — er soll nämlich zwar einen Zunamen führen, doch scheint niemand zu wissen, wie er eigentlich lautet. In ihrer Jugend sollen sie beide frisch und schön und sich unendlich theuer gewesen sein, aber die Hand zum ehelichen Bunde durften sie sich nicht reichen. Flüchtig vor den Verfolgungen, mit welchen unsere kühlen Institutionen ihre warme Liebe zu zügeln suchten, begaben sie sich damals in den Urwald hoch herauf, wo der entlegene See seine kleinen Wellen schlägt, wo die Bächlein entspringen, die Buchen einsam rauschen, und die flüchtigen Gemslein ungeschoren über die stillen Alpenweiden ziehen. Da erbauten sie die kunstlose Hütte und begannen aus Wurzeln und Kräutern geistige Wässer zu brennen, wie sie der Holzknecht bei der kalten Winterarbeit nicht ungern trinkt. Oft verscheucht und mehrfach getrennt wußten sie sich doch immer wieder zusammenzufinden, und ermüdeten endlich ihre Verfolger. Und so sehen sie jetzt ruhig dem Ende ihrer Tage entgegen, welches sie wohl auch unter dem Dach erreichen wird, wo sie das Glück ihrer Jugend verlebt.

Es ſtand eben gebückt im Garten, das ſeltſame Waldweib, und muſterte ſeine Kräuter aus. Auf meinen Zuruf erhob ſie ſich und führte mich in die Hütte, wo jahraus jahrein der kleinen Fenſter wegen ein gemüthliches Halbdunkel herrſcht, das an düſtern Wintertagen wohl in graue Dämmerung übergehen mag. Dann zeigte ſie mir das Laboratorium mit den einfachen Geſchirren, aus welchen ihre Schnäpſe hervorgehen, und dann ſetzten wir uns unter den Baldachin der Bäume vor die Thüre am rauſchenden Bach und fingen an zu plaudern.

Burgel iſt ſchon weit über die ſchönere Hälfte des Lebens hinaus, aber noch gut bei Kräften und nicht arm an Verſtand. Sie ſpricht noch die Mundart des Zillerthals, ihrer Heimath, mit dem weichen Klang und den kernigen Formen, gerade ſo, wie ſie ſie in ihrer früheſten Jugend von der lieben Mutter erlernt hat. Von der großen Welt ſchallt zwar wenig herein in die Wurzerhütte am Spitzingſee, doch iſt der alten Einſiedlerin nicht unbekannt geblieben, daß ſich in dieſem Jahr auch ſchon die deutſche Literatur mit ihr beſchäftigt hat. Es iſt nämlich noch nicht lange her, ſeit die „Gartenlaube“ ihrer und ihres Jugendfreundes mit Theilnahme gedachte. Ich wünſchte ihr Glück zu dieſer Auszeichnung, aber ſie meinte: was ſie von andern höre, die das „Zoig“ geleſen, ſei es eben nicht zu ihrem Ruhm, und hätte ihr daher leicht was angenehmeres paſſiren können. Sie ſcheint etwas empfindſam zu ſein, oder vielleicht haben ihr muthwillige Touriſten ganz andere Dinge erzählt, als in der Gartenlaube zu leſen waren.

Jetzo brennt die Wurzerburgel zumeiſt Calmus, Brunnkreſſe und Enzian. Sie ſetzte mir auch von allen dreien

vor, aber im Vergleich mit dem feinen, den Vorbergen entſproſſenen Waſſer auf der letzten Alm wollten mir dieſe rauhen „Geiſter" des Hochgebirges nicht recht munden. Und doch beruht auf ihnen der Ruf der Hütte, und ſie locken ſelbſt gekrönte Häupter unter das niedere Dach — wie denn ſchon verſchiedene Majeſtäten in dieſem traulichen Stüblein an den verſchiedenen Schnäpſen genippt haben. Auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen kehrte, von Tegernſee kommend, hier ein, umgeben von etlichen vornehmen Herrn, und die Burgel erzählt noch mit Rührung, wie er ihren Enziangeiſt ſo gern verſucht, wie aber ſeine Begleiter dawidergerathen und ihn daran verhindert hätten. Trauriges Bild menſchlicher Hinfälligkeit, der vielberufene Preußenkönig, von welchem Deutſchland einſt ſo Großes erwartete, damals, nachdem alle Hoffnungen geſcheitert, und während ſeine Manteuffel-Weſtphalen zu Berlin wirthſchafteten, hier in der Schnapshütte, wie er mit ſeinen Höflingen um ein Glas Enzian ringt! — Ueber Betragen und Manieren ihrer hohen Gäſte äußert ſich übrigens die alte Burgel ſehr anerkennend. Minder feine Potentaten, welche ihre geſalbte Stellung nur benützen, um den verblüfften Nebenmenſchen ſtraſloſe Unarten in's Geſicht zu ſagen, ſolche würde ſie, die muthige Zillerthalerin, ohnedieß nicht dulden unter ihrem Dach. Aber ihre Liebe gehört gleichwohl dem ganzen Menſchengeſchlecht, und während vielleicht ein hochherziger Völkerfürſt hier vorne gnädigen Abſchied nimmt, ſchleicht dort hinten eine ſchüchterne Sennerin herein, ſetzt ſich zu demſelben Glas, an dem jener genippt, und wartet in holdſeliger Ungeduld auf einen jungen Aelpler, der ihr da ein Stelldichein gegeben. Da man's doch ſchon gedruckt geleſen,

ſo darf es wohl wiederholt geſagt werden, daß die gute Burgel in Erinnerung der brennenden Liebespein, die ihre Mädchenjahre ſo oft beunruhigte, jungen Pärchen eine ſittſame Zuſammenkunft unter ihren Augen gern geſtattet, was ihr nicht zu verdenken, da ſie ja als Wirthin alle ehrlichen Leute aufnehmen muß, die von ihrem „Geiſt" begehren.

Jörgel, ihr eisgrauer Geſpann, war eben in's Wurzelſammeln gegangen und daher heute nicht zu ſehen, aber mit der Burgel plauderte ich ein halbes Stündchen vergnügt dahin und ging dann meiner Wege, bald bereuend, daß ich mich nicht länger aufgehalten, denn eigentlich hätte ich ſie doch, da ſie mit dem Bericht, den die Gartenlaube über ihre Jugend gegeben, nicht ganz zufrieden war, um ihre eigene Anſchauung bitten und ihre Erzählung vernehmen ſollen — gewiß der ſchönſte Stoff für eine Dorf- oder Berggeſchichte, den ich aber großherzig einem fleißigern Nachfolger überlaſſe.

Und wieder eine Strecke weiter unten überraſcht uns in der ſchönen Einöde ein Rauſchen, welches, wenn wir ihm folgen, auf einen Waſſerfall hinleitet, auf den zierlichen Waſſerfall der Valepp. Er iſt einfach und reinlich, und ergötzt das Auge, ohne den Sinn zu bethören. Es ruht ſich auch ſo angenehm in dem lichten Wald und in dem monotonen Waſſerbrauſen, und wer keine Eile hat, kann ſogar einnicken und ein Stündchen von Deutſchlands Zukunft träumen, da er das Forſthaus, wo er vielleicht über Nacht bleiben will, doch noch ohne Mühe erreichen wird.

Auch ich nickte damals vor Ermüdung ein und ſchlummerte unter den Buchen und träumte — — — Und in dieſem Capitel will ich auch nicht mehr aufwachen, in der Hoffnung, daß der freundliche Leſer ohne mich eben ſo gut hinausfinden wird durch das wildſchöne Thal der Valepp und dann an der ſtürzenden Rothach hin nach dem lieblichen Tegernſee!

VIII.

Der Irschenberg.

Nachdem wir nun von Reichenhall und den Ufern der Salach über die Länder am Chiemsee und am Innstrom bis in die Nähe der Isar vorgedrungen, so wollen wir doch, ehe wir diese überschreiten und in der uralten Abtei zu Benediktbeuern auftreten, auch noch des Irschenbergs gedenken, der als ein Ausläufer des hohen Wendelsteins über der Mangfall liegt und im letzten Frühling an einem wunderschönen Tag besucht wurde.

Der Irschenberg bedeutete den Wanderern ehedem viel mehr als jetzt. Wenn wir vormals, der Hauptstadt entfliehend, von der Peißer Höhe herniederkamen, so fiel er uns dort schon in die Augen als die große Vorwacht der Alpen, und die weiße Kirche auf der Spitze leuchtete wie ein Pharus, bis uns endlich hinter Aibling im moorigen Walde dieser Anblick durch die Bäume wieder verstellt wurde. Einem Gesellen, der so anhänglich über vier Stunden lang nebenhergeht, pflegt man immerhin einige Aufmerksamkeit zu widmen; man will wenigstens hören, wie er sich nennt. Dieses hat denn der fremde Wanderer meines Wissens auch immer ohne Anstand erfahren, aber gewöhnlich die Nachricht mit in den Kauf nehmen müssen, daß einem

Pfarrer von Irſchenberg trotz ſeines hohen, den irdiſchen Dingen faſt entrückten Wohnorts ſchon einmal Haberfeld getrieben worden ſei. Selten oder nie war dagegen von dem heiligen Marinus und ſeinem Freunde, dem heiligen Anianus die Rede, obwohl gerade ſie dem Berge ſeine kirchliche Bedeutung verliehen und ſchon manches Forſcherauge zu ſeiner waldigen Höhe emporgezogen haben.

Aber, wie geſagt, der Irſchenberg iſt nicht mehr, was er war, vielmehr durch die Eiſenbahn in eine ganz falſche Stellung gerathen. Man ſieht ihn nicht mehr als grüne Pyramide, als Wahrzeichen der Landſchaft über der Ebene ſtehen; man fährt nur raſch an ſeiner Flanke dahin und mißt ihn auf keinem Puncte in jener ſtolzen Größe wie ehemals auf der Aiblinger Landſtraße. Niemand fragt mehr, wie dort die Kirche heiße und ſelbſt das alte Scandal ſcheint ganz in Vergeſſenheit zu verfallen.

Was mich betrifft, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich dieſen Berg im letzten Sommer zum erſten Male beſtiegen habe. Der ſchlechte Ruf des ſchlechten Wirthshauſes, welches ſeine Krone ſchmückt, hat ihn unter den gebildeten Ständen nie recht beliebt werden laſſen. Wer nicht beſondere Zwecke hatte, betrachtete die waldige Höhe, die etwa ſechshundert Fuß über die Mangfall emporragt, viel lieber von unten, und ließ ihren Gipfel weislich unbeſucht.

Mich aber zog's immer mächtiger hin zu den Ruheſtätten der alten Heiligen, und ſo fuhr ich denn eines Tages nur zu dieſem Ziele aus und ging zuerſt von dem Heufeld nach Götting, einem kleinen Pfarrdorf, in deſſen Sprengel vor drei Jahren nach langer Stille wieder ein beſcheidenes Haberfeld getrieben wurde. Nach dem zahmen Gang der Handlung und der wenigen Mannſchaft, die

ſich dabei betheiligte, glaubten manche wähnen zu dürfen, es ſei dies das letzte Lebenszeichen der ausſterbenden Sitte geweſen, bis ſie bald darauf durch das pompöſe Rügefeſt zu Tegernſee aus dieſem Wahn geriſſen wurden. Seitdem iſt der alte Brauch wieder dermaßen in Uebung gekommen, daß der Griffel der Geſchichte den einzelnen Haberfeldern kaum mehr folgen konnte, bis dieſe ſeltſame Rechtspflege endlich zu faſt allgemeiner Befriedigung und, wie es ſcheint, für immer an den ſtrengen Maßregeln unterging, welche die Staatsverwaltung im letzten Winter gegen das heimliche Gericht ergriff. — Von Götting ſchlängelt ſich dann das Sträßchen hinauf nach dem weithin ſichtbaren Orte Irſchenberg (2193′ p. F.), der kleinen Hauptſtätte jener ausgedehnten Hochebene, welche den gleichen Namen führt. Indem ich dieſen Weg verfolgte, erſah ich denn auch, daß der Irſchenberg, obwohl er von unten aus betrachtet, ſehr waldig zu ſein ſcheint, eine meiſt gelichtete, faſt zu ſonnige Fläche iſt, mit Aeckern und Wieſen und mit vielen Höfen beſtanden. Der Forſt wird nirgends mächtig, doch ſind die tiefen „Gräben," die Wildbachsſchluchten, die den Berg da und dort durchriſſen haben, gar ſchön mit Laub- und Nadelholz verkleidet. Die ganze Höhe iſt aber wie eine Warte, wie ein ungeheures Belvedere; ſieht man nicht in das Hochgebirge hinein, ſo ſieht man in die Ebene hinaus, meiſtentheils aber ſieht man ſowohl hinein als hinaus. Die Alpenreihe, die da zu überſchauen iſt, erſtreckt ſich vom Gmundnerſee bis an die Benedictenwand und der Kirchthürme zählt das Auge Einhundert neun und zwanzig.

Von dem erwähnten Hauptorte geht man in einer Viertelſtunde nach dem einſchichten Gotteshauſe zu Wilpating. Hier iſt alſo die Stelle, wo im grauеſten Alter-

thum St. Marinus, der Biſchof, den Irſchenbergern das Evangelium gepredigt hat, und es bezeichnet die runde Capelle, welche hinter der Kirche zu finden, noch jetzo den Ort, wo einſt ſeine Hütte ſtand. Mit ihm war aus Hibernien auch Anianus, der Diaconus, gekommen, und hatte zu ſeinem Wohnſitz das nahe Alb erkoren. Lange Jahre wirkten ſie hier zuſammen, bis einmal Marinus, während er die heilige Meſſe las, eine himmliſche Stimme hörte, welche ihm den unfernen Martertod weisſagte. Bald erſchien denn auch eine wandernde Vandalenhorde, die (zu den Zeiten der Könige Pipin und Karlmann) das Hüttlein ausraubte und den frommen Einſiedler verbrannte. Am ſelben Tage gab auch St. Anian zu Alb ſeinen Geiſt auf. Der Prieſter Priamus begrub ſie. Der fünfzehnte November, der Mareinstag, wird noch jährlich als Gedächtnißfeier der beiden Heiligen unter großem Zulauf des Volkes feſtlich begangen.

Die Vandalen am Irſchenberge ſind übrigens ſehr bedenklich und müßte, wenn man dieſem Namen vertrauen wollte, der Vorgang ſpäteſtens in's Jahr 406 verlegt werden, wo dieſelben aus Deutſchland fortgezogen ſind, aber damals war von Pipin und Karlmann noch nichts zu hören. Man überſetzt daher die Vandali (wie nach damaligem Sprachgebrauch allerdings erlaubt iſt,) mit Wenden und verlegt die Begebenheit in's ſiebente Jahrhundert, was gleichwohl immer noch zu früh iſt für jene beiden Könige. Aber nicht allein Zeit und Herkunft ſelbiger Vandalen iſt unſicher, ſondern auch die Aechtheit der Reliquien, die auf dem Irſchenberg verehrt werden, war lange Zeit ſehr beſtritten. Die heiligen Leichname ſollen freilich zu Wilpating begraben ſein, aber das Kloſter Rott

am Inn nahm seit Jahrhunderten gleichen Ruhm für sich in Anspruch, behauptend, die ehrwürdigen Gebeine seien schon in alten Tagen aus dem Gebirge herausgetragen und seinen Heiligthümern einverleibt worden. Auch begannen die Gemeinde Irschenberg und das benannte Kloster im vorigen Jahrhundert deßhalb zu Rom einen Proceß miteinander, der eben so lang dauerte, als wenn er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar geführt worden wäre und gleichwohl nicht zu Ende kam. (Doch soll sich späterhin der heilige Vater für die Irschenberger ausgesprochen haben.) Nun begab sich aber eines Tages Ludwig Joseph, der Fürstbischof von Freising, selbst auf den Weg nach Wilpating, um die Gebeine wieder zu prüfen und in neue Schreine zu legen. Dazumal (es war 1776) erhielt auch das Kloster Rott den Befehl, dorthin zur Einsicht zu senden, was es an verlässigen Ueberbleibseln der heiligen Einsiedler etwa zu besitzen vermeine. Deßwegen erschien auch an dieser Stelle vor dem hohen Kirchenfürsten ein Vater jenes Stifts am Inn und wies schüchtern den Theil eines Schädels vor, den einst St. Marinus getragen haben sollte, der aber sogleich als apocryph erklärt und verworfen wurde. Der Protomedicus des Bischofs erkannte nämlich, daß selbst dieses Knochenbruchstück nur künstlich zusammengeflickt und ohne allen kirchlichen Werth sei. Nichtsdestoweniger war derselbe Schädel Jahrhunderte lang zu Rott als St. Marini Hirnschale ausgestellt gewesen; es hatten die Wallfahrer geweihten Wein durch silberne Röhren daraus geschlürft, und dabei gleichwohl in leiblichen und geistigen Leiden Heilung genug gefunden! Man sieht daraus nur neuerdings, welch' ein einziges Gut der Glaube ist. Uebrigens findet sich die Meinung nicht selten,

daß der liebe Gott die Gebeine berühmter Martyrer zum Beſten der Gläubigen auch vervielfältigen könne und dieſes ſchon öfter gethan habe. Es wäre daher beſſer, die göttliche Allmacht zu bewundern, als über frommen Betrug zu ſchreien, wenn man zum Beiſpiel hört, daß die Hirnſchale des heiligen Blutzeugen Sebaſtian eben ſo gut zu Ebersberg in Oberbayern als zu Soiſſons in Frankreich gezeigt wird. Merkwürdig iſt es auch, daß die Wallfahrer an beiden Orten, wie zu Rott am Inn, durch ſilberne Röhrchen aus dem Schädel wunderkräftigen Wein zu trinken pflegen, worin man nahezu ein altes heidniſches Erbſtück ſehen könnte.

Die Gemeinde ließ darauf über den geweihten Schreinen aus rothem Marmor ein kleines Grabmal errichten, welches noch zu ſehen. Außerdem erinnern an die beiden Einſiedler ihre halberhabenen Bilder an der hintern Wand der Kirche, welche Steinarbeiten aus den letzten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts und Stücke eines früheren Denkmales ſind. Eine eiſerne Glocke, wie eine Schale geſtaltet, geht wohl noch in's vorige Jahrtauſend zurück. Die Wände ſind mit vielen Votivtafeln überdeckt und mit einer Bilderreihe geziert, welche das Martyrium des heiligen Kirchenpatrons darſtellt. Dieſe Bilder ſind etwa hundert Jahre alt und die mehrerwähnten Vandalen werden da ſchon ganz unbefangen Slaven genannt.

Neben der Kirche ſteht ein einſamer, aber ſchöner Bauernhof und wohnt darinnen der Maier von Wilpating, vieler Kinder ehrſamer Vater und Meßner in dem Gotteshaus. Der Maier ſieht ſehr reputirlich drein und trägt jenes ſchnurrbartige Forſtmeiſtergeſicht, welches man bei den Bauern des Oberlandes nicht ſelten antrifft. Dieſer

zeigte uns Alles mit großem Fleiß und sichtlichem Vergnügen, so aufmerksame und theilnehmende Gäste — wir waren nämlich unser drei — in seiner Kirche herumführen zu können. Auch gab er uns noch mehrere hundert Schritte freundlich das Geleit, und als ich ihm für seine Mühewaltung etliche Gröschlein reichen wollte, schob er meine Hand lächelnd zurück und sagte: das braucht's nicht; es langt schon bei mir; mich freut's, wenn recht viele Leute kommen und mein Kirchlein anschauen. — Ich war etwas überrascht, denn solche Meßner pflegen zwar bei uns nie etwas zu verlangen, nehmen dagegen nicht ungern, was man freiwillig bietet — aber ein ortskundiger Priester benahm mir nachher das Erstaunen, indem er mir mittheilte, der Maier von Wilpating sei ein steinreicher Herr und eigentlich der „Rothschild vom Irschenberg."

Durch einen tiefen, steilen, doch malerischen Tobel, in welchem die Kalte, mitunter ein böser Wildbach, dahinfließt, gingen wir nach Alb, wo ein zweites Kirchlein St. Anians, des Diaconus, ehemalige Siedelei verräth. Bischof Dietrich von Salona, Weihbischof zu Freising, hat dasselbe (capellam in alpibus nennt er's) im Jahre 1373 eingeweiht. Auch hier wohnt ein Bauer in einem nahen Hause, der den Meßnerdienst versieht und uns sehr angenehm aufnahm. Ja, in dem Bauernhaus beim Alber gab's damals Butter und Brod, gedörrtes Obst, „Kerschengeist" und freundliche Gesichter obendrein. Der Alber und die Alberin ermunterten uns auch immerdar, ihren Gaben eine Ehre anzuthun und die beiden Kinder, der Feiertagsschule angehörig, schauten uns neugierig zu. Das Mädchen, in eines großen Strohhuts ländlichem Schatten, schien besonders aufgeweckt und entging nicht lange meiner Frage:

was sie denn in der Schule eigentlich gelernt habe. Unter andern Gegenständen hob sie sofort die Geographie hervor, was mir sehr zusagte. Nun so nenn' einmal, sprach ich, alle die Kaiserthümer und Königreiche, welche unsern Welttheil schmücken, worauf sie aber sogleich neben hinaus und zu entschwinden trachtete, auch nur durch der Mutter strenge Rede zurückgehalten wurde. Nach einigen weitern, doch anmuthigen Ziereien entschloß sie sich endlich, ihre Kenntnisse an den Tag zu legen, faltete die Hände über dem Bäuchlein, neigte das Haupt, so daß der breite Strohhut das Gesicht zu ganz verdeckte und benannte unter anderm Frankreich mit der Hauptstadt Páris, Schweiz mit den drei Hauptstädten Bern, Lúzern, Zürich; Griechenland mit der Hauptstadt Áthen, Türkei mit der Hauptstadt Kopenhagen, welch' letzteres wohl ein Irrthum, doch schwerlich eine Anspielung. Was die Exegese dieser Namen betrifft, so gab das Mädchen gerne zu, daß sie Länder und Städte bedeuten, allein über deren Lage und sonstige Beschaffenheit war ihr nichts abzufragen; man sah leider wieder, wie unverdaut und bildlos ihr die ganze Wissenschaft im Kopfe lag. Mit der Historie des Vaterlands wird es bekanntlich ebenso gehalten — die Kinder lernen die Worte, verstehen aber den Sinn nicht, ebenso wie die Ministrantenknaben bei der Messe die lateinischen Gebete herunterſagen, ohne je daran zu denken, was sie etwa bedeuten könnten. Und doch sind gerade Erdbeschreibung und Geschichte diejenigen Gegenstände, an denen sich die Wißbegierde der Jugend am ehesten entzünden, ihre Fassungsgabe sich am leichtesten entwickeln möchte. Aber, wie es scheint, finden sich die Lehrer nicht, die auf das Verständniß des Gelernten einen Werth legen und dasselbe zu be-

wirken wiſſen. Und ſo lange dieſes Gebreſten nicht entfernt wird, beſteht der ganze Nutzen unſrer Landſchule lediglich in der Ueberlieferung der Buchſtabenſchrift, deren Uebung und Gebrauch ſehr viele Schüler (und namentlich die Bauernkinder der Ebene), wenn ſie älter werden, wieder nahezu oder ganz verkommen laſſen, während nur wenige, welche früh in Handel und Verkehr oder in's ſtädtiſche Leben hineingeriſſen worden, mit Beſtimmtheit ſagen können, daß ſie ihnen einen erheblichen Vortheil gebracht.

Während wir beim Alber Unterricht trieben, machte aber auch ein Anachoret ſeine Aufwartung, ein ſtarkgliedriger, doch gemüthlicher Mann Gottes in härenem Gewande, früher Jäger und Bahnwärter, jetzt Carmeliterbruder, welchen die Väter von Reiſach bei Audorf eigens hieher geſendet hatten, um das Einſiedlerleben zu betreiben. Er war noch nicht ſehr menſchenſcheu, noch kein Griesgram wie St. Paphnutius, ſondern lachte gemüthlich mit altem Waidmannsfrohſinn aus ſeinem Barte heraus, der aber vorerſt nur dünn und ſeiner neuen Stellung kaum ebenbürtig zu nennen war. Sein Ausſehen ſchien eine ganz verläßige Geſundheit und ein Alter von wenig mehr als vierzig Frühlingen zu verrathen, was faſt noch zu jung iſt für einen Bahnwärter der Eremit, für einen Jäger der Einſiedler geworden, und damit plötzlich der düſtern galiläiſchen Aufgabe der Entſagung verfallen war, welche, wie die Weltgeſchichte lehrt, ſo ſchwierig zu löſen iſt. Beim Alber ſah man gleichwohl mit Vergnügen auf den neuen Hausfreund und verſprach ſich viele Kurzweil von ihm in den langen Winterabenden. Auch uns flößte er Vertrauen ein und wir gingen auf ſeine Einladung willig mit in ſeine Klauſe, die ein kleines Gehäuſe iſt,

vorne an die Kirche angebaut, in älteren Zeiten ſtets von Eremiten, den Nachfolgern des heiligen Anian, bewohnt und erſt in den letzten fünfzig Jahren verlaſſen. Das Gemach iſt eigentlich keine Stube, ſondern ein ungeheurer Ofen, um welchen ſich ein kleiner, von kleinen Fenſtern erhellter Raum zum Sitzen und Athmen ſchmiegt. In dem Ofen ſteckt aber, um mit Riehl zu reden, eine ganze Geſchichte, nämlich die Geſchichte, wie wohlfeil einſt das Holz geweſen und wie viel unſre Vorfahren Hitze ertragen konnten. Jetzt hat dieſe Geſchichte vollkommen ausgeſpielt und der Einſiedler kämpft nunmehr mit ſeinem Kachelofen, wie der Ritter auf Rhodus mit ſeinem Drachen, indem er ihm eine Lende nach der andern einſchlägt, wird ihn auch bald vollkommen vertilgt haben, ſo daß dann auf dem weiten Bette, wo der feuerſpeiende Lindwurm gelegen, ein ſchmächtiges Eiſenrohr errichtet und auf dieſe Weiſe Raum geſchafft wird für ein halb Dutzend Wallfahrer, welche das Wort Gottes und die Weisheit der Welt von den Lippen des kräftigen Carmeliters en famille vernehmen wollen. Auch eine kleine Schule ſoll ihm, wenn mir recht iſt, anvertraut werden — immerhin eine Wohlthat für die nächſten Bauernhöfe, wenn ſie ihre Kinder zur Winterszeit nicht mehr durch den wilden Tobel nach Irſchenberg ſchicken müſſen. Nachdem wir alles dieſes aufmerkſam betrachtet, nahmen wir Abſchied von dem Alber und ſeinem Hausweſen und ſprachen auch noch einige wohlgemeinte Worte zu dem Anachoreten, zu Anian dem jüngern, dem Jäger, Bahnwärter, Carmeliter und vierzigjährigen Einſiedler, ihn warnend, er möge einestheils in der Selbſtpeinigung nicht zu weit gehen, ſich keine Quälereien, keine Ketten, Eiſenringe oder Stachelgürtel auf-

legen, keinen Roſenkranz mit ausgeſpannten Armen beten, wie es weiland unſer Abel bei conſtitutionellen Gewiſſensbiſſen zu unternehmen pflegte, ſich keine unnatürlichen, ſchmerzhaften Körperſtellungen aufzwingen und nicht etwa, wie Simeon Stylites dreißig Jahre auf einer Säule ſtand, ſich für ſeine übrige Lebensdauer auf des Albers Maibaum ſtellen, denn, wenn auch jener darüber heilig geworden, ſo hätten ſich doch die Wege in den Himmel zu kommen in Folge der neuern Aufklärung viel anſtändiger geſtaltet oder mehr verflacht. Daß man an der Mangfall nicht wie am Jordan von Heuſchrecken und Honigwaben leben könne, werde er ſelbſt bald finden. Er möge nur die goldene Mitte ſuchen zwiſchen thebaiſcher Abtödtung mit Brunnenwaſſer, Holzäpfeln und mitternächtlichen Bußgeſängen — eine Richtung, welche neben Braunbier, Schmalznudeln und abendlichen Schnaderhüpfeln ohnedem nicht recht gedeihen könne — und helleniſcher Lebensherrlichkeit mit Auſtern, Champagner und begeiſternden Aſpaſien, was alles am Irſchenberg nicht leicht aufzutreiben ſei und ſich auch nur für Börſenmänner, Baumwollenfabrikanten und Standesherren ſchicke, ja ſelbſt den letzteren nicht immer gut thue. Anderſeits aber ſolle er ſich als Mitglied des älteſten Aſcetenordens der Chriſtenheit, welchen ſchon St. Elias geſtiftet, zu keiner Zeit von den böſen Leidenſchaften, die im Menſchen ſchlummern, überwältigen laſſen, nicht ſo fanatiſch ſein wie die Tiroler Curaten, nicht ſo unbarmherzig wie die barmherzigen Schweſtern zu Wien und anderswo, nicht ſo grauſam wie die ehemaligen Dominicaner, welche ſelbſt die Menſchen zu braten pflegten, auch wenn er die Schule verſehe, nicht ſo thieriſch wie viele katholiſche Schulbrüder in Frankreich und die Je-

norantelli in Italien, denen man kein Mädchen und keinen Knaben zur Lehre anvertrauen könne, ohne das Abscheulichste fürchten zu müssen, ein Umstand, der für christliche Eltern nicht gleichgiltig sei und welchen ein gewisser hochwürdiger Autor bei seinen jüngst erschienenen unparteiischen Parallelen des Protestantismus und Katholicismus wohl auch hätte berücksichtigen dürfen, sintemalen derjenige, der nicht vom Fache sei, bei jeder Bekenntnißart am Ende frage, wie sie wirke? (how it works sagt der Engländer in seiner sonderbaren Sprache), was mitunter die bitterste Probe für die selbstzufriedensten Religionen sei. Jedenfalls, meinten wir damals auf dem Irschenberge, brauche das deutsche Ketzerthum in seinem Familienleben, seinen Sitten und Leistungen, seinem Können und Wissen, einen Vergleich mit Italien, insonderheit mit dem verfaulten Kirchenstaate, mit Frankreich, Spanien, Südamerika u. s. w. nicht sonderlich zu scheuen. Traurig sei es immerhin für einen denkenden Eremiten, sagten wir, und aufregend zugleich, daß hier in den Ländern mit bombenfestem Katechismus gleichwohl alles hinterwärts ging und sittlich verkam, während dort die Leute in der schauderhaftesten Confusion des Lehrbegriffs ganz augenscheinlich gedeihen, eine Wahrnehmung, die leider den giftigen und immer zu bekämpfenden Zweifel nähre, ob der liebe Gott mit den Dogmen, die man seinem Einfluß zuschreibt, in der That auch auf die Perfection der Menschheit wirken wollen und sie nicht etwa blos als dialectische Probleme für streitsüchtige Theologen und zur Lebsucht für harmlose Landpfarrer veröffentlicht habe.

(Der gute Eremit, obwohl damals von den besten Absichten beseelt, hat leider am Irschenberge doch nicht recht

Wurzel faſſen können. Es war nämlich nur kurze Zeit verfloſſen, als ſich die Obrigkeit erinnerte, daß er früher, da er noch in den heimathlichen Bergen dem Waidwerk obgelegen, nicht ganz reinen Lebenswandels geweſen. Da er ſich jetzt dem Büßerſtande gewidmet, ſo hätte man vielleicht ein Auge zudrücken können, aber das Pfarramt hielt gleichwohl für nöthig, ihm den Eremitendienſt zu künden. Leichten Herzens verließ indeß der Paphnutius vom Irſchenberg das Pfarrhaus, ſchor ſich ſeinen Einſiedlerbart und kam mit verjüngtem Antlitze, in der ſchmucken Jägerjoppe, um Abſchied zu nehmen, in des Albers Wohnung, der ihn kaum erkannte und von dieſem Umſchlag wenig erbaut war. Später arbeitete der ehemalige Waldbruder in einem Ziegelſtadel bei Miesbach, wo man ihn alle Sonntage mit einem niedlichen Dirnlein am Arme froh und munter zur Wirthshausfreude wandeln ſah.)

IX.

Benedictbeuern und die Carmina burana.

In den Ländern links der Isar, nicht ferne von der langsam fließenden Loisach, am Rande einer sumpfigen Fläche, über welche aber gegen Mittag ein stolzes Gebirge aufsteigt, erhebt sich das uralte Kloster Benedictbeuern. Es wurde schon unter Herzog Odilo von den drei edeln Brüdern Lantfried, Waltram und Eliland gegründet und von St. Bonifacius zu Ehren des heiligen Benedict und des Apostel Jacobus im Jahre 740 eingeweiht. Die weitere Geschichte der reichen Abtei bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1803 wollen wir aber hier nicht wieder erzählen, da wir davon, so weit als nothwendig war, schon an einem andern Orte gehandelt haben.

Vielmehr haben wir für dieses Mal nichts weiter im Sinne, als ein literarisches Denkmal hohen Alters zu besprechen, welches zwar in dem Kloster seinen Ursprung und von demselben seinen Namen empfangen hat, aber doch im engern Vaterlande noch sehr wenig bekannt zu sein scheint.

Als man nämlich das fromme Stift zu Beuern damals der Weltlichkeit überlieferte und St. Benedicts Jünger aus den Zellen jagte, wurde auch ein alter, im dreizehnten Jahrhundert zusammengeschriebener Codex aufgefunden, der

unter besonderem Verschlusse verwahrt und in den Catalogen der Klosterbibliothek nirgends verzeichnet war. Man öffnete das hochbetagte Buch, blätterte die vergilbten Pergamentseiten durch und entdeckte über zweihundert Lieder darin, meist lateinisch, doch auch mit manchen deutschen durchsprengt, deren eine Hälfte ebenso ernsthaft und entsagend ist, als die andre lebenslustig und leichtfertig. Daß letztere Gattung einiges Befremden erregte, versteht sich von selbst. Manche Stücke daraus wurden einzeln schon bald nach der Entdeckung veröffentlicht, worauf sich dann das gelehrte Deutschland so gespannt und neugierig auf das Ganze erwies, daß endlich unser Schmeller dem allgemeinen Wunsche entgegenkam und die vielbesprochene Handschrift dem Drucke übergab.*) In der Vorrede dazu sagt er mit Geist und Wahrheit, wenn bei fast allen dichterischen Werken, welche die ältere deutsche Literatur aufzählt, deren Verfasser selber auf lateinische Vorbilder hinweisen, so möge sich wohl auch der deutsche Minnegesang nach einem lateinischen gebildet haben, der zumeist von den Clerikern, wenn auch in bescheidener Stille, betrieben und vervollkommt wurde. Ungerecht würden wir also gegen unsere frühere Literatur sein, wollten wir ihr nur, was in deutscher Sprache geschrieben, zugerechnet wissen; mit gutem Grunde dürften wir vielmehr auch die lateinischen Erzeugnisse der deutschen Poeten des Mittelalters als Vätergut und Hinterlassenschaft betrachten, da sie uns trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue Kunde geben.

*) Carmina burana. Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. XVI. 1847. Buron, Burum, Bura nannten die Mönche das Kloster, wenn sie lateinisch schrieben.

Was nun die ernſthafte Hälfte dieſer Hinterlaſſenſchaft betrifft, ſo beſteht ſie aus Betrachtungen über das Erdenleben und das Jenſeits, aus Klagen über die Schlechtigkeit der Menſchen, über den Geiz und die Habſucht des römiſchen Hofes u. dgl. Unſere Mitlebenden mögen daraus entnehmen, daß man ſich auch ſchon im dreizehnten Jahrhunderte nach der guten alten Zeit zurückſehnte, wie in unſern Tagen. Ferner folgen Anmahnungen, das Kreuz zu nehmen und Trauerlieder über die Siege Saladins. Die meiſten dieſer Dichtungen ſind in gereimten Trochäen abgefaßt, einige jedoch auch in claſſiſchen Versmaßen, ſo z. B. ein ſatyriſches Gedicht auf das Geld, welches nicht anders klingt, als wenn es in unſerm Jahrhundert der materiellen Intereſſen entſtanden wäre. Das Geld, heißt es da, ſei jetzt der höchſte Herrſcher, bewundert von den Königen, geehrt von den Großen; ihm neige ſich günſtig der feile Stand der Prieſter zu, es verführe die Weiber und mache ſelbſt die kaiſerlichen Hofdamen gefällig.*) Scheint es nach ſolchen Reden nicht, als hätten die Berner Pfennige und die Regensburger Schillinge damaliger Zeit trotz ihres rohen Gepräges und plumpen Ausſehens ſchon eben ſolche Wunder gewirkt wie die feinen Kremnitzer Ducaten und die glänzenden Napoleone in unſern Tagen! Auch dem Neide wird ein Häuflein Verſe gewidmet, aus welchem zu erhellen ſcheint, daß ſich der Deutſche des dreizehnten Jahrhunderts durch jene Eigenſchaft nicht minder

*) In terra nummus rex est hoc tempore summus.
Nummum mirantur reges, proceres venerantur.
Nummo venalis favet ordo pontificalis.
Nummus in errorem mulierum ducit amorem.
Nummus venales dominas facit imperiales.

ausgezeichnet als durch Treu' und Redlichkeit, wie man das ungefähr auch noch von dem Germanen unsrer Zeit behaupten könnte. Endlich erscheint ein Schauspiel (ludus scenicus) von der Geburt Christi und ein Osterspiel (ludus paschalis) von dem Leiden des Herrn. Letzteres zumal ist sehr bedeutsam und man kann nicht wissen, ob sich die Passion zu Ammergau, wenn ihre Urgeschichte besser bekannt wäre, nicht unmittelbar an dieses Osterspiel anknüpfen ließe. Beider Inhalt ist wenigstens ganz derselbe. Das alte Osterspiel ist aber in lateinischer Sprache abgefaßt, und nur einzelne Personen, wie die Mutter des Herrn, Joseph von Arimathäa, Longinus und Maria Magdelena sprechen deutsch. Letztere tritt, als Buhlerin, sehr interessant auf, und singt zuerst ein lateinisch Liedlein über die Freuden der Welt, denen sie sich fürderhin mit vollem Herzen hingeben wolle. Auch ihren Leib gedenke sie nunmehr mit verschiedenen Farben zu verschönern und reizend zu machen. Nach diesem hebt sie deutsch an:

Kramer, gib die Farbe mir,
Die mein Wängel röthe,
Damit ich die jungen Mann
Wider Will zur Minnenliebe nöthe.

Der Krämer gibt die Farbe her, worauf Magdalena einschläft. Nunmehr erscheint ihr aber im Traumgesichte ein Engel und sie erwacht als Büßerin, singt dann ein lateinisch Lied der Reue und bald darauf einen deutschen Bußgesang. Uebrigens könnte man aus den obigen Verslein entnehmen, daß das, was die Franzosen Civilisation nennen, in Benedictbeuern während der letzten sechshundert Jahre nur Rückschritte gemacht, denn der dortige Krämer würde jetzt schwerlich mehr eine Farbe auf dem Lager

haben, wie ſie Magdalena gewünſcht, und überhaupt iſt der Gebrauch der Schminke bei den Schönen dieſer Gegend ganz und gar abgekommen.

Gehen wir alſo zu den Liebesliedern über, von denen wir aber auch nur weniges und mit Beſcheidenheit berichten wollen. Es iſt nicht zu läugnen, daß manche derſelben ganz lieblich und in ihren gereimten Trochäen ſehr wohllautend und ſingbar ſind. Die ganze Weiſe leidet jedoch, wie ſchon oben angedeutet, viel mehr an weltlichem Muthwillen als an klöſterlicher Befangenheit, ja manche Stellen hat der züchtige Schmeller als zu bedenklich gar nicht abdrucken laſſen. Wenn wir alſo nicht, wie bei dem hohen Liede Salomonis, einen myſtiſchen Sinn annehmen wollen, welcher ſich übrigens auch nur ſehr ſchwer finden laſſen dürfte, ſo ſtehen dieſe Lieder wirklich in einem unerklärlichen Gegenſatze zu den Gelübden, welche die Jünger des heiligen Benedict auf ſich genommen hatten. Daß es gelehrte Dichter waren, die hier ihre ſüßen Triebe verewigten, zeigen die häufigen Anſpielungen auf die heidniſche Götterwelt, auf Jupiter und Juno, Phöbus, Pallas, Orpheus, Philomele, zumal auf Venus, die in allen ihren Prädicaten, als Cypris, Cytherea, Amathuſia u. ſ. w. gefeiert wird. Obgleich die Sänger in ihrem Trachten meiſtentheils glücklich geweſen zu ſein ſcheinen, ſo bleibt doch auch das Leid verſchmähter Liebe nicht ganz unbeſungen. Einmal finden wir ſogar, daß eine Schäferin ohne Gleichen (pastorella sine pari) das Flehen des Liebenden mit der Entſchuldigung zurückweist, daß ihre Eltern Schwaben ſeien*) — eine Ausrede, die jetzt wohl wenig mehr gebraucht

*) Quae respondet verbo brevi:
ludos viri non assuevi,

wird. Uebrigens ſind es nicht immer Schäferinnen, von denen die geiſtlichen Sänger ſchwärmen und träumen, ſondern viel häufiger richten ſich die Trochäen an ſchöne Edelfräulein (puellae nobiles), deren Reize ſehr anmuthig geſchildert werden. Wie viel Wahrheit, wie viel Dichtung dabei mitunterlaufe, und ob man wirklich deßwegen auf die damalige Tugend der Töchter höherer Stände in Oberbayern einen Stein werfen dürfe, wer wagt dies jetzt nach ſechshundert Jahren noch zu entſcheiden? Daß übrigens der Muthwille der Zeit ſelbſt Königinnen nicht unbehelligt ließ, zeigt jenes bekannte, auch hier vorkommende, damals in Deutſchland viel gehörte Liedlein, wohl von einem Kreuzfahrer ausgedacht, von luſtigen Mönchlein aber gerne nachgeſungen und lautend:

Wäre die Welt alle mein
Von dem Meere bis an den Rhein,
Deß wollt' ich mich darben,
Wenn die Königin von Engelland
Läge in meinen Armen.

Es iſt der deutſchen Forſchung, die ſich um alles kümmert, nicht lange verborgen geblieben, daß die hier anonym beſungene Huldin jene Eleonore von Poitou, ſpäter die Gemahlin Heinrich II. von England, war, deren galante Schönheit den ganzen zweiten Kreuzzug durchleuchtete. Aus Liebe zu Gott hat ſie das Kreuz genommen, aber aus Liebe zum andern Geſchlecht den beſſern Theil ihres guten Rufs faſt gänzlich dabei eingebüßt, ſo daß ſie nicht

---

sunt parentes mihi Suevi;
mater longioris aevi
irascetur pro re levi;
parce nunc in hora.

unverdient die Zielscheibe oberbayerischer Anzüglichkeiten geworden ist.

Sehr angenehm zu lesen, ja in seiner Art ganz trefflich ist ein poetisches Zwiegespräch zwischen zwei edlen Mädchen, Phyllis und Flora, welche an einem schönen Frühlingstage lustwandeln gehen und sich unter einer geräumigen Fichte am Gestade eines geschwätzigen Bächleins niederlassen. Nach dem herrlichen Eindruck ihrer Erscheinung heißt sie der Dichter Königinnen und ihre Gestalten nennt er geradezu göttlich. Nicht lange währt es, bis Phyllis ihre Flora über einem Seufzer betrifft, aber fast zur selben Zeit nimmt Flora das gleiche Phänomen an ihrer Phyllis wahr. Endlich bricht diese in sehnsüchtige Worte aus, welche wir, etwas unbeholfen zwar, in folgender Weise wiedergeben möchten:

Trauter Ritter, reich an Ruhm,
Meine Liebe, Günther!
Wo auf Erden kämpfst du jetzt
Nach dem langen Winter?
O du edler Kriegerstand,
Leben ohne Gleichen,
Dir nur ziemt's in Lieb' und Lust
Alles zu erreichen. *)

*) Miles, inquit, inclyte,
mea cura, Paris,
ubi modo militas,
vel ubi moraris?
O vita militiae,
vita singularis,
sola digna gaudio
Dionaei laris!

Flora entgegnet darauf lächelnd, daß ihr für Lieb' und Luſt der geiſtliche Stand gleichwohl noch den Vorzug zu verdienen ſcheine, und damit beginnt denn eine lebhafte Erörterung der beiderſeitigen Theſen, welcher wir etwas folgen wollen.

Phyllis behauptet, dem Mönche,*) dem Schüler Epicurs, ſei alle Eleganz verſagt, denn ſelbſt ſeine Geſtalt werde durch Fett und Schwerfälligkeit widerlich entſtellt. Er ſehne ſich nur nach Eſſen, Trinken und nach dem Schlafe.**) Der Ritter dagegen ſei immer mit dem Nöthigſten zufrieden. Für volle Tiſche und volle Becher böten ihm Jugend und Liebe reichlichen Erſatz. Er ſei dem edlen Waffenſpiel ergeben, der Mönch nur den ſinnlichen Tafelfreuden. Der Ritter ſei immer bereit, freigebig zu ſchenken, der andre ſei nur gewohnt zu nehmen.***) Dagegen wird erinnert:

*) Clericus heißt es im Original, was nach mittelalterlichem Sprachgebrauch „Pfaffe," nach heutigem eigentlich ein Geiſtlicher wäre; doch ſcheint der Dichter hauptſächlich die Freuden des Mönchslebens ſchildern zu wollen, ſo daß wir auch clericus wohl ſchicklicher durch Mönch überſetzen. Miles war damals bekanntlich das lateiniſche Wort für Ritter.

**) Nihil elegantiae
clerico concedo,
cujus implent latera
moles et pinguedo.
A castris Cupidinis
cor habet remotum,
qui somnum desiderat
et cibum et potum.

***) Meus novit ludere,
tuus epulari;
meo semper proprium
dare, tuo dari.

In dieſer Weiſe habe noch immer der Neid die Redlichkeit beſchrieben. Freilich diene dem Mönche alles, was erſchaffen worden, Wein und Honig, Gold und Edelgeſtein, aber in dieſem ſüßen Ueberfluſſe fächle und fliege mit doppeltem Gefieder ſeine nie raſtende, unſterbliche Liebe.*) Bleich und mager gehe dagegen der Rittersmann einher, arm und kaum mit einem Mäntelchen bedeckt, das ſelbſt den Schmuck des Pelzes entbehre. Eine ſolche Noth, die dem Trauten immer über dem Haupte hänge, ſei aber entehrend, und was werde der darbende Krieger wohl dem bittenden Liebchen ſchenken können? Der Mönch dagegen gebe mit vollen Händen aus ſeinen Reichthümern und ſeinem Ueberfluſſe.**) (Dieſe Strophen ſind ſehr auffallend und werfen ſeltſame Streiflichter auf die damaligen Vermögensverhältniſſe der Gegend. Sollten im dreizehnten

---

*) In tam dulci copia
vitae clericalis,
quod non potest aliqua
pingi voce talis,
volat, et duplicibus
semper plaudit alis
amor indeficiens,
amor immortalis.

**) Turpis est pauperies
imminens amanti;
quid praestare poterit
miles postulanti?
Sed dat multa clericus
et ex abundanti,
tantae sunt divitiae
redditusque tanti.

Jahrhunderte Lyciſariens*) Paladine wirklich nichts gehabt haben? Wenn dem ſo wäre, ſo könnte man ſich nur freuen über den Umſchwung der Zeiten, da jetzt die Ritter und Edelknechte an der Loiſach wie an der Iſar, am Würm- und Ammerſee ſehr gut geſtellt ſind und ſich an den Tafelfreuden eben ſo wenig abdarben dürfen, wie ehemals die Mönche von Benedictbeuern). Die ſchöne Phyllis wird auf jene Bemerkungen etwas heftig und ſagt mitunter Dinge, die wir weder deutſch noch lateiniſch mittheilen wollen. Sie lobt dabei neuerdings das Heldenleben und ſchildert mit Wärme, wie ihr Ritter mitten im Schlachtgewühle nur ihrer gedenke und wie er dann bei dem feſtlichen Einzug nach erkämpftem Siege den Helm zurückwerfe und ſie mit den Augen minniglich grüße. Hierauf ſtellt aber Flora die Frage, ob denn die Liebe den Ritter tapfer mache und wild! Nein, ſagt ſie, ſondern die Armuth und der Mangel.**) Herrlich dagegen ſtehe der Mönch vor den Augen der Menſchheit, ihm erweiſe ſich alles unterthan; ſelbſt die Tonſur ſei nur eine Krone, ein Zeichen der Weltherrſchaft. Er verachte gemeine und harte Dienſte; ſein

*) Lyciſarien — wo liegt das? — Sollte man denn aber die drei namenloſen Theile des bayeriſchen Oberlandes zwiſchen Lech und Iſar, Iſar und Inn, Inn und Salzach (Ivarus) nicht nach den alten Namen dieſer Flüſſe Lyciſarien, Iſaroenien, Oenivarien nennen können oder dürfen? Wenn man dieſe Namen erſt etliche Male im Spaß gebraucht hat, kommen ſie einem zuletzt ganz ernſt gemeint und practiſch vor.

**) Facit amor militem
strenuum aut ferum?
Non, immo pauperies
et defectus rerum.

Geist aber gehe in der Geschichte den Großthaten herrlicher Fürsten nach oder schwinge sich zum Himmel auf, um die Natur der Dinge und die Wege der Vorsehung zu ergründen; er schreibe, denke, forsche — doch Alles nur um der Freundin willen und auf diese Weise gelinge es ihm mit Amor's Hilfe aus einem gemeinen Mönche ein hoher, hehrer Ritter Aphroditens zu werden! —

Indessen die edlen Fräulein können sich auch nach längerem Hin- und Widerreden nicht vergleichen, und so ziehen sie beritten in herrlichem Schmucke, um höhere Entscheidung einzuholen, nach den seligen und reizend geschilderten Gefilden, wo im Schalle der lieblichsten Symphonien und umgeben von den tanzenden Chören der schönsten Jünglinge und Jungfrauen der Gott der Liebe seinen königlichen Hof hält. Dieser nimmt sie sehr freundlich auf und bestellt auf ihre Bitte sogleich ein Minnegericht, welches dann, wie wohl zu erwarten, unter Bezug auf Natur und Herkommen den Wahrspruch erfließen läßt, daß des Mönches Liebe in jedem Betrachte würdiger (hochwürdiger dürfte man vielleicht sagen) erscheine, als die des Ritters.

In der Sammlung finden sich übrigens auch manche Trinklieder, welche zeigen, daß über dem Sehnen und Schmachten nach schöner Frauen Minne des edlen Weines keineswegs vergessen wurde, wie denn überhaupt die Herrschaft des Bachus für eben so allgemein und unausweichlich erachtet wird, wie die Gewalt Cupido's. *)

*) Nach folgenden Strophen zu schließen:

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unsre **Carmina Burana** in dem Mönchsleben des Mittelalters manche dunkle Seite, die aus den Urkunden weniger Licht empfängt, zu erhellen wohl geeignet sind. Es begreift sich, daß Andacht und Entsagung in diese ständig durstenden Kehlen und liebesüchtigen Herzen nur schwer ihren Einzug halten konnten. Man versteht auch, warum z. B. im reichen Tegernsee so lange Zeit verging, ehe das Kloster im Innern zu Ruhe und Frieden gelangte, und warum so viele Aebte, welche dort Zucht und Ordnung einzuführen trachteten, von den unbotmäßigen Mönchen wieder unverrichteter Dinge verjagt wurden. Man kann sich auch wohl denken, wie es etwa dem ehrwürdigen Altmann, welcher damals von Ebersberg, und andern Reformatoren, welche aus andern Klöstern gekommen waren, um in jener Abtei einen neuen Boden zu legen, wie es ihnen zu Muthe sein mußte, wenn ihnen, sobald sie in's Refectorium traten, einhundert und fünfzig kräftige Baßstimmen den Refrain entgegenbrüllten:

---

bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus, bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus.
Bibit pauper et aegrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit praesul et decanus,
bibit soror, bibit frater,
bibit anus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille.

Militemus Veneri,
nos qui sumus teneri;
vincit Amor omnia etc.
(Laßt uns, die wir noch grünen,
Laßt uns Frau Venus dienen.
Nichts widersteht der Liebe!)

(Ueber diese Carmina wäre wohl auch nachzulesen, was Dr. Holland in seiner jüngsterschienenen Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern bei deren Erwähnung (S. 431) geistreich vorbringt. Er meint eben auch, „daß sie ein eigenthümliches Licht auf die damalige Klosterzucht werfen, die man für eine sehr freisinnige und aufgeklärte zu halten versucht sein könnte." Der Volkssage nach waize und spuke aber ein guter Theil dieser ehemaligen Klosterinsassen noch auf der Benedictenwand, wohinauf sie wegen allerlei Versündigungen gebannt sein sollen).

X.

Das landwirthschaftliche Fest zu Starenberg.

Und nun will ich euch auch wissen lassen, daß ich jetzt noch etwas beschreiben muß, das sich schon im Jahre 1861 zugetragen hat, nämlich das landwirthschaftliche Fest zu Starenberg. Landwirthschaftliche Feste veralten aber nicht so bald und es ist daher noch immer Zeit, jenen Tagen, welche, wenn der Himmel günstiger gewesen, so herrlich hätten werden können, ein geringes und vergängliches Denkmal zu setzen.

Landwirthschaftliche Feste sind im ökonomischen Gebiete, was die feierlichen Sitzungen der Academie oder die Jahrtage der Universität im geistigen. Wie hier die Gelehrten und Weisen, die Zierden der Nation, in ihres Ruhmes Höhe schwelgen, so werden dort die Runkelrübenbauern und die Schweinezüchter, der Stolz des Landgerichts, mit Ehren überhäuft. Während hier das literarische Fett, so das Volk im letzten Jahre angesetzt und durch merkwürdige Schriften bezeugt hat, an's Licht des Tages tritt, so treten dort die Stiere, die Ochsen, die Kühe nach ihrem Talg- und Fleischgehalt als Festobjecte auf und erregen in ihrem Kreise die gleiche Sensation. Hier setzen die feinen Geister

die schönsten Preise aus für die Beantwortung der Frage, wie sich die göttliche Voraussicht mit der menschlichen Freiheit vertrage; dort suchen die dicksten Wirthe und andre wohlgenährte Patrioten durch lockende Prämien auf die Erzeugung ausgezeichneten Saatleins oder die Einführung des Ochsengespanns beim Oekonomiebetrieb*) zu wirken. Wie hier die literarischen Rohproducte in's Auge gefaßt und der wissenschaftlichen Critik unterzogen werden, so dort hauptsächlich Kartoffel, Reps, Cichorien und andere Erzeugnisse des vaterländischen Bodens. Weil aber die Bauern in der Regel mehr Interesse für derlei materielle Bestrebungen zeigen, als die Städter für die geistigen, so trifft sich's auch, daß jene sich bei landwirthschaftlichen Festen viel zahlreicher einfinden als diese an den Ehrentagen, wo der Cultus des Genius begangen werden soll.

Unsre landwirthschaftlichen Feste sind zwar nur eine sehr verkleinerte Ausgabe der großen olympischen Octoberwoche zu München, allein sobald eine schöne Lage des Ortes, ein beliebter Bezirksvorstand, ein werkthätiger, erfindungsreicher Festausschuß (wie dies alles in Starenberg der Fall war) hinzutritt, so können sie, wenn auch nicht so glanzvoll und so wirkungsreich, doch eben so anregend und heiter werden, als jene berühmten Vorbilder der Hauptstadt. Die Einrichtung ist jetzt etwa zehn Jahre alt und findet allenthalben freundliches Entgegenkommen. Es werden jährlich z. B. im Lande Oberbayern an wechselnden Orten vier oder fünf solcher Feste gefeiert. Ein sehr gediegenes und trefflich ausgestattetes ging im Jahre 1858 auch an den Bewohnern des Landgerichts Wolfhartshausen vorüber, und ist dasselbe zierlich und geistreich von Paul

*) Die Landwirthschaft in Bayern. München, 1860. S. 97.

Heyse in seiner frischen Idylle „der Walchensee" geschildert worden.

Wenn ich nun aber von Starenberg reden soll, so finde ich, daß es zu bekannt ist, um viele Worte darüber zu verlieren. Wir, die wir durch Geburt oder Wahl zu dem einzigen Volk der Münchner gehören, wir können mit entsagender Wehmuth sprechen: Es ist noch unser — aber wir wissen nicht, wie lange es noch dauern wird! Wenn man nämlich die Städte und Flecken am Gebirge, vielmehr die Sommerfrischörter betrachtet, so zeigt sich, daß deren schon viele an andere Nationen übergegangen sind. Reichenhall gehört der Welt im Allgemeinen, Tölz und Partenkirchen sind preußisch geworden, andre kleinere Orte sind von andern kleineren Stämmen, den Hannoveranern, Mecklenburgern, Sachsen eingenommen, Tegernsee ist paritätisch, bayerisch, den Münchnern alleinig unterthan sind nur noch Starenberg und Miesbach. Da ist die Gesellschaft zwar noch ungemischt, nur aus vaterländischen Bestandtheilen zusammengesetzt, aber man weiß schon, was ich davon halte. Neben einem Norddeutschen, zumal wenn er Land und Leute studiren will, können wir einen halben Tag lang sitzen, ehe er uns anredet; der Münchner fragt aber beim ersten Blick schon unwillkürlich: Wie kommen Sie daher? oder: Was gibt's Neues in der Stadt? — auf welch' letztere Frage ich aber die Neuesten Nachrichten anzupreisen pflege, welche in der Regel viel besser unterrichtet sind als ich. Auch haben diese neugierigen Mitbürger sämmtlich so bekannte Gesichter und die Lieben, denen wir in der Stadt das ganze Jahr hindurch mit allen Listen auszuweichen streben, die laufen einem hier ganz warm wie eine neugebackene Semmel und freundlich wie ein Gartenhäschen

in die Hände, freuen sich ungeheuer uns zu sehen, gehen gleich mit spazieren wohin man will und erörtern mit gereizter Theilnahme, warum, wie im letzten Regierungsblatt zu lesen, der Actuar Mayer von Schöllkrippen nicht nach Immenstadt, wo doch seine Schwester an den Gränzcontrolleur verheirathet, sondern nach Mitterfels versetzt worden sei, wo er gar niemand kennt.

Nach diesen Morgenunterhaltungen stürzt die hungrige Menge zu Pellet und nimmt beim Mittagessen das Beste ein, was der fruchtbare Landgerichtsbezirk zu bieten hat — Alles recht gut und fleißig gekocht, da aber kein andrer Gasthofbesitzer aufkommen und einen kleinen Wetteifer an den Tag legen kann, so drängt sich, wenn die süße Pflicht der Selbsterhaltung ruft, die ganze gebildete Welt um den gastlichen Herd, und man erinnert sich auch hier wieder an das unvergleichliche München, nämlich an ein Künstlerfest oder sonstiges Specialvergnügen in der Menterschweige, wo selbst die leeren Krüge ohne Ausdauer und Heldenmuth nicht zu gewinnen sind. Die Dichter haben zwar in allen Nöthen die Hausmittelchen ihrer Phantasie bereit, und als ich einmal bei Pellet unter den Bäumen saß und wegen langsamer Bedienung grämlich zu werden drohte, vertraute mir ein lieber Freund und bekannter Poet, der neben mir kauerte, im Stillen an, er denke sich so eben in ein Schloß am mittelländischen Meere, wo die Pinien und die Orangen wachsen, in ein Schloß, wenn auch nicht größer als ein Schweizerhäuschen, unten mit einem guten Keller, in der Mitte mit einer angenehmen Frau, oben mit einer herrlichen Aussicht nach den goldenen Wellen, welche sich im feurigen Abendroth an fernen Eilanden brechen — und dieses Bild aus der Ferne, meinte er,

ersetze ihm jetzt alles, was ihm in der Nähe abgehe. Nun fühle ich zwar auch zuweilen eine poetische Ader schlagen, aber mir hilft's nichts, wenn ich mich dann als König von Thule in ein Schloß am Meere und beim festlichen Königsmahle denke, während ich in Starenberg drei Viertelstunden lang auf die Suppe warten muß.

Wenn wir unsrer Hypochondrie einen weiteren Lauf lassen wollten, so könnten wir wohl noch mehrere Schattenseiten dieses sonst angenehmen und bequem zu erreichenden Oertchens namhaft machen, aber unser einer als Kind desselben Vaterlandes hat doch eher die Pflicht, für dessen Ehre und Ruhm als für etwas andres zu sorgen. Und freilich (wer wird's läugnen wollen!) es kann schon noch ein schöneres Leben geben als zu Starenberg, aber der höhere Mensch muß doch auch zugestehen, daß in der Frühe, ehe die städtischen Biedermänner mit ihren Schlafmützen an die Fenster trippeln, über dem See und über den blauen Alpen ein erhabener Reiz liegt, der einen mächtigen Eindruck nicht blos bei denen hinterläßt, die dessen zum ersten Male Zeugen sind, sondern auch bei jenen, die an den Gestaden dieser edlen Fluth von Jugend auf heimisch waren. Deßgleichen sind auch die Abende, wo du vielleicht da oder dort am See unter dem Dach der Linden in die Berge starrst und das Alpenglühen betrachtest oder die spätere Zeit, wo der Mond seine eigenen Spiele mit den glänzenden Wellen treibt, nicht zu vergessen, denn auch diese Stunden lassen ein schönes Gedächtniß zurück. Und überdieß muß man sich nicht verheimlichen, daß die ganze Niederlassung eigentlich eine blühende Colonie ist, daß statt des ehemaligen armen Bauerndörfleins jetzt eine kleine und zierliche Stadt dasteht,

welche eine Menge gebildeter und bildungsfähiger Einwohner enthält. Wo so viel für mannichfachen und namentlich nationalökonomischen Fortschritt geschehen ist, da muß sich am Ende selbst das schwermüthige, nach Einsamkeit verlangende Herz des Dichters beschwichtigen, wenn er auch in der hohen Pappelallee „mit seiner Tracht unsterblicher Gedanken" nicht mehr so allein dahinwallen kann, wie weiland vor achtzig Jahren, da Lorenz Westenrieder als erster Tourist die unbekannten Ufer des schönen Wasserbeckens umfuhr; wenn er auch in den kühlen Wellen beim Bade, wo ehemals seine Illusionen keine menschliche Nachbarschaft störte, wo er sich von unsichtbaren Nixen und Elfen umgeben wähnen konnte, plötzlich und in nächster Nähe den nassen, triefenden Kopf eines Theatermaschineriegehilfen, eines Handelsgerichtsdiurnisten oder eines der vornehmsten Hoflakaien auftauchen sieht.

Nun aber genug von solchen Dingen, da wir unser Augenmerk endlich dem Feste zuwenden müssen. Sonntag, den neunten September, des Morgens um fünf Uhr, begann es mit etlichen Aufweckschüssen, lärmend genug, um alle Schläfer an's Fenster zu treiben und sie dort mit Betrübniß ersehen zu lassen, daß die Witterung nicht die rechte geworden. Ein thränenschwerer Himmel, der sich oft ergoß, drückte auf unsere Fröhlichkeit, die sich erst des Abends unter schützendem Dach bei dem Klange deutscher Lieder in voller Blüthe entfalten konnte. Ja, an diesem Tage wurde viel Schönes verregnet, auch manche Reden und Toaste, die im Freien erklingen sollten, und andere Späße, so daß eigentlich nur die Kinder in dem Carousel und die wackern Schützen in dem Schießstand ihr Vergnügen hatten. Die Schönheit des ausgestellten Viehes zu

schildern, überlasse ich den Geschichtschreibern der bayerischen Landwirthschaft, und auch der übrigen Gegenstände, der Blumen und Früchte, zumal der kolossalen Rettige, will ich nur im Vorbeigehen gedenken. Fröhlicher verlief bei leidlichem Wetter der zweite Tag, welcher ganz und gar dem Seeleben gewidmet war. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen!“ Zuerst einmal, wenn wir gleichwohl einen Catalog aufstellen wollen, sind die Männer des See's zu nennen, die Ichthyophagen von Ambach, die Renkenfischer von Tutzing, die Hofleute von Berg und von Possenhofen, dann jene, die von Aufkirchens wunderthätiger Höhe täglich der herrlichen Rundschau über die blauen Alpen genießen, und die andern, die von Feldafings ragendem Bühel nicht allein in das Gebirge schauen, sondern auch weithin über den funkelnden See. Mit ihnen erschienen die Völker aus dem märchenhaften Thal der Würm, dessen Geheimnisse wir aber jetzt noch nicht enthüllen wollen, und die armen Leute aus dem Bachhauser Filz. Ferner waren die Glücklichen gekommen, die um den heiligen Berg Andechs wohnen dürfen und mit ihnen die Nachbarn, deren Ahnen sich im Schutz des Seefelder Schlosses niedergelassen haben. Von der alten Burg zu Pähl war wenigstens der Castellan herabgereist, der männiglich bekannte Sepp, Hofrath Hanfstengels landwirthschaftlicher Bruder. Auch die Traubinger hatten sich in stattlichen Haufen eingefunden, diese hervorragende Gemeinde mit ihren guten Sitten und ihrem großen Wollen, so hervorstechend in dem Gau, daß ein angehender Historiker behauptete, sie müßten fast von einem noch edlern Stamme als die übrigen Bojoaren abzuleiten sein, vielleicht von den königlichen Gothen oder einem andern halb-

göttlichen Urvolke. Von den Pöckingern, Söckingern, Berchtingern, Dreßlingern, Uneringern wollen wir der Kürze halber nur die Namen nennen, aus demſelben Grunde auch der Starenberger ſelbſt nur vorübergehend erwähnen, endlich aber gleichwohl noch des ſchöngezierten und elegant ausgeſtatteten Contingents gedenken, welches Münchens beſſere und beſte Stände an dem Feſte theilnehmen ließen — Väter, Mütter, Kinder und deren Wärterinnen in freudig aufgeregter Stimmung — nebenbei auch — last not least — der k. k. öſterreichiſche Geſandte zu Pferd.

Für dieſen Vormittag war im Programm eine feſtliche Fahrt nach Poſſenhofen angeſetzt. Wohl an hundert geſchmackvoll und kunſtreich mit Laub, Blumen und Flaggen gezierte Nachen fanden ſich aus allen Dörfern des See's im Hafen von Starenberg ein, um an dem Zuge theilzunehmen. (Unter den Flaggen zeigten ſich manche, die ein tiefes Studium der mittelalterlichen Heraldik verriethen; denn hier iſt ja der Sitz des Ritters Karl von Mayer, eines Heraldikers ohne Gleichen, der alle die nöthigen Wappen ſelber angegeben und vorgezeichnet hatte). Den Preis der Schönheit unter den Schiffen erhielt die Schaluppe von Ambach, welche mit allen Emblemen der Fiſcherei, Netzen, Rudern und Schilfkolben ſehr maleriſch verkleidet war. Auf ihrem Schnabel ruhte edel hingegoſſen und reich bekränzt die ſchöne Fiſchertochter von dort, mit Mieder und ſilbernem Geſchnür landesüblich aufgeputzt, obwohl ſonſt einer Amphitrite nicht ganz unähnlich. Auch ein faſt lebensgroßer Wallfiſch erſchien und erregte bedeutendes Aufſehen. Gemüthlich ſchlenderte er in dem Hafen hin und her und ließ mitunter hohe Waſſergüſſe über das Publicum ſtreichen, was allgemeine Heiterkeit erweckte. Ferner

sah man auf den ruhigen Fluthen einen ungeheuren Schwan von nie gesehener Größe einherschwimmen, welchen Herr Inspector von Miller, der Erzgießer, kunstreich geschaffen. Dieses Treiben am Ufer, der heitere, farbenreiche Wirrwarr der Gondeln und der Menschen erinnerte an das Bild, welches Julius Schnorr gemalt, wie der Pabst und der Kaiser in Venedig zusammenkommen.

Endlich setzte sich die Armada in Bewegung, in der Mitte die lange Galeere der Honoratioren und des Festausschusses, zierlichst decorirt, mit schallender Musik besetzt, auch von vielen Gästen und den Herrn Landgerichtspraktikanten belebt. Es schien ein Tag aus der Zeit des alten kurfürstlichen Bucentauro, wie er vor mehr als hundert Jahren in seiner Pracht dahinfluthete und mit seinem Geschütz die Waldgebirge des Ufers wiederhallen machte, umgeben von einem zahlreichen Geschwader anderer Schiffe, begrüßt und bewundert von tausend fröhlichen Menschen. (Auch diese waren jetzt wieder zur Stelle, aber viel freier und gebildeter als damals). Unfern von Possenhofen an einem schattigen Orte ward gelandet, ein Imbis eingenommen, musicirt, gesungen und eine Stunde den Freuden des Waldlebens geweiht. Des Nachmittags erfolgte ein Segelrennen und nach diesem das von männiglich mit banger Sehnsucht erwartete Fischerstechen. Dieses besteht in folgender Unterhaltung: Zwei Nachen, welche langsam gegen einander rudern, tragen auf dem äußersten Brettchen des Vordertheils je einen Fischer, der eine lange Stange führt und damit sein Gegenüber herabzustechen sucht. Das Ganze ist für Schwimmer ohne Gefahr, zumal da auch die Spitzen der Stangen durch weiche Knöpfe unschädlich gemacht sind. Es gehört eigentlich zum „Gspiel," daß

wenigſtens einer der beiden Fechter in's Waſſer plumpt — ein Vorgang, den natürlich Stadtleute wie Bauern mit dem freudigſten Gelächter begrüßen. Die mit dem bunteſten Flitter aufgeputzten Kämpfer kamen indeſſen den geheimen Wünſchen des Publicums nicht gar gern entgegen — vielmehr hielten es die mehreren für anſtändiger, wenn ſie beim Anprall aus dem Gleichgewicht gekommen, in den trockenen Nachen und nicht in's naſſe Waſſer zu ſpringen. Aber um ſo größern Beifall errangen die einzelnen ehrenvollen Ausnahmen, dieſe wackeren Taucher, die doch allein die Idee des Spiels verſinnlichten. Leider bekamen nicht ſie, welche doch dem Publicum das meiſte Vergnügen gewährt, den ehrenden Preis, ſondern vielmehr die böſen Geſellen, welche ſie herabgeſtochen. Auch die Fiſcherinnung des See's erhielt am Schluß zur Erinnerung an den heutigen Tag vom Feſtcomité eine ſchöne Fahne geſchenkt. Als es Nacht geworden, entzückte uns ein Seemanöver, d. h. ein Feuerwerk, bei dem ſich die Schiffe mit Raketen und Leuchtkugeln beſchoſſen, und die vielfarbige magiſche Beleuchtung des See's.

Nach dieſer kurzen Unterbrechung fiel des andern Tages der Regen wieder in Strömen. Die Feſtwieſe war zum Sumpf geworden, ſo daß nur noch die Schützen in ihren Waſſerſtiefeln zu den Schießſtänden gelangen konnten. Die Volksſpiele, die den Nachmittag ausfüllen ſollten, waren nicht mehr aufzuführen, und nur die Tanzunterhaltung, die auf den Abend angeſetzt war, vermochte dieſen Tag noch würdig zu beſchließen. Eine traurige Empfindung für das thätige und ſinnreiche Feſtcomité, an deſſen Spitze Herr Aſſeſſor von Schab ſich allſeitige Anerkennung erworben hat, daß die Unbill des Wetters ſo viel

schönes, das mit Mühe und Kosten vorbereitet war, verderben mußte.

Obgleich die Bewohner des Landgerichts Starenberg mit denen von Bruck und Dachau sich mehr durch ihre Anhänglichkeit an das königliche Haus als durch die Feinheit ihrer Manieren auszeichnen, so gingen diese Tage, von früh bis in die Nacht, trotz des Gedränges ohne alle Störung vorüber, und die Lieblingsphrase deutscher Festreporter („nicht einen einzigen Betrunkenen haben wir bemerkt") läßt sich auch hier mit bestem Gewissen anwenden. Was die Gebildeten betrifft, so war es angenehm zu gewahren, daß jene furchtbare Geschwätzigkeit der andern Germanen, welche jetzt allenthalben mit zerstörendem Ungestüm hervorbricht und, wie bei den Juristentagen und andern öffentlichen Versammlungen deutlich zu sehen, in ihrer Unbändigkeit auch die besten Absichten und die nützlichsten Institute zu untergraben droht — angenehm also war die Bemerkung, daß jene maßlose Freude an den eigenen, wenn auch noch so unnützen Worten ihr Contagium nach Starenberg, wo man mehr für Thaten eingenommen ist, noch keineswegs verbreitet hat. Außer den üblichen constitutionellen Gesundheiten herrschte eine löbliche Ruhe. Rauschende Toaste auf das große deutsche Vaterland wurden wahrscheinlich durch den Blick auf Kurhessen, Hannover, Schleswig-Holstein und unsere täglich wachsende innere Zwietracht schamhaft zurückgedrängt. Doch erscholl am letzten Abend noch Arndts deutsches Lied mit lauter Kraft, und so haben auch wir wenigstens einen Tropfen beigetragen zu jenem Ocean von Gesangeswogen, auf welchem unsere patriotische Empfindung, leider ohne Steuer und Anker, jetzt dahinsegelt.

XI.

Im Thal der Würm.

Es war einmal im Lande Bayern ein ſchöner Sommerabend. An dieſem ſchlenderte zwiſchen Starenberg und Gauting, an den Geſtaden der Würm, welche dem herrlichen See entfließt, ein einſamer Wandrer dahin, ohne ſonderliche Eile, ohne andere Begleitung, als das ſanfte Rauſchen des vollen Baches. Dieſes Waſſer fließt raſch, doch nicht ungeſtüm, iſt nicht ſo hell und blau wie ein Alpenbach, vielmehr etwas gebräunt oder ungefähr ſo, als wenn die Oreaden nach der Jagd ſich in ſeinen Wellen gebadet hätten. Eine Menge kleiner, mit hohem Gras bewachſener, mit ſchönen Erlen beſetzter Eilande ziert das Bett des Gewäſſers. Der ſchattige Wieſengrund an beiden Ufern, von dunklen Wäldern eingeſäumt, war ehemals ein Lieblingsgang der hauptſtädtiſchen Dichter, und man kann es wohl begreifen, daß dazumal, wo das Gebirge noch in beſchwerlicher Ferne lag, die Münchner Empfindſamkeit in dem ſtillen Thal gar gerne ihre Selbſtgeſpräche hielt.

Auf einſamer Stelle ſteht dort eine Mühle an der Würm, ein weißes Haus mit grünen Läden; der große ſtrohgedeckte Stadel und einige andere Wirthſchaftsgebäude niedern Ranges umgeben das Gebäude. Das Ganze bildet

ein hübſches Gehöfte in der ruhigen abgelegenen Landſchaft — von ferne nur ſchauen die Thürme von Gauting herüber.

Der Wanderer trat in die klappernde Mühle, wo vier Mahlgänge rüſtig an der Arbeit waren. Faſt noch neu und ſehr reinlich gehalten machte ſie einen angenehmen Eindruck. Ein Müllerburſche ſtand nicht ferne und war wohlgeſtalt und freundlich. Der Pilger winkte ihm des Klapperns halber unter die Thüre und als er gefolgt war, fragte jener: Wißt Ihr wohl, wer da geboren iſt? Kaiſer Karl der Große, gab dieſer ohne Bedenken zur Antwort. Hier iſt nämlich die Reismühle, in welcher nach der alten Ueberlieferung jener glorreiche Held das Licht der Welt erblickt haben ſoll.

Wer's nie gewußt oder ſchon wieder vergeſſen haben ſollte, dem wollen wir nur in Kürze erzählen, daß nach der bayeriſchen Sage der Frankenkönig Pipin einſt zu Weihenſtephan bei Freiſing ſein fürſtliches Hoflager hielt, und des Königs Tochter von Karlingen, Bertha, ſich zur Gemahlin erkoren hatte. Der Hofmeiſter aber, der ſie einzuholen ausgeſendet war, verſtieß ſie bei der Reismühle in den finſtern, endloſen Wald und brachte ſein eigenes Töchterlein als des Königs Braut nach Weihenſtephan. — Etliche Jahre darnach kam aber Pipin von Waidwerks wegen ſelber in die Gegend an der Würm, verirrte ſich, fand Aufnahme in der Reismühle, entdeckte dort die wahre Bertha wieder — am Brautringe hatte er ſie erkannt — blieb eine Nacht in der einſamen Mühle und ſo wurde die Königstochter von Karlingen die Mutter des großen Karl.

Es war im Jahre 1803, als Chriſtoph von Aretin die alte Sage aus der Handſchrift von Weihenſtephan ſeinen Landsleuten wieder vor die Augen legte. Die Auf-

zeichnung mag aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammen, der Inhalt aber ſoll, wie man neuerdings gefunden haben will, auf das noch ältere Karlslied des Strickers zurückzuführen ſein. Der Stricker, ein Reimer des dreizehnten Jahrhunderts, erwähnt nun allerdings die Geſchichte, aber nur in fünf oder ſechs Zeilen, alſo nur nach den knappſten Umriſſen, und zwar ſo, daß dem König Pipin ſeine Frau verwechſelt ward und daß er dann kam auf eine Fahrt, da er die Theure wieder fand. „Wie aber das Ding alles erging," die näheren Umſtände des Hergangs, das wäre, meint er, zu ſagen viel „zu lanch." Darnach wiſſen wir denn auch nicht, wohin er den Schauplatz etwa verlegt haben würde, wenn er zur Stillung unſrer Wißbegierde auf die Erzählung näher eingegangen wäre. Der Herausgeber der Weihenſtephaner Handſchrift gab ſich übrigens manche Mühe, um darzuthun, daß deren Inhalt mit der beglaubigten Geſchichte wenigſtens in keinem Widerſpruche ſtehe. Seit ſeinem Schriftchen iſt indeß auf bayeriſchem Boden nichts Erhebliches mehr in dieſer Sache geſchehen. Beachtenswerth ſcheint es immerhin, daß bei der Reismühle auch der Karlsberg liegt, auf dem in früheren Zeiten eine Burg ſtand und ein ritterlich Geſchlecht, die Karlsberger, blühte. Ja, Aventin meint, der Kaiſer ſei oben in dieſer Burg zur Welt gekommen. Herr Bibliothekar Föringer hat ferner gefunden, daß auch die Inſel Wörth im Würmſee früher Karlsburg geheißen. Wenn nun auch das Thal der Würm nicht die Geburtsſtätte des Kaiſers geweſen, wie nur wenige mehr glauben, ſo ſcheint doch zwiſchen beiden irgend ein nahes oder inniges Verhältniß beſtanden zu haben, deſſen eigentliche Natur wir allerdings nicht errathen können. Sind ja auch die Pipine bei uns

nicht spurlos verschwunden, da noch heutzutage die Dörfer Piping und Pipinsried an sie erinnern. Ersteres liegt zudem nicht fern von der Reismühle, nämlich zwei Stunden unterhalb an der Würm. Ein beachtenswerthes Zweiglein derselben Sage ist es auch, wenn die Handschrift von Weihenstephan erzählt, der junge Karl habe auf dem Schloß zu Pähl, welches weiter oben in der Nähe des Ammersee's gelegen, seine Knabenjahre verlebt, dort bei einem guten Ritter das Waffenwerk erlernt und an demselben Orte sein Schwert vergraben, um es dereinstens wieder zu holen, wenn er aus dem Untersberg zur Herstellung des deutschen Reiches ausziehen werde.

Eine andere Sage, welche gleichwohl der bayerischen sehr nahe steht, ist in einer alten Chronik der Stadt Bremen aufbewahrt. Nach dieser ist Bertha's Vater der König Theodorich von Schwaben, Bayern und Oesterreich. Die Wildniß aber und die Mühle liegen nicht an der Würm, sondern dort, wo jetzt Karlstadt am Main sein stilles Leben führt. Die älteren Dichtungen und Romane der Franzosen, Italiener und Spanier wissen sämmtlich auch davon, daß Bertha in einen Wald verstoßen worden, aber sie verlegen alles in romanische Lande, nur daß sie die Erinnerung an den Mainstrom, le Magne, beibehalten, geben auch sonst der Erzählung einen ganz andern Gang. Unter diesen Erzeugnissen einer fabelhaften Muse ist das berühmteste der Roman de Berte aux grand pieds, welchen Adenez le Roi, der Minstrel Heinrich III., Herzogs von Brabant, im dreizehnten Jahrhundert gedichtet hat. Nach ihm sind Bertha's Eltern Flor und Blancheflor von Ungarland, ein Königspaar, welches in damaligen Rittergeschichten ebenfalls viel besungen und gefeiert wurde, ohne

daß es je gelebt hat. Nebenbei gesagt, erzählt die schöne Braut des fränkischen Pipins in jenem Roman, daß zu ihrer Zeit in deutschen Landen jeder große Seigneur, Graf oder Marquis sich französische Leute hielt, um die Kinder französisch lernen zu lassen, und so hätten denn auch, fährt der Dichter fort, der König wie die Königin von Ungarn und ihre Tochter das Französische von Paris eben so gut gesprochen, als wenn sie in St. Denis geboren gewesen wären.*) Jene deutsche Sitte hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo noch vornehme, ja selbst alltägliche Handelsmanns- und gewöhnliche Beamtensfrauen mit zarter Sorgfalt darüber wachen, daß ihre Kinder nicht zu früh mit der Muttersprache vertraut werden und dadurch jenen Anstrich von Gemeinheit gewinnen, dessen sie selbst so gerne los wären — ein Vorurtheil, welches wenigstens Friedrich der Rothbart, der große Kaiser, vollkommen überwunden hatte, so daß er sich, seine edle deutsche Sprache über alles setzend, immer nur durch Dolmetscher mit fremden Botschaftern verständigte, auch wenn er ihre Mundart selber wohl zu reden wußte. Uebrigens scheint, wie oben angedeutet, auch jener Minstrel des Herzogs von Brabant weder von Karlstadt noch von der Reismühle je

*) Avoit une coustume ens el tyois pais,
Que tout li grant seignor, le conte et li marchis
Avoient, entour aus (eux), gent françoise tous dis
(toujours)
Pour aprendre françois leur filles et leur fils.
Li rois et la royne et Berte o le cler vis (au clair
visage)
Sorent pres d'aussi bien le françois de Paris,
Com se il fussent nés el bour à Saint-Denis.

gehört zu haben. Selbst die alten deutschen, freilich aus französischer Quelle sprudelnden Dichtungen von des Kaisers Jugend, die unter dem Namen Karlmainet bekannt sind, wissen nichts vom Thale der Würm.

Aber wenn der große Karl nicht auf der Reismühle geboren ist, wie der Müllersknecht behauptete, und nicht zu Karlstadt, und wenn den Sagen, welche sich alle widersprechen, überhaupt nicht zu trauen ist, wo hat er denn eigentlich das Licht der Welt erblickt? Wer so in dem stillen Thale der Würm zwischen Fluren, Wald und Rinderheerden als Uneingeweihter dahinpilgert, der ahnt wohl kaum, wie viel über diese Frage schon geschrieben worden ist — nicht zwar im Landgericht Starenberg, nicht in Dachau oder Bruck, wo man die Sache abwarten zu wollen scheint, sondern draußen in der großen Welt, in Franken, Lothringen und Burgund, diesseits und jenseits des Rheins. Und doch ist die Frage noch immer nicht beantwortet, wird auch vielleicht nie eine ganz sichere Lösung erhalten. — Seltsam klingt es allerdings, wenn der gleichzeitige Einhard, des Kaisers Geheimschreiber, uns berichtet, über dessen Geburt und Jugend habe er nichts erfahren können, da sich in den Schriften hierüber keine Aufzeichnung finde, und von jenen, die davon Kenntniß gehabt, keiner mehr übrig sei. Man hat diesen Worten schon lange die Deutung gegeben, daß der ehrerbietige Biograph nicht sagen wollte, was er wußte. Als sicher gilt, daß Karl's Mutter, Pipin's Gemahlin, Bertha oder Bertrada geheißen habe, eine Tochter des Grafen Heribert von Laon gewesen, und daß der Kaiser am 2. April 742 geboren sei, aber der Ort wird von den Schriftstellern seines Jahrhunderts

nirgends angegeben; keiner verliert ein Wort über jene Frage, die der Sage so theuer geworden. Spätere behaupteten nun, er sei in Paris zur Welt gekommen, andre, in Brabant. Die meisten Stimmen sind gleichwohl für Deutschland, darunter mehrere für Ingelheim am Rhein, andre für die damalige Hauptstadt Achen. Es fehlt ferner nicht an solchen, welche das wenig bekannte Vargel an der Unstrut in Thüringen dieser Ehre für würdig halten, aber auch das nibelungische Worms wird hin und wieder genannt. Eine alte Ueberlieferung kämpft endlich für Lüttich oder dessen Umgegend, und die Academie zu Brüssel schrieb 1854 auf Anregung eines unbekannten Wohlthäters sogar die Preisaufgabe aus: Charlemagne est il né dans la province de Liège? Eine deutsche Abhandlung, welche Herr Dr. Hahn in Berlin überreicht hatte, erhielt den Vorzug vor sieben andern, wurde aber doch nicht preiswürdig befunden, weil die Frage nicht, wie gefordert worden, mit entschiedenem Ja oder Nein beantwortet war. Herr Polain, ein Mitglied der Academie, welcher den gutachtlichen Bericht verfaßte, stellte dagegen selbst die Ansicht auf, daß Karl nicht in Lüttich, sondern zu Chelles an der Oise geboren sei. Unabhängig von der Preisfrage hat sich der gelehrte Ferdinand Henaux, ein Lütticher, mit dem Gegenstande beschäftigt, und im Jahre 1847 ein Schriftchen darüber herausgegeben, welches wegen der großen Theilnahme, die es erregte, bis 1859 vier Auflagen erlebt hat, ein Glück, das in Bojoarien wohl kaum irgend einer historischen Untersuchung zu Theil werden möchte, auch nicht, wenn sie das große, vielfach besprochene Ursprungsräthsel siegreich lösen, nicht wenn sie den Stammbaum der Scheyern bis auf den neuerlich herausgeforschten Vannius I., den

Urkönig der Baiwaren, mit mathematischer Sicherheit hinaufführen würde.

Henaux's Büchlein liest sich sehr angenehm, und da es die neueste Arbeit auf diesem Felde ist, so wollen wir bei ihm doch etwas länger verweilen. Nicht ungern entnimmt man daraus, daß der Verfasser fast lieber ein Deutscher wäre, als ein Franzose, und der Spruch eines alten Lüttichers: „Nos Germani sumus, non Galli comati" (Bischof Wilibald schrieb so im Jahre 1149) steht als Wahrzeichen gleich auf dem Titelblatte — ein kleiner Ersatz für die guten deutschen Meister der Schneiderkunst und der Schuhmacherei zu Ofen-Pesth und an andern Sitzen deutscher Cultur in Ungarn, welche jetzt in den Zeitungen ausschreiben, daß sie mit nächstem Neujahr nicht mehr Vordermayer oder Hinterhuber heißen werden, sondern Hirlapok oder Retötö. Als seine eigentlichen und gefährlichen Gegner sieht Herr Henaux auch nur die Franzosen an, welche, wie er sagt, alle schönen Einzelnheiten der Geschichte zu ihrem Vortheile confisciren, alles nach Frankreich verlegen und auch aus dem großen Kaiser, dessen Copie und Nachdruck zu scheinen selbst ihr Napoleon nicht zu stolz gewesen, einen Pariser machen wollen, während jener doch, genau betrachtet, die jetzige Metropole der Civilisation nur einmal in seinem Leben und zwar im Jahre 779 betreten habe. Die Schreiber an den Ufern der Seine seien freilich nicht geeignet, den Lütticher Forschungen je gerecht zu werden, weil sie nicht zugeben wollen, daß das jetzige Frankreich nur ein abgerissenes Stück von Belgien sei. Gleichwohl könne Niemand läugnen, daß die verschiedenen Theile des französischen Gebiets allmälig von den Niederlanden aus, durch Karl Martell, Pipin von Heristal

und Karl den Großen, die ruhmreichen Belgier, erobert worden seien.

Milder, aber doch auch ganz entschieden, tritt Herr Henaux gegen die Deutschen auf; indessen sei es, sagt er, eigentlich überflüssig, ihre Prätension, daß Karl zu Ingelheim geboren, ernsthaft zu bekämpfen, da sie von ihnen selbst schon wieder aufgegeben sei. Von der Reismühle bei Gauting ist ihm nie das Mindeste zu Ohren gekommen, wie ihm überhaupt alle germanistischen Studien, Schriften und Bücher in wunderbarer Ferne geblieben sind. Einige schriftstellerische Landsmänner, gelehrte Belgier, welche statt der späteren romanisirten die alten ächten fränkischen Personen- und Ortsnamen wieder angewendet, fährt er sogar ziemlich bitter an und bricht dabei seltsamer Weise, ohne an seine germanischen Sympathien zu denken, in die Worte aus: Laßt uns um Gotteswillen in Gallien gallisch sein, wie man jenseits des Rheines deutsch ist! Den Namen Karl hält er für wallonisch oder, wenn man wolle, auch für gallisch, und nichts, sagt er, sei weniger deutsch, als die Namen, welche Karl seinen Kindern gegeben. Der Kaiser hat nun aber seine Sprößlinge Pipin, Ludwig, Hruodrude, Bertha, Gisela, Theodcrade, Hiltrude, Hruodheide u. s. w. benannt, und dieß sind lauter Klänge, welche unsre Germanisten, wie ich glaube, unmöglich fahren lassen können. Was Jacob Grimm, Simrock und andere Forscher aus der Bertha in der Mühle herausgedeutet,*) ist Herrn Henaux also auch ganz unbekannt geblieben. Wo unsere Erklärer mythische Motive finden, sieht er vielmehr die historischen Grundzüge einer glaubwürdigen Tradition, wo die unsrigen eine halbgöttliche Schwanenjungfrau wittern,

*) Vergl. Bayerisches Hochland. S. 80.

erblickt er nur ein ganz menſchliches Müllerstöchterlein. Es geht oder ging nämlich auch zu Lüttich einſt die Sage, daß Pipin ſein fürſtlich Gemahl auf einer benachbarten Mühle kennen gelernt habe. Und warum, ſagt Herr Henaux, ſollte jene Bertha, deren Vater nach ſeiner Meinung ungewiß, nicht die reizende Tochter eines Lüttichers geweſen ſein, welcher in der Gegend mehrere Mühlen betrieben hat? Die Pipiniden waren Parvenus und in der Wahl der Frauen wenig heikel. Warum ſollte Pipin von Heriſtal (d. h. der Kurze) nicht auch ein Weib aus dem Volke ſich beilegen, warum nicht die ſchöne Bertha, wenn auch die Tochter eines Mühlenbeſitzers? — Und wenn es eine Zeit gegeben hat, da Pipin dieſe Bertha von ſich ſtoßen wollte, was eigentlich nur Papſt Stephanus verhinderte, ſoll man jene Abſicht nicht dem Stolze des Heriſtalers zuſchreiben, der ſich unterweilen ſchämen mochte, eine Frau geheirathet zu haben, welche keine „geborene" war. — Leiden ja doch die Worte Einhards ſelbſt kaum eine andere Deutung, als daß die Geburt des Kaiſers nicht mit derſelben Pracht und Hoheit umgeben war, wie ſeine Mannesjahre.

Die deutſchen und damit auch die bayeriſchen Anſprüche werden ferner mit dem ſchweren Satze niedergeſchlagen, daß Pipin erſt nach der Geburt des kleinen Karl über den Rhein gekommen ſei, was aber nicht richtig iſt, da jener, wie bei Ideler im Leben Karl's des Großen (S. 134) zu leſen, allerdings ſchon im Jahre 741 nach Thüringen und Franken gezogen war, um der Inveſtitur des Biſchofs Burkhard von Würzburg beizuwohnen. Und da ſich denn alle andern Behauptungen nicht begründen laſſen, meint Herr Henaux, ſo ſei es das Verläßigſte, ſich

für Lüttich oder deſſen Umgebung zu entſcheiden. Es brauche dieß auch keineswegs auf's Gerathewohl zu geſchehen, denn eben für jene Landſchaft, mehr als für jede andre, ſprächen eine Menge kleiner Winke und Andeutungen. Dort ſeien die Urſitze und Lieblingspfalzen der Pipiniden, Landen, Jupille und Heriſtal gelegen; dort ſeien Pipin von Landen, Karl Martell und Pipin von Heriſtal, dort die ſchöne Alpheide und die ſchöne Bertha (?) geboren. Und ſo habe denn auch Karl der Große das Land von Lüttich immer ſo betrachtet und gehalten, wie ein Mann nur ſeine Wiege und ſeine Heimath zu betrachten und zu halten pflege. Dort habe er am liebſten das erſte Erwachen der Natur, den ſchönen Lenz, den rauhen Spätherbſt abgewartet, dort am liebſten Oſtern und Weihnachten gefeiert, dort Volksfeſten beigewohnt und Hoftage abgehalten. Wenn er auch ſpäter Achen zu ſeiner Reſidenz gewählt zu haben ſcheine, ſo ſei es nur geſchehen, um den Anforderungen des Staates nachzugeben — ſo oft es ihm aber möglich geweſen, ſei er in ſein geliebtes Lüttich zurückgekehrt, wo er dann die Bürger durch glänzende Freibriefe ausgezeichnet, reiche Kirchen geſtiftet und vieles andere mehr gethan, was hier zu wiederholen wohl zu weit führen möchte. Auch finde man ſchon früh und bei mehr als einem Schriftſteller die Meinung, daß Karl der Große in oder bei Lüttich geboren ſei. Und ſo ſchließt Herr Henaux ſeine Schrift mit folgenden Worten: „Alſo glauben wir denn, daß die Autorität ſo vieler ausgezeichneter Gelehrten, die Bedeutung ſo achtungswerther Zeugniſſe, volksthümliche Ueberlieferungen, ſo zahlreich und ſo wohl verbürgt, zu viel Gewicht haben, als daß man fürderhin leichtweg eine Meinung vorbringen dürfte, die der unſrigen entgegengeſetzt wäre."

Freilich läßt sich bei alledem nur behaupten, daß zwar viele Anzeichen, aber nicht, daß volle Evidenz für die Ansprüche der Lüttticher streiten, indessen sind diese so gespannt, in's Reine zu kommen, daß sie nun sogar im Archiv des Vaticans nachforschen lassen, von welchen Orten aus Pipin um 742 seine Briefe an den heiligen Vater geschrieben habe.

Seltener zwar als unsere Agnes Bernauer, aber doch schon mehrmal ist auch die Mähr von der schönen Bertha in deutscher Dichtkunst verwendet worden. So trat z. B. Friedrich de la Motte-Fouqué (1816) mit einem Ritterliede auf, welches „Karl's des Großen Geburt und Jugendjahre" überschrieben ist. Er hat die Reismühle als Schauplatz beibehalten und uns damit viele Ehre erwiesen. Ebenso, doch ohne ihren Namen zu nennen, O. F. Gruppe, welcher in seiner „Königin Bertha" (Berlin 1848) die alten Bojoaren zwar als sehr unfeine Rüpel schildert, deßwegen aber hier weiter nicht gekränkt werden soll, da wir darin nur eine poetische Licenz erblicken, welche sich andre auch in Betreff der neuern schon genommen haben, eine Thätigkeit, die aber jetzt nahezu überflüssig ist, da wir in der Selbsterkenntniß sehr unbefangen und stark geworden sind, uns auch den Spiegel mit viel weniger Schonung vorzuhalten wissen, als manche andre mehr eingebildete als gebildete Nationen Deutschlands. Dagegen meinte Karl Simrock, welcher „Bertha die Spinnerin" gedichtet (1847 und 1853), gewissenhafter zu handeln, wenn er die Geschichte nach der Leseart der Bremer Chronik auf die ehemalige Karlsburg am Main verlegte und auf die Mühle, die da gestanden, wo sich jetzt Karlstadt erhebt, während man doch zweifeln möchte, ob dort die Sage noch so

lebendig als im Thal der Würm. Uns unangesehenen Altbayern will eben nicht leicht jemand etwas gönnen, und wie der reisende Entomologe etwa am Wendelstein einen schönen Falter aufspießt und ihn fortträgt, um ihn in fernem Lande, zu Göttingen oder Greifswalde in sein Kabinet zu stecken, so tragen die auswärtigen Dichter unsere Mythen aufgespießt über Berg und Thal davon, um sie an andern Gestaden wieder in den Boden zu senken und blühen zu lassen. — Aus diesem Grunde dürfte man vielleicht sagen, daß Simrock's Gedicht in Lycisarien und namentlich im Landgericht Starenberg mit Recht keine Leser gefunden, wenn man nur zu gleicher Zeit auch behaupten könnte, daß die beiden andern dort desto mehr bekannt geworden.

Um aber nach diesem langen Ausflug in den Garten der Sage und der Dichtung wieder in die Reismühle zurückzukehren, so suchte ich zwar an jenem Abend von dem Müllersknecht noch mehreres zu erfahren, allein er schien sich mit den deutschen Forschungen auch nicht inniger bekannt gemacht zu haben als Herr Henaux von Lüttich, und in der That nur so viel zu wissen, als er schon gesagt hatte. Dagegen wies er mich freundlich an seinen Herrn, der vielleicht ein Mehreres mittheilen könne und den ich wahrscheinlich drüben im Wohnhause finden würde. Ich ging also zur nächsten Thüre und trat in die einfache, aber saubere Wohnstube, wo die Müllerin saß, die brave Mutter fünf frischer Kinder, die ihr jüngstes Büblein auf den Knieen fröhlich schaukelte. Nach einigem Hin- und Herreden über die alte Mähr fragte ich, ob denn von dem Kaiser gar kein Andenken mehr übrig sei. „Was soll denn übrig sein?“ entgegnete die Müllerin neckend: „ein paar

Kinderschuhe, ein gestrickter Nachtjanker?" Aber auch dieß Wenige ist nicht vorhanden — nur ein alter Kalender sei im Hause, in welchem die ganze Geschichte gedruckt zu finden. Sie wollte ihn aus dem Schranke nehmen, besann sich aber eben, daß der Müller den Schlüssel zu sich gesteckt und dieser sei jetzt mit Knechten und Dirnen der Ernte halber auf dem Felde. Zum Nothbehelf verwies sie mich auf die Tafel, die im Wirthshause zu Gauting hängt und auf welcher die Geschichte in Kürze verzeichnet ist. Auf die Frage, ob man nicht etwa das Zimmer zeige, in dem der Kaiser geboren sei, erwiderte sie, auch dieses wisse man nicht mehr, da die Mühle seitdem schon zwei Male abgebrannt. Im Scherze bemerkte ich, es sei doch nicht schön, daß der Kaiser gar nichts für seine Geburtsstätte gethan — er hätte doch eine Bräuerei oder ein Patrimonialgerichtchen daher stiften können, worauf die Müllerin aber ablehnend sagte, das sei nicht nothwendig gewesen, es ginge ihnen schon so nicht schlecht. — Damit hat sie auch nur die Wahrheit gesagt, denn der Reismüller ist als fleißiger, unterrichteter und wohlhabender Oeconom im ganzen Landgericht bekannt. — Nach dem Manuscript von Weihenstephan hat Pipin die Mühle allerdings steuerfrei gemacht, allein der Herr Rentbeamte von Starenberg nimmt jetzt keine Rücksicht mehr darauf. — Den Müller und sein Gesinde bekam ich nicht zu sehen. Die Dirnen hätte ich freilich sehr gerne betrachtet, um zu prüfen, ob nicht vielleicht wieder eine versteckte Bertha darunter wäre, die etwa einem unsrer jagenden Prinzen gefallen und dann später zur Aufnahme des deutschen Vaterlandes auf der Reismühle einen großen Kaiser gebären möchte.

Hier aber am rauschenden Bache, an der berühmten,

wenn auch fabelhaften Geburtsstätte des ersten Helden der Christenheit, hier befällt mich ein Gefühl, o Leser, als wenn wir scheiden sollten. Wenn ich nämlich auf die nächste Anhöhe steige, so kann ich dir in der Ferne schon die blauen Frauenthürme von München zeigen, und diese mahnen uns, daß die Reise zu Ende geht. Wir haben zwar manches Stündlein miteinander zurückgelegt, aber ob dir mein Umgang sonderlich förderſam und lehrreich geworden, möchte ich faſt bezweifeln. Darum gehe du hinfüro nur wichtigeren Geſchäften nach, denn wo jede Woche einen neuen Verfaſſungsentwurf für das deutſche Reich gebiert, iſt es nicht räthlich, ſich zu viel mit abgelegenen Almenhütten, Bergſeeen und Waſſerfällen, mit alten Liederbüchern und märchenhaften Mühlen zu beſchäftigen. Es ſollte dir aber auch nur zur Ruhe und Erholung dienen, auf daß du in den wilden Stürmen, welche, wie man meint, das theure Vaterland demnächſt erſchüttern werden, deſto friſcher und kräftiger dich bewähren mögeſt. Und ſollte das deutſche Volk ſpäter wirklich wahrnehmen, daß gerade die Leſer dieſer Wanderungen ſich vor andern durch ausgeruhten Verſtand (der leider täglich ſeltener wird) und verjüngte Thatkraft hervorthun, ſo könnte der Verfaſſer immerhin mit einigem Fug behaupten, daß er ſie nicht vergebens beſchrieben habe — Ehre und Ruhm genug für ſeine beſcheidene Muſe!

(In neueſter Zeit ſind die Geſchichtsforſcher, namentlich auf Betrieb der Belgier, wieder mehrfach mit Zeit und Ort der Geburt des großen Karl beſchäftigt geweſen. Nachdem dieſe Frage, wie oben erwähnt, keine entſchiedene Antwort gefunden hatte, ſo änderte die Academie zu Brüſſel die Aufgabe und ſchrieb in Uebereinſtimmung mit dem

anonymen Stifter des Preises einen historischen Wettkampf aus für eine „Geschichte der Karolinger in ihren Beziehungen zur nationalen (d. h. belgischen) Geschichte.“ Dieses Mal erlangten den Sieg die Herren Warnkönig und Gerard mit ihrer Schrift: Histoire des Carolingiens (Brüssel 1862). Es versteht sich von selbst, daß sie darin auch auf die frühere Aufgabe zurückkamen und in diesem Betreffe suchten sie neuerdings die Ansicht zu stützen, daß Karl am 2. April 742 zu Herstall geboren sei. Dagegen hat Dr. Heinrich Hahn in der Schrift, deren wir schon oben gedacht, und seitdem wieder in seinen Jahrbüchern des fränkischen Reichs mit Schärfe und Gründlichkeit dargethan, daß die critische Geschichtsschreibung über jene Frage gar nichts Sicheres angeben könne. Weder stehe das Jahr der Geburt noch der Ort derselben fest. Karl möge eben so gut 742 als 743 oder 747, ebenso gut in Neustrien oder Austrasien, als in Alemannien oder Bayern das Licht der Welt erblickt haben. So kömmt der Forscher leider auf den Satz hinaus, daß über diese Frage noch immer die schlichten Worte Einhard's gelten, nämlich: de cujus nativitate atque infantia vel etiam pueritia, quia nec scriptis usquam aliquid declaratum est, nec quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam, scribere ineptum.

Unter solchen Umständen kann man es auch den Müllersleuten am Karlsberg nicht verübeln, wenn sie vor der Hand noch gläubig an ihrer Sage festhalten.

Wunderlich ist es übrigens, wie viel sich die jetzigen, längst romanisirten Belgier auf ihre Abkunft von den alten Franken einbilden und mit welcher Wärme sie die alten deutschen Karolinger als die eigensten Landsleute an ihr

wallonisches Herz ziehen. So sagen zum Beispiel auch die beiden genannten Herren in der Vorrede: „Die Deutschen betrachten die Geschichte der Eroberer Galliens gerade so, als wäre es die ihrer Ahnen. Nun waren aber die Franken unsre Väter und uns Belgiern kommt der größte Theil ihrer Erbschaft zu. Was Deutschland anzusprechen hat, das ist die Geschichte der Sachsen, der Thüringer, der Bayern, der Schwaben und nur ein Theil der Geschichte der ripuarischen Franken. Diese Rolle ist so schön, daß es mit ihr zufrieden sein kann und die unsrige nicht zu usurpiren braucht. Belgien war nicht allein die Wiege der fränkischen Nation; auch die Quelle der politischen Institutionen und der Gesetzgebung der Franken ist nur in diesem Lande zu suchen. In Belgien endlich entstand auch das edle Geschlecht der Pipine, dem der Ruhm vorbehalten war, die gesellschaftliche Ordnung zu retten, als sie, kaum gegründet, sich wieder im Abgrund der Anarchie zu verlieren drohte."

Es wäre wohl eine Querelle allemande zu nennen, wenn man mit den ehrenwerthen Belgiern über solche Ansichten streiten wollte. Dem Deutschen kann es eher angenehm sein, daß sie mehr Vorliebe für die alten Franken zeigen und für die Karolinger, als für die Gallier und die — Napoleoniden. Bei alle dem darf man aber immerhin behaupten, daß die alten Franken und die Pipiniden, wenn sie heute wieder aus dem Grabe aufstünden, doch mehr Sympathie und landsmannschaftliches Gefühl für die deutschen Kölner und Achner empfinden würden, als für die wallonischen Leute von Lüttich und Namur.

XII.

Kiefersfelden und seine dramatischen Schmiede.

Kiefersfelden nennt sich eine bayerische Ortschaft, welche an der tirolischen Grenze, fast unter den Kanonen der hohen Veste Kufstein, etwa acht Stunden von dem freundlichen Rosenheim gelegen ist. Die letzten Häuschen gegen Osten verhüllen sich in dem Buschwerk des Inns, die letzten gegen Westen stehen auf den grünen Füßen des Hochgebirges. In der Anlage ist die Ortschaft weit auseinander geworfen, was aber ihrer Zierlichkeit nicht entgegenwirkt, da die einzelnen Höfe in den verschiedensten Stellungen umherlagern, meist in niedlichen Gärten unter dem Schatten reichbelaubter Obstbäume.

Kiefersfelden gehört noch nicht zu jenen Alpendörfern, die in der ganzen deutschen Welt bekannt sind, wie etwa Tegernsee oder Berchtesgaden, vielmehr ist es selbst den eigenen Landsleuten erst neuerlich näher gerückt worden, nämlich seitdem sich die Eisenbahn vorüberschlängelt und ein Stationsgebäude sich aufthut. Sommerfrischler bleiben aber noch ferne und nur Herr Professor Pettenkofer hat, den mächtigen Reiz der Landschaft wohl erkennend, ein reinliches Häuschen auf der Anhöhe zu seiner Villegiatura gewählt. Die Gegend ist allerdings wunderschön oder

eigentlich großartig, da gerade drüben über dem Inn der ungeheure Kaiser aufsteigt, ein wilder, langer, tief ins Land hineinreichender und schauerlich zerklüfteter Felsstock, welcher seinen Namen deßwegen erhalten hat, weil er einem liegenden römischen Kaiser ähnlich sehen soll — obgleich man noch nicht sicher weiß, von welcher Seite das Gebirge betrachtet werden muß, um dem Beschauer diesen seltsamen Anblick zu gewähren. Der geeignetste Standpunkt scheint immerhin die Klause zu sein, ein zum Theil in den Berg hineingebautes Haus, das erste auf Tirolerboden, aber nicht blos gewöhnliches Haus, sondern berühmtes Wirthshaus mit einem vortrefflichen Felsenkeller, aus welchem ein sehr angenehmer Wein hervorgeht, der dann bei guter Witterung in dem duftenden Garten getrunken wird. Dieser, auf hoher Terrasse angelegt, gewährt einen herrlichen Blick auf den mächtigen Innstrom und Kufsteins erhabene Zinnen und die himmelhohen Wände des wilden Kaisers. Der Garten mit seinen schönen Blumen und seinem Springbrunnen und seiner rebenumgürteten Veranda ist auch voll süßer Erinnerungen an Freundschaft und Liebe der Sterblichen, da hier die benachbarten Brüder aus Oesterreich und Bayern, letztere bis von Rosenheim und Aibling, ja von München her, gern und oft zusammenkommen und sich in der freudigen Betrachtung ergehen, daß sie jetzt in derselben Landschaft fröhlich miteinander poculiren können, wo sie früher so unbarmherzig aufeinander geschossen haben. Deßwegen wird auch der Garten zu den leidstillenden Orten gerechnet, wo jene Menschenkinder, die zwar gut, aber mit Sorgen und Kummer beladen sind, wenigstens für etliche Stunden von denselben frei zu werden und sich glücklich zu fühlen vermögen. Es ist übrigens nicht zu leugnen,

daß auch zwei hübsche und freundliche Mädchen zu den stillen Reizen dieser Niederlassung gehören, nämlich die Töchter des Hausherrn, der seinerseits wieder jenen eigenen Typus eines Tirolerwirthes darstellt, welcher schlau und überlegen, mit trockenem Witze begabt, dem Gaste leicht eins abgewinnt, sich selber aber nie etwas vergibt. Aus allen diesen Gründen ist schon mancher überrascht worden, der ohne gehörige Vorbereitung in der Klause einkehrte, namentlich aber meine drei Reisegefährten vom vorigen Jahre.

Eines Abends im Herbste kamen nämlich zu Bayerisch-Zell, jenseits der Audorfer Almen, im Wirthshause vier Fremdlinge zusammen, d. h. der Geheime Rath Hanßen von Berlin und Herr Professor Helfrich von Göttingen einerseits, der Dichter Melchior Meyr, der Rieser Dorfgeschichten rühmlicher Verfasser, und ich selber andererseits. Nachdem sich in Bayerisch-Zell niemand finden wollte, der uns gegenseitig vorstellen konnte, so schlossen wir bald auf eigene Wag und Gefahr vorläufige Bekanntschaft, plauderten immer vertraulicher den Abend entlang und gaben uns zuletzt das Wort, am andern Morgen miteinander über die Almen zu gehen.

Und als der andere Morgen anbrach, griffen wir auch insgesammt zum Wanderstabe und machten uns auf den Weg, stiegen den steilen Pfad bei Bayerisch-Zell hinan und kamen allmählig in die Aschau. Die Aschau ist eine ruhige Alpengegend, in welcher eine kleine Schenke aufgeschlagen ist, die eine sehr schöne Fernsicht beherrscht und wie wir später hören werden, eine interessante Geschichte hat. Viele haben schon einmal gewünscht, daß man da immer ein frisches Beefsteak, eine gute Regensburger Wurst,

einen würdigen Schinken finden möchte, und es soll dies auch wirklich nicht selten der Fall sein, aber dazumal war daselbst, wie es sich in bayerischen Wirthshäusern öfter zuträgt, fast alles ausgegangen und nichts andres übrig geblieben als Bier, Brod und Käse. Für ein Alpenfrühstück mochte dies genügen, aber nachhaltige Wirkung konnte es nicht in Anspruch nehmen. Die Witterung war auch so trübe und die grauen Nebel hingen ihren nassen Teppich weit über die Bergwälder und bis in's tiefe Thal hinab, aus welchem der Gießbach melancholisch heraufrauschte. Die Ermüdung meldete sich, als wir drei und vier Stunden gegangen waren, ebenfalls mit fühlbarer Schwere und wuchs mit jedem Schritte. Was soll aus uns werden? fragten die Freunde, wo ist hier eine Herberge, die uns durch wohlwollende Aufnahme und liebevolle Pflege diesen sauern Tag versüßen wird? — Unseren Umständen, entgegnete ich mit Sachkenntniß, entspricht nur die Klause bei Kufstein und sonst nichts anderes; dorthin haben wir aber noch anderthalb Stunden zu gehen. Die Freunde hatten allererst an dieser Aussicht wenig Gefallen, ergaben sich aber allmählig darein und so wankten wir ausdauernd, jedoch mehr und mehr ermattend, dem fernen Ziele zu. Endlich war's auch erreicht und als sich Marie und Anna zeigten, der alte Wirth mit seinem trocknen Humor, auch der Sohn, ein sehr wohlgestalteter junger Mann, als alle sich in großer Freundlichkeit uns näherten und jenen edlen Wein einschenkten, der gewöhnlich den müden Trinkern aus Deutschland gereicht wird, die am Verlechzen sind, da ermunterte sich auch bald das trübe Antlitz unserer Gesellschaft, indem es eine erwartungsvolle Heiterkeit annahm. Und bald darnach, als das Mahl aufgetragen

wurde, brachen die vielgeprüften Wanderer ſogar in ein freudiges Erſtaunen aus, überließen ſich ungekünſtelter Bewunderung und riefen: Ach, wer hätte das gedacht! welch ſchöne Forellen, welch groß angelegte Hühner! — Sonderbar, ſagte da einer der norddeutſchen Reiſegefährten, indem er mir warm die Hand drückte, ſonderbar! Als Sie dort oben am Berge von der Klauſe ſprachen, dachte ich, Sie würden uns zu einem alten Eremiten führen, der in ſeiner Hütte von Quellwaſſer, Heuſchrecken und Wurzeln lebe — und nun — wie lieblich iſt's hier, wie angenehm und erquickend! Hätte ich doch in allen Nöthen meines Lebens einen ſo verläſſigen Führer an der Hand! fänd' ich doch immer, ſo oft mir die Welt zuwider wird, eine ſo heimliche Klauſe!

Zwiſchen der Klauſe und Kiefersfelden ſteht an der Straße auch die Ottokapelle, ein ſchönes, im gothiſchen Style erbautes Kirchlein, welches auf der Stelle errichtet wurde, wo am ſechsten December 1832 König Otto von Griechenland von ſeinem Vaterlande Abſchied nahm. An eben der Stelle kam der Monarch, der ſein zweifelhaftes Unglück übrigens mit Heiterkeit zu tragen ſcheint, wieder vorüber, als er jüngſt ſeinem Königreiche Valet geſagt. Vielleicht geht's nicht mehr lange her, bis auch König Georgios dieſe kritiſche Stelle paſſirt, ſofern er nämlich den kürzeſten Weg nach ſeiner Heimath einſchlagen wird.

Eine halbe Stunde von Kiefersfelden und auf ſehr wechſelreichem Wege zu finden, liegt tief in dem Waldgebirge der Hechtſee, deſſen Waſſer ſich im Sommer angenehm zum Bade bietet. Hoch herunter blickt von ſeinem ragenden Felſen das alte halbverfallene Schloß Thierberg, welches jetzt ſammt zwei ſchönen Bauernhöfen einem wackeren

Handelsmann aus München gehört — in alter Zeit ſollen es die Freundsberger erbaut haben. Wer kennt nicht den ritterlichen Georg von Freundsberg, den tapfern Vorkämpfer der deutſchen Landsknechte?

Der Hechtſee ſteht übrigens in unmittelbarer Beziehung zu Liſſabon. Als nämlich dieſe ferne Hauptſtadt Portugals am erſten November 1755 durch jenes zerſtörende Erdbeben heimgeſucht wurde, erhob der See einen ſo furchtbaren Aufruhr, daß er mit wildem Brauſen ſeine Wellen zu nie geſehener Höhe aufjagte, eine Menge Schlamm auswarf und ſelbſt mehrere Schritte über ſeine Ufer trat. Der Himmel war dabei heiter und alle Winde ſchwiegen. Dies Ereigniß ſchien ſämmtlichen Nachbarn unerklärlich und gab viel zu reden. Zwar hörte man damals bald von dem Vorgange zu Liſſabon, aber da die Entfernung ſo ungeheuer und der See auch wenigſtens achtzehnhundert Fuß über dem Meeresſpiegel liegt, ſo wagte man doch nicht die beiden Phänomene miteinander in Zuſammenhang zu bringen, bis endlich am 31. März 1761 der See abermals zu toben anfing, die Eisdecke, die noch über ihm lag, zerſprengte und haushohe Wellen aufſchlug. Als man nun bald darauf in der Augsburger Ordinari Poſtzeitung las, daß am nämlichen Tage das ganze Königreich Portugal, vornehmlich aber deſſen Hauptſtadt von einem heftigen, jedoch unſchädlichen Erdbeben in die größte Angſt verſetzt worden ſei, — da ſchien es außer Zweifel (und ſo gilt es auch bisher), daß zwiſchen dieſem verlorenen Bergſee und dem Meeresgrunde bei Liſſabon eine Sympathie ſtattfinde, vermöge deren ſie alle Paroxysmen miteinander theilen müſſen.

Bei einem gelehrten Volke, als welches nun einmal

die Deutschen und selbst jene an der tirolisch-bayerischen Grenze zu betrachten sind, darf es keineswegs auffallen, daß über den Hechtsee auch eine kleine Literatur vorhanden ist. Die seltsame Naturerscheinung, deren wir oben gedacht, veranlaßte schon im Jahre 1761 den berühmten Jesuiten Joseph Unterrichter, ordentlichen Professor zu Innsbruck, ein lateinisches Büchlein zu schreiben und zwar unter dem Titel: Zwiegespräch zwischen Philosoph und Fischer über die Wallungen des Hechtsee's (de aestu lacus Lucii) in Tirol. Der Philosoph und der Fischer vom Hechtsee sprechen da in der Sprache Latiums über die letzte Begebenheit, welche jener durch viele andere zu illustriren weiß. So hänge ja auch, wie der gelehrte Perser Paradias berichte, das Kaspische Meer mit dem Schwarzen zusammen und in letzterm erscheinen oft die Trümmer von Schiffen, welche in ersterm gebaut worden. Ebenso stehe das Mittelländische Meer mit dem Rothen in einer Verbindung, zu deren Beweis der ägyptische Geschichtschreiber Abul Hassan eine berühmte Geschichte erzähle. Der Pascha von Sues habe sich nämlich eines Tages am Fischfang ergötzt und unter anderer Beute auch einen Delphin von ungewöhnlicher Größe im Netze gefunden, welchem er als einem Wunderthiere zwar wieder die Freiheit geschenkt, aber zugleich ein messingenes Täfelchen angehängt mit den Worten: Ahmed Abdallah, der Pascha von Sues, schenkt dir das Leben im Jahre der Hegira 720. Der Delphin habe sich sofort wieder in die tiefsten Schlünde des Abgrundes verloren, sei aber bald darauf von den Fischern des Mittelländischen Meeres gefangen und an dem Täfelchen erkannt worden. Ebenso, erzählt der Philosoph, entspringe der Niger in Afrika aus dem Nilsee und ströme

lange unterirdiſch dahin; auch der Tigris in Aſien fließe eine gute Strecke unſichtbar unter dem Kaukaſus durch. In dem See auf dem Stellaberg in Spanien habe man ſchon öfter Stücke ſchiffbrüchiger Fahrzeuge gefunden, obgleich in ihm keine Schiffbrüche vorkommen und es könnten jene alſo nur durch unterirdiſche Kanäle aus dem Meere dort hinauf ihren Weg gefunden haben. Dieſes will der Fiſcher gleichwohl nicht gerne glauben und meint eher, es ſeien Trümmer von der Arche Noä geweſen. Allmählig aber gelingt es dem überlegenen Genius des Philoſophen, ſeinen naiven Landsmann von dem Zuſammenhange des Hechtſee's mit dem Atlantiſchen Ocean zu überzeugen und ſie gehen zuletzt, der Fiſcher nicht ohne das Bekenntniß, viel Schönes gelernt zu haben, als gute Freunde auseinander.

Ein anderes Heftchen, lithographirt und zwanzig Seiten ſtark, iſt auch nicht ganz zu verachten. Es iſt „Der Hechtſee" überſchrieben und erzählt eine Geſchichte von der ſchönen Fee Hechta, welche einem jungen Hirten ihre Minne ſchenkte, einen herrlichen Liebesfrühling mit ihm verlebte, ihm aber, als er im Herbſte ſeine Heerde wieder ins Thal hinuntertrieb, verkündete, daß ſie ſich jetzt drei Jahre meiden müßten. Sie gab ihm als Talisman einen goldenen Ring mit und erklärte dabei, ſo lange dieſer hell und rein erglänze, ſei alles gut, wenn er ihr aber etwa die Treue brechen ſollte, ſo werde der Ring ſchwarz und düſter erſcheinen und dann nahe der ſchreckliche Tag der Rache.

Zwei Jahre waren glücklich vorübergegangen, aber im dritten kam eine Hochzeit aus, drüben im Mühlgraben jenſeits des Inns, und der junge Hirte, der auch geladen war, lernte dort das junge Elslein, der Wirthin Tochter, kennen

und vergaß darüber die Fee auf der Alm. Als er nun andern Tages aufwacht und seinen Ring beschaut, hat dieser seinen Glanz verloren und zeigt sich schwarz und düster. Der Hirte ahnt, was ihm bevorstehe, und geht zerrüttet zu dem Einsiedler, der damals bei Audorf seine Klause hatte, wo jetzt der Weber an der Wand, obwohl in schönster Aussicht, ein herabgekommenes Wirthshäuslein hält. Aber der fromme Mann wußte keine Hilfe. Wer mit den Geistern zu thun gehabt, der sei ihnen verfallen — er möge sich nur wie ein Sterbender zum Tode bereiten, vielleicht, daß wenigstens seine Seele noch gerettet werden könne. Der arme Junge stieg darauf wieder in die Höhe zu der Almenfee, die ihn wehmüthig empfing und anredete, meinend, wenn sie allein zu entscheiden hätte, so würde sie ihm gleichwohl das Leben schenken, aber eine höhere Macht habe seinen Untergang für unentbehrlich erachtet. Darauf stampfte sie mit dem Fuße auf die Erde und ringsum sprudelte Quell auf Quell und immer tiefer sank das Erdreich und höher schwollen die Fluten. Und als der grüne Plan gewandelt war in einen tiefen See, da verschwand auch die arme betrogene Hechta und der Hirtenknabe lag ertrunken tief unten auf dem Grunde und die Wässer standen hoch über ihm.

Wenn diese Geschichte nicht so kurz wäre, hätte ich sie übrigens gar nicht erzählt, denn es ist eigentlich nicht viel daran. Erstens hat man sie schon an zwanzig anderen Orten gelesen und zweitens besteht noch ein großer Zweifel, ob sie am Hechtsee nur auch vorkommt, denn man weiß schon aus vielen traurigen Beispielen, wie leicht die Sagen von gelehrten und halbgelehrten Leuten, unter welchen namentlich die Schullehrer zu verstehen, von einem

Orte zum andern vertragen und oft an Stellen niedergelegt werden, wo ſie gar nicht hingehören. Hat ja ſogar mein guter Freund, Profeſſor Felix Dahn, jetzt zu Würzburg, die ſchöne Sage von dem Tiroler Herzog Friedrich mit der leeren Taſche, wie er nämlich zu Landeck in einem Bauernſpiele ſeine eigene Geſchichte verkleidet vorträgt, dem König Alfred von England unterlegt, was mich ſehr ärgerte, weil der Dichter hätte wiſſen ſollen, daß die Tiroler ihre Sagen ſelber brauchen und daß die Engländer deren ſo viele haben, daß ſie keiner Zufuhr aus dem Oberinnthale bedürfen. Auch ſind im bayeriſch-tiroliſchen Gebirge bisher noch keine Feen aufgefunden worden, ſondern nur „wilde“ oder „ſelige Fräulein“, von denen man allerdings am Untersberg und im Oetzthale manche liebliche Mähr zu erzählen weiß. Nur die niederöſterreichiſchen Volksdichter haben ſich erlaubt, die Wiener Almen mit Feen zu bevölkern, was ihnen aber auch nicht jedermann dankt.

Die Stadt Kufſtein iſt der Hauptſache nach eine von ſchönen Häuſern beſetzte, aufſteigende Straße. Am Eingange dicht bei der Brücke, die über den Inn führt, ſteht der anſehnliche Gaſthof zur Poſt, links etwas weiter oben in der Stadt Herrn Auracher's gemüthliche Herberge. Dort iſt auch eine Art Caſino oder Liederkranz und in dieſem eine große Anzahl bemerkenswerther Tafeln, andeutend, in wie vielen und welcherlei Geſang- und anderen Vereinen der viel und weit beliebte Herbergsvater Mitglied, ja meiſtens Ehrenmitglied geworden.

Die Feſtung von Kufſtein heißt eigentlich Geroldseck und ſteht auf einem rings abgeſchroffſten Felſen, der nur mit Genehmigung des Commandanten zugänglich iſt. Manche

Neugierige haben in den letzten Jahren dieſe Erlaubniß ſchon deßwegen mit Eifer nachgeſucht, weil dort oben zur Zeit der berüchtigte Räuberhauptmann Roſa Sandor, der ungariſche Rinaldo Rinaldini, zu ſehen. Auch viele Militärſträflinge werden hier verwahrt, welche in weißen Trilch gekleidet und mit klingenden Ketten aneinander geheftet, nicht ſelten in der Stadt geſehen werden, was jedoch dieſer nicht zur Zierde gereicht, vielmehr einen traurigen Anblick bietet.

Die Gegend iſt übrigens prächtig, und das Städtchen wäre vielleicht ſchon längſt ein „Löwe" geworden, wenn ihm nicht eben ſeine Feſtung und die armen gefeſſelten Büßer einen Charakter verliehen, der dem frohen Lebensgenuß, welchen die Sommerfriſchler ſuchen, nicht ganz förderlich iſt.

Nunmehr aber zurück nach Kiefersfelden, welches an dem Klauſenbache liegt, der oft als ein wilder Alpenſtrom verheerend aus dem Gebirge bricht, in der Regel aber durch manche Dämme und Schleußen bezähmt, in dienſtfertiger Bereitwilligkeit verſchiedene Mühlen, Hämmer und andere Werke treibt. Hier in dieſem Dorfe iſt auch der Sitz eines bedeutenden Eiſenwerkes, die Kiefer genannt. Daß nun die Schmiede vor anderen Handwerkern immer etwas vorausgehabt, iſt allen bekannt, welche die Geſchichte derſelben von der alten Sagenzeit, wo Hephäſtus und Dädalus glänzen, bis zum alten deutſchen Wieland und von dieſem bis auf die neuere Zeit verfolgt haben. Wie ihr Gewerbe ein poetiſches, zwiſchen Waſſerſtürzen und Feueröfen eingekeiltes, auf die Stärke des Armes gebautes iſt, ſo ſind auch ihre Geiſter für dichteriſche Erregungen leicht zu gewinnen und unter ihren rußigen Fürtüchern ſchlägt

leicht ein phantastisches Herz. Mehr noch als anderswo ist dies aber, wie wir schon früher erwähnt, bei den Schmieden in der Kiefer der Fall, welche schon vorlängst sich mit dramatischer Kunst beschäftigt haben, und an ihrer Hand, wie wir später sehen werden, oft ganz tief in die Fabelwelt des Mittelalters eingedrungen sind. Nun wurde ihnen zwar seiner Zeit auch das Theaterspielen untersagt, wie es allen übrigen Anwohnern des bayerischen Gebirges trotz unsrer constitutionellen Freiheiten, welche wenigstens den Umgang mit den Musen erlauben sollten, verboten worden ist. Die Schmiede von Kiefersfelden grämte aber diese Beschränkung ihres Bildungstriebes gar über die Maßen und zwar um so mehr, als auf dem tirolischen Boden, obwohl derselbe unter der aufmerksamsten weltlichen Polizei und geistlichen Ueberwachung steht, in allen Dörfern, die sich diesem Kunstbetriebe zuwenden wollen, die Bühne in lebhafter Thätigkeit ist. So standen sie denn einst vor drei Jahren zusammen und ließen eine Schrift verfassen, welche sie dem Ministerium überreichten. Sie suchte darzustellen, welch vortheilhaften Einfluß das Theater auf die Bildung des Volkes zu äußern berufen sei und schloß mit der Bitte, den Männern, Frauen und Jungfrauen von Kiefersfelden diese ihre Volksbelustigung wieder frei zu geben. Hohen Ortes nahm man solches Ansuchen nicht ungnädig auf, gab jedoch, um die Sache gründlich zu behandeln, sämmtlichen Landrichtern im Gebirge den Auftrag, sie sollten sich eingehend äußern, was ihre Gedanken von dem ländlichen Schauspiele seien und wessen sie sich von Wiedergestattung desselben versehen würden. Darauf, erzählt man, habe die ganze Bureaukratie sich in dramatische Studien eingelassen und wieder einmal nach

einem gewiſſen Schiller gegriffen, in welchem ihr ein Aufſatz verrathen worden, der manche hieher bezügliche und brauchbare Anſichten enthalten ſolle. Es wäre vielleicht nicht ohne Intereſſe, die Berichte zu leſen, welche die ernſten Würdenträger über Weſen und Wirken der bäuerlichen Kunſt nach München geſandt, aber ſie ſind leider der Oeffentlichkeit entzogen und können daher keinen Gegenſtand unſerer Beſprechung bilden. So viel aber iſt richtig, daß endlich nach dem Schluſſe der Unterſuchungen den biederen Schmieden von Kiefersfelden die Erlaubniß, ihre Bühne zu eröffnen, ertheilt wurde, und daß ſich dieſe über die Errungenſchaft kindlich und herzlich erfreuten.

Und eines Sonntags im vorletzten Sommer war ich gerade auf einem luſtigen Pfade vom Erler Berg hernieder-geſtiegen und über den Inn gefahren und ſaß zu Kiefers-felden unter der großen Linde vor dem Wirthshauſe, ſehr ermüdet und faſt ſchläfrig, als plötzlich von hinten mich eine fremde Hand erfaßte, ſo daß ich überraſcht auffuhr und den Herrn Martin Goldſchmid, den Hüttenamtsſchreiber, vor mir ſah, welcher verweiſend ſprach: „Warum denn jetzt hier ſitzen, lieber Herr! am Wirthshauſe, während dort drüben ſchon das Spiel begonnen hat, die ſchöne Helena, die Tochter des mächtigen Kaiſers Antonius von Griechenland! Macht euch doch auf und folgt mir nach!“

Herr Martin Goldſchmid ſchreibt eine hübſche Hand, ja ſelbſt einen zierlichen Brief, und deswegen iſt ihm das wichtige Amt des Bühnenſchreibers und Theaterintendanten von ſelbſt in den Schooß gefallen. Er macht die Honneurs der Geſellſchaft, betheiligt ſich aber ſonſt nicht an ihren Leiſtungen. Gleichwohl hat er die Geſchichte der ländlichen Kunſt, ſo weit Menſchengedenken zu reichen ver-

mag, ganz gut im Kopfe, und es ist angenehm, darüber mit ihm zu reden. Dabei kann man nebenher manche gute Bemerkung über das ländliche Publikum vernehmen, welch letzteres auch studirt und begriffen sein will, wenn der Dichter unter den Bauern seines Eindrucks sicher zu sein begehrt. In manchen Stücken vielleicht schwerer zu befriedigen als das der Städte, hätte es doch namentlich für die dramatischen Poeten unserer Tage, welche den Schluß so schwer zu finden wissen, den erheblichen Vorzug, daß ihm nicht leicht ein Drama zu lange wird. Vor dem Ammergauer Spiel sitzt es ja bekanntlich von sieben Uhr Morgens bis um fünf Uhr Abends, und es ist eine Seltenheit, wenn selbst in der letzten Stunde sich ein gähnender Mund aufthut, oder ein eingeschlummertes Haupt zu schnarchen beginnt. Und die Leute im Innthale sind geistig ungefähr ebenso gebaut und angelegt, wie jene langen Menschensäulen, welche alle zehn Jahre zum Passionsfeste in Ammergau pilgern. Ein Jägermeßlein, eine kurze Predigt genügt ihnen leicht, aber vor den Brettern, die die Welt bedeuten, harren sie still und beschaulich der Stunden vier oder fünf, am heißen Nachmittag, im engen, qualmenden Raume. Gleichwohl gefallen ihnen nur jene großartigen, mit centnerschwerem Schritt dahinwallenden Haupt- und Staatsactionen aus alten verschollenen Jahrhunderten, nicht die Verschlingungen und Lösungen des neuern Lustspiels, nicht der alltägliche Jammer der bürgerlichen Tragödie. Minna von Barnhelm oder Kabale und Liebe sind bei den Bauern am Inn bisher noch nicht zu Ehren gekommen und nur die Räuber von Schiller sollen einmal wenigstens einen succès d'estime erlebt haben. Als eigentlicher Sonntagsschmaus und wohlverdienter Leckerbissen, der für die

ſchweren Mühen der Woche entſchädigt, gilt nur das hohe Ritterſchauſpiel; es ſoll reich ſein an Leiden, Nöthen und Gefahren, doch muß der Ausgang ſich glücklich geſtalten. Das gute Herz der Zuſchauer will ein Wiederfinden, eine Verſöhnung, eine Hochzeit, nicht blutende Leichname, über die zuletzt der Vorhang fällt, „um uns von den Leidenſchaften zu reinigen". Einige Mordthaten und Enthauptungen, die im Laufe der Handlung vorkommen, werden als feinere Würze gleichwohl nicht ungern hingenommen und ſind am Ende des Stückes auch ſchon wiederum vergeſſen.

Woher dieſe Vorliebe für Kaiſer und Könige auf der Bühne, für Herzoge, Mark- und Gaugrafen und den gewappneten Zug der Vaſallen? Wir glauben, ſie rührt ganz einfach daher, daß der Landmann das Alltägliche, das ihn an den Wochentagen umgibt, nicht auch am Sonntage wiederſehen will, ſondern mehr Vergnügen findet an der phantaſtiſchen Welt fabelhafter und nie dageweſener Zeiten. Daß ſein eigenes Herz ein hinfällig Ding, das weiß der Burſche vom Thierberg ſo gut als das Mädchen in der Schöffau aus vielfältiger Erfahrung; aber daß auch Kaiſer und Könige ihre ſchwachen Stunden haben, ihren Leidenſchaften verfallen, unglücklich, flüchtig, arm und brodlos werden, das ſtellt ihnen, da ſie ſonſt der Weltgeſchichte nicht viel nachgehen können, nur das Theater vor Augen. Nur dort empfangen ſie das tröſtliche Gefühl, daß wir alle aus einem Holze geſchnitten ſind, und daß unglückliches Lieben, Dulden und Leiden den Kaiſer von Griechenland eben ſo gut treffen können, als den Hüttenarbeiter in der Kiefer oder den Holzknecht am wilden Klauſenbach.

An ſchönen Stücken, welche dieſe Beruhigung gewähren,

ſcheint es auch nicht zu fehlen. Man hört viele glänzende Titel nennen und ſieht manches hochverehrte Manuſcript in ſchweinsledernem Einbande durch die Hände der Schauſpieler gehen. Fragt man nun neugierig, wer und wo ſind die Dichter, die euch dieſe Andenken gewidmet? ſo hört man dann etwa, daß einmal vor manchen Jahren ein wenig bekannter Bauern-Shakeſpeare im Unterinnthale gelebt und in üppiger Fruchtbarkeit gewirkt habe. Seines Zeichens war er ein Kohlenbrenner und nannte ſich Joſeph Schmalz. Man weiß nicht viel mehr von ihm, als daß er bei Brixlegg geboren und vor einem halben Menſchenalter geſtorben iſt. Sein Name lebt halbvergeſſen nur in ſeinen Werken fort. Er dichtete wie jener andere, große, dem wir ihn verglichen, nach alten Fabeln und Mährlein, wie ſie auf den Jahrmärkten feil ſtehen „gedruckt in dieſem Jahr". Er hat die vier Haimonskinder, die Frau Meluſine, die ſchöne Magelone und vieles andere mehr dramatiſch bearbeitet. Ihm war, wie man ſagt, kein Stoff zu ſchwierig, er dichtete, wenn ihm die Muſe nahe trat, ohne Unterlaß und war auch immer gar bald fertig. Wenn irgend ein Liebhaber der Schaubühne eine Geſchichte, die ihm gefällig ſchien, dramatiſiren laſſen wollte, ſo ſchrieb er dem Kohlenbrenner die Fabel auf oder ſchickte ihm eines von jenen gedruckten Büchlein zu und in drei Wochen überkam er gewöhnlich ein fünfactiges Manuſcript gegen kargen Ehrenſold von etlichen Gulden.

Als wir nun damals vor den Komödienſtadel traten, fanden wir mit Vergnügen, daß ein Stück im Anzug ſei, welches, nach dem Titel zu ſchließen, ſehr viel Gutes und Erbauliches enthalten konnte. Jener lautete nämlich: „Helena, die Tochter des mächtigen Kaiſers Antonius von

Griechenland, oder: Rache, Reue und Versöhnung". Erwartungsvoll betraten wir das düstere Haus, auf dessen Sitzen sich eine ansehnliche Menschenmenge drängte. Auch das andere Geschlecht war zahlreich vertreten, meist in dunklem Gewande mit niederen breitkrempigen Hüten, welche auf das Thal des Innstroms deuten, während die helleren Farben und die schmalkrempigen höheren Hütchen mit den mächtigen Goldquasten bemessen ließen, inwiefern sich die Gegend von Miesbach und Schliers an der Schau betheiligte.

Feine Geigen, eine Bratsche und der Contrabaß spielten liebliche Weisen auf und bereiteten das Gemüth gar angenehm auf das Kommende vor. Auch das ahnungsvolle Dunkel des von wenigen matten Kerzen erleuchteten Gehäuses machte fast einen feierlichen Eindruck. Bald rauscht der Vorhang auf und mit Erstaunen erblicken wir alle die entseelte Kaiserin von Griechenland, welche auf dem Paradebett liegt. Ihr hoher Gemahl betrauert sie zwar aus tiefem Herzen, fühlt aber bald eine unerlaubte Neigung zu seiner einzigen Tochter, der wunderschönen Helena, und wartet auch nicht lange, um sie auszusprechen. Zu dieser Zeit nun belagern die Saracenen die Stadt Neapel und der Patriarch daselbst, der ein Bruder des Kaisers Antonius ist, ein feiner Mann, mit Augengläsern, rothem Käppchen und schwarzem Gehrock, der Patriarch beruft also seinen mächtigen Bruder, welcher unverzüglich die Saracenen aufs Haupt schlägt, sofort den Kirchenfürsten in seiner Angelegenheit um ein Fürwort beim heiligen Vater ersucht, dann aber, nachdem sich dieser kluger Weise Bedenkzeit ausgebeten, wieder heimzieht und der schönen Helena einen falschen Brief überreicht, laut dessen ihr der hochwürdige Oheim zu Neapel die Ehe mit ihrem Vater erlaubt.

Die Tochter ſchenkt jedoch dem Briefe keinen Glauben und flieht in der Nacht zu Schiff nach Flandern. Während ſie nun auf der Fahrt iſt, werden wir mit einer Geſellſchaft von Seeräubern bekannt gemacht, welche auf einer wüſten Inſel landen, um da auf einen Fang zu lauern. Sie ſingen eine Arie, welche, jedoch nur von ferne, an das Räuberlied bei Schiller erinnert. Das Lied iſt kaum zu Ende, als ſich die griechiſche Galeere zeigt, welche harmlos vorüberſegeln will, aber ſofort mit gewaffneter Hand überfallen und genommen wird. Ihre Beſatzung liegt in der kürzeſten Zeit ermordet umher, ausgenommen die ſchöne Helena, welche den Hauptmann der Seeräuber alsbald zu unreiner Liebe entflammt, ſo daß er ſie mit auf ſein Schiff ſchleppt. In Folge ihres Gebetes entſteht aber augenblicklich ein Ungewitter, der Blitz fährt in das Fahrzeug der Piraten, es verſinkt und alle ertrinken, ausgenommen die ſchöne Helena, welche gegen die engliſche Küſte hingetrieben wird, dort einen Baumaſt erfaßt und ſich daran aus dem Waſſer zieht. Sie verfällt dann in tiefen Schlummer, während deſſen der König Heinrich von England, der eben auf der Jagd iſt, vorüberkommt. Er betrachtet mit Bewunderung die ſchöne Schläferin, die er dann, als ſie erwacht, in ſeine Pflege nimmt. Bald bietet er der Lieblichen, von ihrem Reiz bezwungen, Hand und Krone an. Vermählung und Krönung folgen auf dem Theater; doch ahnt der Zuſchauer allbereits, daß es noch mehr Unglück geben wird. Denn Prinz William, des Königs Bruder, der Helenen vorher ſeine Liebe angetragen, aber verſchmäht worden, ſprüht bereits Rache. Alsbald wird Heinrich nach Sicilien abgerufen, deſſen König ebenfalls von den Saracenen mit Uebermacht bedrängt wird. Unterdeſſen

geneſt die tugendreiche Helena zweier ſchöner Knäblein — Herzog William aber thut dem König zu wiſſen, es ſeien zwei Ungethüme, die den Hunden glichen, und ſorgt auch dafür, daß der (gefälſchte) Befehl nach England kommt, die Königin ſammt der Ausgeburt zu verbrennen. Der treue Herzog von Gloceſter läßt aber nur drei künſtliche Gebilde in das Feuer werfen und entſendet die Königin mit den zwei Knäblein auf einem Schifflein hinaus ins weite Meer. Sie landet auf einem Eiland, welches ein Eremit bewohnt, und fällt abermals in tiefen Schlummer. Dieſen benützt ein Löwe, welcher ebenfalls die Inſel bewohnt, um eines der Kinder fortzutragen. Bald darauf erſcheint ein Wolf und nimmt das andere dahin. Helena erwacht und läuft voll Entſetzen den geraubten Kindern nach, jedoch ohne ſie zu finden, während der Eremit mit ſeinem Speere ſowohl Wolf wie Leuen erlegt und ſo die Knaben rettet. Helena, welche hievon keine Kunde hat, dagegen von dem unſtäten Wanderer, den wir ſpäter noch zu erwähnen haben, angeſprochen wird, läßt ſich auf deſſen Rath abermals von einem vorüberſegelnden Fahrzeug einnehmen und kommt ſo nach Nantes. Unterdeſſen erreicht auch König Heinrich wieder ſieggekrönt ſein Land, hört, daß ſeine Gemahlin ſammt zwei wunderſchönen Prinzen verbrannt worden ſei und wird wüthend. Zuerſt will er den Herzog von Gloceſter tödten, findet aber bald hinlänglichen Verdacht gegen ſeinen eigenen Bruder William, welcher um ein Gottesurtheil bittet. Sofort geht ein prächtig Turnier an unſern Augen vorüber; die Kämpfer ſtampfen wie ungeduldige Schlachtroſſe mit den Füßen, ſtürzen auf einander, ſtoßen ſich mit den Schilden, kreuzen die Schwerter und ſchlagen ſich mit meiſterlicher Fertigkeit,

bis endlich William fällt und ſeine Miſſethaten bekennend verendet. Gleich darauf kommt Kaiſer Antonius, der mittlerweile nur ſeiner Tochter nachgegangen, in England an. Wenige Worte mit deſſen Beherrſcher genügen, um ihn zu überzeugen, daß die ſchöne Helena, die der König beweine, die nämliche ſei, die er ſelber ſuche. Beide bejammern ihr Unglück und beſchließen, auf Wanderſchaft zu gehen, um die Verlorene zu finden. In der nächſten Scene begegnen wir nun dem braven Eremiten wieder, der einſt die Kinder vom Tode gerettet und ſie bisher, ſechszehn Jahre lang, auf ſeinem Eiland mit Kräutern und Wurzeln auferzogen. Er entdeckt ihnen, daß er nicht ihr Vater ſei, übergibt ihnen Siegel und Ringe, die er einſt in ihren Windeln gefunden, und entſendet ſie in die weite Welt. Sie gehen auf ein Schiff, das an ihrer verſchollenen Inſel Waſſer nimmt (Schiffe ſind immer zur Hand), fahren dahin und kommen nach Nantes, das eben von den Mohren belagert wird und überdieß ihre unglückliche Mutter als unbekannte Bettlerin beherbergt. Allonſon, einer der Mohren, deſſen Ruhm „durch ganz Abyſſinien und halb Afrika“ geht, fordert die Ritter in der Stadt zum Zweikampfe heraus. Die beiden Königsſöhne begeben ſich vor das Thor, an welchem Helena krank und bettelnd liegt. Jeder meint, es ſei ihm, als wenn dies die Mutter wäre, während ſie ſich ebenſo zu den jungen Rittern hingezogen fühlt, welche ſie reichlich mit Almoſen beſchenken. Bald ſehen wir nun auch den Kampf der beiden Jünglinge mit dem Mohren und ſeinem Schildträger, welche beide nach harter Wehr erliegen. Die Sieger werden nun von dem Herzog von Gloceſter, der auch zur Stelle, an ihren Ringen erkannt; König Heinrich, Kaiſer Antonius, welche noch

immer die schöne Helena suchend auf der Irrfahrt sind, treffen ebenfalls ein und zeigen sich über die Massen froh, daß wenigstens die Knaben wieder hervorgekommen, hoffen auch deren Mutter noch zu finden und reisen nach Neapel. Die schöne Helena, welche zu Nantes Vater, Gemahl und Kinder gesehen und sich ihrem Anblick — man weiß nicht recht warum — entziehen will, ist aber ebenfalls nach Neapel gegangen und lebt als Magd im Hause des Patriarchen. Endlich begegnet sie ihrem Gatten in dem Garten, kann ihm nicht mehr ausweichen, gibt sich zu erkennen und fällt ihm verzeihend in die Arme. Dann also große rührende Scenen, wo der Vater seine Söhne der Mutter vorführt, der Kaiser seiner Tochter reuevoll zu Füßen fällt, endlich auch der rettende Eremit als ein edler englischer Mylord sich zu erkennen gibt, den der König einst auf falsche Anklagen hin ins Elend gejagt hat, nun aber wieder in seine Würden einsetzt. Und am Schlusse erhebt sich die Hintergardine und der unstete Wanderer, von welchem zu reden aber noch immer nicht die Zeit ist, schließt das Stück, indem er in weißem Unschuldskleid, von bengalischem Feuer umglänzt, heraustritt und eine seltsame Rede hält.

Woher ist dieses Stück, vielmehr wer hat die Fabel von der schönen Helena erfunden und der Nachwelt schriftlich aufbewahrt? Daß wir sie lediglich der Phantasie des alten Kohlenbrenners verdanken, wollte ich schon von Anfang an nicht recht glauben, hielt daher emsige Umfrage bei allen Forschern des gelehrten Münchens, wußte mir aber keiner eine passende Antwort zu geben. Darauf ging ich an Dunlop's History of fiction, die mir besonders gelobt worden war, und fand auch in dieser nichts von

Oder soll man es nicht einen höchst bedeutenden Einfall nennen, daß das Drama gleich mit einer Kaiserin auf dem Paradebett anhebt, während das Büchlein schon sechzehn Jahre früher, nämlich mit der Geburt der schönen Helena beginnt! Ferner hat der Dichter, ganz nach Shakespeare'scher Weise, den hohen Potentaten und dem ganzen noblen Personal aus freiem eigenem Entschlusse ein komisches Pärchen gegenüber gestellt, Kuratsch, den Knappen des Kaisers, und Ursel, seine Geliebte, deren streng realistisches Trachten dem Idealismus der vornehmen Welt als höchst wirksame Folie dient. Sie allein sind es, die in gereimten Alexandrinern sprechen, während die großen Herren im Stücke sich mit einer Prosa begnügen, welche zwar keine besonderen Schönheiten entwickelt, aber überall dem Bedürfnisse genügt. Das Eigenthümlichste an der ganzen Schöpfung ist aber der „unstäte Wanderer," den der Kohlenbrenner auch wieder nur sich selbst verdankt. Diese geheimnißvolle Erscheinung ist ein schlanker, wohlgebauter Jüngling, der im Stücke das kommende Schicksal vorhersagt. Er trägt ein dunkles Gewand mit einem rothen Gürtel, und über sein Haupt fällt ein schwarzer Schleier herab. So naht er z. B. dem Sultan der Saracenen und sagt ihm muthig seinen Untergang voraus. Befragt, wer er sei, antwortet er: „Ich bin der unstäte Wanderer." Der Sultan befiehlt seinen Trabanten, ihn zu greifen, aber der unstäte Wanderer schlägt den Schleier auf und zeigt einen gräßlichen Todtenschädel, so daß Alles erstarrt zurückweicht und er selber ruhig abtreten kann. In gleicher Weise warnt er den mächtigen Kaiser Antonius, von seinem unseligen Trachten abzustehen, und erschreckt ihn ebenfalls durch seinen Anblick, während er ihm

die nach England segelnde Helena im Gesichte zeigt — so nämlich, daß das Mittelstück der Hintergardine aufgeht und ein Schiff gesehen wird, in welchem die unglückliche Dulderin schlummert. Mehrmals erscheint er aber auch in freundlicher Gestalt, wie z. B. später dem edlen Eremiten, dem er, ebenfalls als lebendes Bild, seine Pflegesöhne weist, wie sie ihr Vater gefunden hat und liebend umarmt. Endlich aber am Schlusse und in letzter Scene tritt er — und dies war allen unerwartet, und mußte auf's Höchste überraschen — endlich, als alle die Wiedergefundenen versammelt sind und sich in der Runde aufgestellt, als der Patriarch eben die Worte gesprochen: Versöhnung sei uns allen — tritt er, wie schon erwähnt, in weißem Unschuldskleide, von bengalischem Feuer erleuchtet, aus der Gardine heraus, und verkündet, anknüpfend an jenen Spruch, daß ihn gerade diese nämlichen Worte von der irdischen Wanderschaft in das ewige Leben rufen. Er sei ein Prinz des altgriechischen Kaiserstammes, habe vor Jahrhunderten in seiner Jugend ein großes Verbrechen begangen, sei bald darauf gestorben und verdammt worden, so lange auf Erden herum zu wandeln, bis ein griechischer Kaiser seine eigene Tochter ehelichen wolle und so weiter, und Reue und Versöhnung in die Herzen der Schuldigen und Unschuldigen eingezogen sei — damit sei auch seine Versöhnung bewirkt und er fahre jetzt in die ewig verheißene Wohnung. Hierauf legt er den beiden jungen Helden Kränze auf das Haupt, prophezeit ihnen, daß sie einst die Throne von England und Griechenland besteigen werden, und fährt dann unter Glanz in die Ewigkeit, während die übrigen niederknieen und ein Finale singen.

Als dies gesungen war, ging ich damals sehr befriedigt

aus dem Schauſpielhauſe. Ich hatte nichts von jener Sehnſucht nach dem Ende empfunden, welche mich ſchon manchmal überfiel, wenn ich im Hoftheater zu München vor einem Preisſtücke oder einem Freundesdrama ſaß. Soll ich's dem Mangel an kritiſchen Fähigkeiten danken oder der innern Trefflichkeit des Stückes oder ſeinen äußeren Reizen? In der That kommt der Zuſchauer auch nie recht zur Beſinnung, denn von dem mehrerwähnten Paradebett der Kaiſerin bis zum bengaliſchen Feuer, in welchem der unſtäte Wanderer verſchwindet, wechſeln die Eindrücke immerdar und in raſcheſter Folge. Auch die einzelnen Auftritte hat der Kohlenbrenner ſehr kurz gehalten; er war kein Freund der langen Monologe und endloſen Zwiegeſpräche, hatte aber gleichwohl die Sprache ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er mit wenigen Worten ſagen konnte, was andere minder begabte Dichter oft nicht mit vielen Phraſen auszudrücken vermögen. Die Decorationen, deren allerdings ſehr wenige, ſind daher in beſtändigem Wechſel begriffen; das Lager der Saracenen vor Neapel verſchwindet raſch und es erſcheint dafür der Hafen von Konſtantinopel mit ſeinen Schiffen, an denen der Kapitän Villory mit brennender Pfeife auf und abſpaziert. Bald thut ſich eine Folterkammer auf, in welcher Clariſſa, Helenens Freundin, weil ſie ihr zur Flucht verholfen, mittels eines Fallbeiles geſchickt enthauptet wird. Nicht ſelten öffnet ſich ein Viereck in der Hintergardine und man ſieht in die Zukunft, welche, wie ſchon angedeutet, durch lebende Bilder dargeſtellt wird; dann gleich wieder Wald mit Löwe und Wolf, dann Seegefechte, Turniere, landende Schiffe, Triumphzüge, kurz ein Reichthum von ſeltſamen und großartigen Eindrücken, wie ſie ſonſt nur in den Meyerbeer'ſchen Opern geboten werden.

Was die Schauspieler betrifft, so suchten sie ihre schwere Aufgabe mit Besonnenheit zu lösen. Waren ihnen auch nach dem, was sie bisher erlebt, Sprache und Manieren der hohen Personen, die sie vertraten, nicht eben nahe gelegt, so thaten sie doch das Mögliche, um durch Intuition zu erreichen, was ihnen an sinnlicher Anschauung fehlte. Wenn sie manchmal zu erliegen schienen, so mahnte es mich an den alten Spruch, daß der Mensch im Kampfe mit den Schwierigkeiten seiner Lage ein Schauspiel selbst für die Götter sei, und warum nicht um so mehr auch für den anspruchslosen Zuschauer eines Dorftheaters?

Vergleicht man überhaupt die poetische Leistung, welche zu Kiefersfelden an uns vorüberging, mit jener zu Seebruck am Chiemsee, die schöne Helena mit der heiligen Genovefa, welche ein unbekannter Dichter zu Höfelwang zu Tage gefördert, so muß man zugeben, daß der tirolische Kohlenbrenner einen weit höhern Rang im Reich der Geister einnimmt, als sein bayerischer College. Das schmucklose, wortkarge, urzeitliche Genovefastück verhält sich zu der schönen Helena in ihrem reichen romantischen Glanze wie ein uraltes einfaches Dorfkirchlein mit seinem Satteldthurm zum phantastischen Dom zu Köln.

Wer weiß, wenn wir wieder einmal auf das Bauerntheater zu sprechen kommen, und deswegen wollen wir hier, so es auch zu einiger Ermüdung des Lesers gereichen möchte, gleichwohl noch anführen, daß wir letztes Jahr demselben schon wieder unsere Aufmerksamkeit bezeigt, und zwar am Sonntag vor dem Feste der heiligen Apostelfürsten Peter und Paul, nämlich am 28. Juni. Man gab aber nicht mehr die schöne Helena, sondern Valentin und Ur-

ſinus, die Zwillingsbrüder, oder das Diamantenkreuz. Der Schauplatz war wieder dicht angefüllt mit Liebhabern und Liebhaberinnen der dramatiſchen Kunſt. Die meiſten derſelben ſchienen den Einwohnern von Kiefersfelden unbekannt und. es war daher anzunehmen, daß ſie von dem Ruf der dortigen Bühne angelockt, aus Tirol oder aus ferneren Gegenden des Bayerlandes herangekommen. Die Hitze war ſehr groß, aber ebenſo groß die Ausdauer der vergnügten Zuſchauer, welche auch Kopf und Herz am rechten Flecke zu haben ſchienen, denn als einige Stadtherren, die gleichfalls auf den Bänken ſaßen, den Bären, der allerdings ſehr gut ſpielte, zu beklatſchen begannen, erhoben die Landleute ein gewaltiges Ziſchen, als ein Zeichen, daß nach ihrem äſthetiſchen Gewiſſen Beifallsbezeugungen zwar den menſchlichen Hiſtrionen, nicht aber den vierfüßigen geſpendet werden dürfen, worin ſie eigentlich ganz und gar mit der Anſchauung unſeres Altmeiſters Goethe zuſammenfielen, welcher ja auch dem Hund des Aubry de Montdidier keinen Triumph vergönnte. Außerhalb des Stadels unter den Bäumen war in den Zwiſchenacten auch ein gar fröhliches Leben, da ein Fäßlein mit Bier und andere billige Erfriſchungen aufgeſtellt waren, welchen bei ſolcher Temperatur viele Beachtung zu Theil wurde.

Das „große heroiſche griechiſche Schauſpiel" Valentin und Urſinus iſt nach einem franzöſiſchen Roman gebildet, welcher, wie bei Gräſſe zu leſen, 1495 zum erſten-Male zu Lyon gedruckt wurde. Die Fabel verfolgt aber faſt den gleichen Gang wie die Geſchichte der Helena und iſt kaum mehr als eine geſchickte Periphraſe derſelben. Beliſanze, die ſchöne Kaiſerin von Griechenland, des Königs von Frankreich Schweſter, erſt wenige Monate glücklich

verheirathet, wird nämlich, wie die schöne Helena, von ihrem Schwager Wartur begehrt, dann, als sie tugendhaft bleibt, verleumdet, zum Tode verurtheilt, endlich gleichwohl des Landes verwiesen, während der junge und gute Graf Rudolf von Angyr, welchen jener fälschlich beschuldigt, das Leben lassen muß und, wie dort Clarissa, auf offener Bühne guillotinirt wird. Im dritten Act finden wir die verstoßene Belisanze in einer Wildniß auf französischem Boden, in höchster Verlassenheit mit zwei kleinen Prinzen, die sie mittlerweile geboren. Hier tritt nun statt des Löwen ein Bär auf, dessen Costüm eine wirkliche Bärenhaut ist von einem Exemplar, das man vor dreißig Jahren bei Häring in Tirol erlegt hat, und raubt, während Belisanze ohnmächtig unter einen Baum gesunken, den einen der Zwillinge. Die Kaiserin erwacht an seinem Brüllen und eilt ihm muthig nach, ohne jedoch etwas auszurichten.

Während dessen aber erscheint in flottem Jagdgewande, in grünem Röckchen und weißem Hütchen, des Königs von Frankreich Schwester, Verina, hebt den andern Zwilling auf und nimmt ihn aus Mitleid in Wart und Pflege. So sind beide Kinder verloren, Belisanze aber fällt sofort in die Hände eines in dortiger Gegend hausenden Riesen, des fürchterlichen Unmenschen Sargand, welcher übrigens von dem Schauspieler sehr gut gegeben wurde. Der eine der griechischen Prinzen, den der Bär geraubt, wird mittlerweile von diesem in seiner Höhle erzogen, wird eine Art Kaspar Hauser, ein Waldmensch, haarig am ganzen Leibe, lernt nicht einmal reden und trägt eine ungeheure schwarze Perücke, deren Zotteln weit in's Gesicht herein und über den Rücken hinunterhängen. Der andere aber wächst am französischen Hofe zu einem tapfern und edlen

Ritter heran und führt den Namen Valentin. Im weiteren Verlauf des Stückes wird dann Wartur's Schlechtigkeit entdeckt und durch ein Turnier das Gottesurtheil herbeigeführt. Valentin findet hierauf in der Wildniß seinen Bruder, den er natürlich nicht erkennt, in Gesellschaft des Bären. Der Bär und sein Zögling greifen ihn an, ersterer fällt im Kampfe, der Waldmensch wird besiegt und vorerst gebunden, aber im Umgang mit Valentin nimmt er bald menschliche Manier und Sprache an, und wird als Ursinus getauft, wobei der König von Frankreich Pathenstelle übernimmt. Hierauf geht Valentin mit Ursinus auf Abenteuer aus, um seine Aeltern zu suchen; beide gerathen auf den fürchterlichen Riesen Sargand, der gegen ihre Mutter Belisanze eben folgende Drohung ausgestoßen hatte: „Zwanzig Jahre sind es nun, daß ich dir mit brennendem Langmuth zugewartet, zwanzig Jahre widerstandest du meiner Liebe, aber heute will ich zu meinem Zweck gelangen.“ Ehe dieses möglich wird, greifen aber die Brüder den Unhold an, erlegen ihn nach heftigem Kampfe und befreien die gefangene Kaiserin. Nun beginnen die Erkennungen und folgen sich rasch und heiter. Belisanze erkennt ihren Valentin an einem silbernen Pfeil, den sie einst in seine Windeln gelegt. Auch Ursinum erkennt sie, welcher dann wieder Valentino als seinem Bruder in die Arme fällt. Ersterer verlobt sich auch alsbald mit Zireida, angeblich des Riesen Töchterlein, die sich aber dann als eine Prinzessin von England ausweist. O Geliebter, sagt sie, die auch in der Wildniß aufgewachsen war und des Bären Pflegekind schon früher gekannt hatte, o Geliebter, im Traume warst du allezeit mein Gegenstand, und beim Erwachen verfolgte dein Bild mich überall. Du warst mir

eine unbekannte Liebe! worauf der ehemalige Kaſpar Hauſer, das glückliche Bärenkind, erwidert: Auch ich liebte dich ſchon von meiner Wildheit an und nur der Tod wird uns jetzt noch trennen.

Der Kaiſer von Griechenland und der König von Frankreich, Beliſanze's Bruder, kommen nun auch dazu, ſeine Schweſter Verina läßt ebenfalls nicht lange auf ſich warten — alles begrüßt, küßt, verſöhnt ſich. Ein ſchwarzer, geheimnißvoller Mann, ein Eremit und Waldaſtrolog, der ungefähr die Rolle ſpielt, wie im ändern Stück der unſtäte Wanderer, ſpricht dann den Epilog, erklärt, daß er jetzt hundert und dreizehn Jahre alt, auch der Großvater des Kaiſers von Griechenland ſei und gießt ſeinen Segen aus über Alle. Der König von Frankreich fühlt bald darauf, daß er der Regierung ſatt ſei und übergibt ſeine Krone dem edlen Valentin; der Kaiſer von Griechenland thut desgleichen und verzichtet zu Gunſten ſeines Sohnes Urſinus. Unter einem Lobgeſang ſchließt das Stück.

Was das Diamantenkreuz anbelangt, das den zweiten Titel des Stücks abgibt, ſo ſtammt daſſelbe von Kaiſer Karl dem Großen und iſt von Papſt Leo II. geweiht worden. Es iſt von unſäglicher Bedeutung, ohne daß man eigentlich erfährt warum. Der alte hundertjährige Kaiſer von Griechenland war eigens in's Elend gegangen, weil er ein Gelübde gemacht, nicht eher wieder unter die Menſchen zu treten, als bis er es wieder in ſeinen Händen habe. Im Stücke trägt es zuerſt der Unmenſch Sargand auf ſeiner Bruſt; nachdem er gefallen, verleiht es der alte Kaiſer ſeinem Urenkel Urſinus. Ich habe, wie geſagt, nicht recht herausgebracht, was es eigentlich in dem Schauſpiel zu

thun und zu bedeuten habe, denn das Stück wäre ohne dieſe Zugabe ſchon unterhaltend und ſchön genug.

Der Styl des Ganzen iſt zwar im Tone der ſchönen Helena, doch zeigt die Sprache — man weiß nicht, ſoll man ſagen, mehr Jugend oder mehr gereifte Kraft. Von jeher haben ſich die Dichter herausgenommen, ihre Mutterſprache fortzubilden, und es iſt nicht unangenehm zu bemerken, daß ſich der Poet von Brixlegg dasſelbe Recht genommen und dieſelbe Aufgabe geſtellt hat. So ſagt der Kaiſer zu dem verleumdeten Grafen, dem jungen Rudolf, der nicht begreifen will, warum man ihn vor ſein Gericht geführt: O kühner Sprödling, dein Leugnen wird die Strafe nur vergrößern. Der Rieſe heißt einmal den geheimnißvollen Waldaſtrologen einen alten Sternenlümmel. Ein andermal rühmt Valentin des frühern Wilden geſchwinde Zahmhaftigkeit, und einmal erzählt der König von Frankreich, daß er dem Bären nur zur Noth entkommen ſei, da ihm allmählig die Geläufigkeit verſagt habe.

Geſpielt wurde wieder mit ebenſo viel Kraft und Lebendigkeit wie das erſte Mal; nur machte ich an dieſem Tage die feine Bemerkung, daß der Souffleur, deſſen Mitwirkung übrigens weniger in Anſpruch genommen wurde, als auf unſerer Hofbühne, ſich eine Cigarre beigelegt hatte, deren Rauchwölkchen mitunter an der Crinoline der Kaiſerin halbverſchämt hinaufquirlten, um an ihrem Buſen in Ehrfurcht zu erſterben. Sonſt ging das Ganze in ungeſtörter Ordnung vorüber und der Eindruck auf uns alle war ein ſo mächtiger, daß wir noch lange von dem Stücke ſprachen, ſeine Vorzüge abzuwägen und die Bedingungen ſeiner Wirkung zu erforſchen ſuchten.

Nicht unerwähnt darf übrigens vorübergehen, daß ein Mitglied der Reisegesellschaft, ein sehr geschmackvoller Mann, sich von der ersten Aufführung, die er sah, so angezogen fand, daß er gleich beschloß, noch einen Tag in Kiefersfelden zu bleiben, um auch der folgenden, welche am Montag, dem Peter und Paulstag, stattfand, anwohnen zu können. Er behauptet auch noch zu dieser Stunde, daß es ihn nicht im Mindesten gereut habe.

Seltsam ist es aber gewiß, daß diese alten byzantinisch-fränkischen Mythen hier in dem stillen Kiefersfelden wie eine zweite Heimath gefunden und daß sie da durch die dramatische Kunst den Landleuten ganz geläufig werden, während sie den Städtern doch so viel wie unbekannt sind. Zu bedauern bleibt es aber immerhin, daß der Kohlenbrenner fast ausschließlich im Orient, in Frankreich und England herumschwärmte und daß er nie darauf verfiel, seinen Stoff aus der Nähe zu nehmen und ein „heroisches Ritterschauspiel" aus Bayern oder Tirol auf die Bühne zu bringen. Die alte Mähr von dem letzten Grafen, der auf dem nahen Falkenstein saß und den sein ungetreues Weib im Bade erschlagen ließ, oder die andere betagte Geschichte von Herrn Markwart, welcher, als er mit der schönen Adelheid von Frontenhausen noch in den Flitterwochen lebte, von den Söhnen seiner früheren Buhlin — vielleicht seinen eigenen — auf der grünen Wiese bei Markwartstein erschossen wurde, diese oder ähnliche Stoffe wären dem Dichter gar nicht so ferne gelegen und es müßte interessant sein, zu sehen, wie er die allerdings sehr knappen Fabeln mit seiner Kunst erweitert und bereichert haben würde. Löblich wäre es auch und ehrenvoll, wenn unsere dramatischen Genien, die bei den Städtern nicht immer

den Beifall finden, den sie wünschen, sich einmal herunterließen, für die Bauern schöpferisch zu sein. Die Triumphe, die ihnen diese dankbaren Zuschauer darbrächten, möchten sie leicht entschädigen für so manches Mißgeschick, das sie gegenüber dem übersättigten und blasirten Publicum der Städte unverdient erleiden.

Hiemit schließen wir den langen Bericht von Kiefersfelden. In unserem nächsten werden wir übrigens das Thal verlassen und ins Gebirg hinaufsteigen.

XIII.

Zum Tatzelwurm.

Dulce est desipere in loco.

„Heut' geht's auf d' Alm!" wonniger, freudeverkündender Ausruf, der alle belasteten Seelen ermuntert, seien sie nun in der Stadt erdrückt worden und in der Kanzleiluft halb erstickt oder unten im engen Thale an der bäuerlichen Langweile erlahmt. Die Hoffnung, in der freien Bergluft die Sorgen der Niederung abzuschütteln und ein anderer Mensch zu werden, erquickt jedes Alter und jedes Geschlecht, das Kind am Gängelbande so gut wie den Greis am Wanderstabe, die schüchterne Feiertagsschülerin so gut wie den siegessichern Jägerburschen.

Diesmal war aber ein ganz besonder Ziel und seltene Aufgabe vorgesetzt, und da selbe von einem allein nicht erreicht und gelöst werden konnten, so hatte sich gleich ein ansehnliches Häuflein liebwerther Gefährten zusammengethan. Ihr Stelldichein war zu Audorf beim Hofwirth, die Tageszeit der frühe Morgen, am fünfzehnten August vergangenen Jahres. Dem Aussehen nach schienen sie aus der Stadt zu kommen, aber in den Augen aller leuchtete das Vergnügen, sie verlassen zu haben. Die Tracht wies ungefähr auf die gebildeten Stände, doch hatte fast jeder

der Almenfahrer sich irgend ein kleidsames Stück aus dem Jäger- oder Hirtenleben beigelegt, ein Steyrerhütchen oder einen Waidmannsranzen, eine Kochlerjoppe oder einen Almenstock, alles nur um anzudeuten, daß man heute auf ein völliges „Aufgehen in der Natur" hinarbeite.

Audorf aber, der Standort, wo wir uns versammelten, ist schon früher nothdürftig beschrieben worden, so daß wir jetzt nichts weiter darüber zu sagen brauchen, vielmehr es eilig verlassen, um unserer Tagesaufgabe näher zu kommen.

Zuvörderst ging es durch die Wiesen rasch dahin, ohne viel Umsehen, denn dem Thale wollte man so schnell als möglich entfliehen. Eigentlich war auch noch nicht viel zu betrachten, da die Gegend, die dem mächtigen Inn entlang liegt, in einen weißen sonnigen Nebel gehüllt war, aus dem sich auch die Berge erst mit Mühe losrangen. Nach einer starken halben Stunde begrüßten wir den Auerbach, der, aus dem Gebirge hervorströmend, hier eine rauschende Mühle treibt, und an seiner Linken begannen wir nun emporzusteigen. Zuerst nahm uns ein schattiger Hohlweg auf, der noch die angenehme Kühle des Morgens bot, bald jedoch auseinander wich, um die volle Schönheit des Audorfer Berges sehen zu lassen. „Audorfer Berg" nennt man aber die ganze Alpengegend, die sich von jenem Dorfe aufsteigend gegen Bayerisch-Zell hinzieht, mit mancherlei Ansiedelungen besetzt und wegen ihres landschaftlichen Reizes fast berühmt ist. Und in der That war keiner unter diesen Reisegenossen, der sich an dem labenden Anblick nicht gefreut hätte, bis tief in's Herz hinein. Wie glänzten die Auen so schön in der Morgensonne, wie standen die Wälder so stattlich in ihrer dunklen Schlachtordnung? Unten tief in der Schlucht, zu welcher smaragdgrüne Halden

hinabführten, hier mit fruchtbaren Haſelſtauden, dort mit wilden Roſenbüſchen beſetzt, unten ſchoß der Bach dahin, nur ſelten durch fernes Geräuſch an ſein verborgenes Daſein mahnend. Auf unſerer Seite war mehr Anbau und mehr Volk, ſchöne Höfe folgten ſich in kurzen Entfernungen, zwei oder drei beiſammen ſtehend, reichlich beſchattet von ſchwer beladenen Apfelbäumen, gut bewäſſert von kleinen Rieſelbächen, welche dem tiefen Thalbach eilig zutrachteten. Vor dem Hauſe ſprudelt ein friſcher Brunnen, auf der Altane wiegen ſich in hölzernen Käſtchen Roſen und Gelbveigelein. Ueber der Thüre ſteht ein friedlicher Spruch, der den Leſer auf die Ewigkeit vorbereitet oder ihm die Noth des irdiſchen Jammerthales wegzudisputiren ſucht. Daß die Dächer ſanft geneigt, mit Schindeln belegt und dieſe mit Steinen beſchwert ſind, iſt ohnedem bekannt. Vor dem Hauſe ſpielen die Kinder, etwas ſchmutzig zwar, doch keineswegs in dem Maße, daß die rothen Backen nicht mehr durchſcheinen könnten. Auch Hühner, Tauben, Katzen, Ferkeln finden ſich da, die trauten Geſpielen der ländlichen Jugend.

Auf der andern Seite, die uns gegenüber liegt, iſt meiſt Forſt und grüner Almengrund. Es funkelte aber alles im Thau des Morgens, Gras und Halm und Laub und die Tannenbäume und die fernen Dächer der Sennhütten und die Felswände, die aus den weichen Triften ſo rauh emporſtiegen. Die Berghänge jenſeits des Baches bieten übrigens alle Reize der Wildniß, aber auch manche Spuren der Menſchenhand, die ſie nutzbar macht. Da erſcheint ein Wäldchen, reinlich abgemarkt, wie ein Schachbrettfeld, dann ein Wieslein mit einem Heuſtadel, dann wieder ein abgetriebener Holzfleck, wo die gefällten Fichten

wild übereinander liegen, dann ein Gießbach, der ſich blüthenweiß durch das dunkle Geſtein windet, und ein kleiner Steg darüber, zuweilen auch, doch ſelten, ein Berghof auf entlegener Höhe. Ueber den ganzen Berghang ſchlängeln ſich verſchiedene Fußpfade, die wie lange braune Zeilen an den Halden hinlaufen, dann im Wald verſchwinden, aber hinter ihm ſogleich wieder anheben. Oft gehen ſie halsbrechend in die Schlucht hinunter, oft eilen ſie ſteil hinauf gegen den Grat und verſchwinden oben, um in einem andern Alpenreviere ſichtbar zu werden. Auch ſchönes Laubholz findet ſich und erregte damals, je wärmer der Tag wurde, mit ſeinen ferne aufſteigenden Kronen eine liebliche Sehnſucht nach Schatten und erquickendem Halbdunkel, durch welches der kühle Weſtwind ſtreicht. Nicht zu vergeſſen endlich ſind die wohlgenährten Rinder, die jene Halden beleben und ihr Herdengeläute melodiſch herüberſchallen laſſen.

Eigentliche Bergesgipfel und ragende Häupter ſieht man gleichwohl nicht viel auf dieſem Gange, außer wenn man rückwärts ſchaut gegen den wilden Kaiſer hin. Den Wendelſtein, der nicht weit abläge, verdecken grüne Höhen und die Bayeriſch-Zeller Berge kommen auch nicht hervor; jedoch, damit auch dieſe Schönheit nicht ganz vermißt werde, erhebt ſich zur Linken wenigſtens einer und ein ziemlich gewaltiger, der raſch und ſteil aus den Almen aufſteigt, regelmäßig wie eine Pyramide, der man den Hut abgetragen. Er heißt der Brinnſtein und trägt eine Kapelle auf ſeinem Grate.

Iſt man auf der Alm ſchon in der Woche fromm und gottergeben, ſodaß ſich keine Hütte findet, in der nicht ein leidender Chriſtus, von friſchen Blumen ſtets umduftet, in

der fürnehmſten Ecke hinge, auf daß die einſamen Schäferinnen ihr Morgen- und Abendgebet vor ihm verrichten können, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß an Sonn- und Feiertagen dieſe werktägliche Hausandacht keinerlei Genügen geben kann, und daß die Mädchen nach einer kräftigeren Gottesverehrung ſtreben. Sie putzen ſich dann mit dem glänzenden Mieder und dem weißen Fürtuch, ſetzen das grüne Hütchen auf, ſtecken einen Buſchen vor die Bruſt und gehen in ein rechtes und wahrhaftes Gotteshaus. Sie wandern dann nicht ungern in's Thal, wo ſie Eltern, Geſchwiſter, ſowie Freunde und Freundinnen wieder ſehen und die Sonntagspredigt des Herrn Pfarrers einſchlürfen können; faſt noch lieber aber wallfahrten ſie zu irgend einer Bergkapelle, wo die Mutter Gottes oder ein alter Heiliger mit grimmigem Barte verehrt wird und wo die Gebete einen viel kürzeren Weg zum Himmel haben. Oft kommen da mehrere Jungfrauen zuſammen, vielleicht auch einmal ein nicht ganz abſichtsloſer Jüngling und wenn man inbrünſtig gebetet, ſetzt man ſich gern in's Grüne und fängt zu ſingen an, ſchalkhafte Liebeslieder, d. h. Schnaderhüpfeln und wer dann unten vorbeigeht, der meint leicht, da oben ſitzen die Sirenen bei einander und möchte vergehen vor lauter Sehnſucht.

Alſo ſchlendernd kamen wir auch an manchen Aelplern beiderlei Geſchlechts vorbei, welche in ihrem beſten Sonntagsſtaate thalwärts gingen. Es iſt ein gutgenährter, wohlausſehender Schlag; die Männer mitunter von ſehr ſtattlicher Geſtalt, auch die Weiberleute von gediegener Statur, die jedoch ſelten bis zur vollen Schönheit ausſchlägt.

In dieſer Gegend liegt auch Watſchöd, der ſchöne Hof,

den die Maler eigens abzuzeichnen pflegen. An dieſem Hof wäre viel zu ſtudiren, wie alter Alpenbau geweſen und ausgeſehen, denn er ſcheint ſchon geraume Zeit ſo zu ſtehen, wie jetzt, da doch die alten Bauernhäuſer immer ſeltener werden, ſei es, weil der ſteigende Wohlſtand die frühere enge Heimath gern durch neue Häuſer von Stein erſetzt, ſei es, weil manch altes und ehrwürdiges Gebäude durch Feuersnoth zu Grunde gegangen. Der watſchöder Hof iſt groß und geräumig, ſchwer und ſtark in ſeiner Anlage. Das Holzwerk iſt derber und verläſſiger, als es heutzutage hergeſtellt wird. Das Haus hat mancherlei Zier von oben bis unten — zwei grün angeſtrichene Galerien, welche die Vorderſeite ſchmücken, eine Uhr mit weithin hallendem Schlage, eine Glocke im Thürmchen auf dem Grat des Daches, welche das Geſinde, wenn es auf den Wieſen arbeitet, zu den Mahlzeiten ruft und über dem Firſt zwei große Löwen, welche ein Crucifix beſchützen. Auf den Wänden ſind mehrere Heilige angebracht, von denen, die die Bauern am liebſten haben, ja an der Hausthüre ſtehen ein Grenadier und ein Füſilier, welche auf lange Bretter gemalt ſind und in übermenſchlicher Größe den Wohnſitz bewachen. Im Innern hat's mir gleichwohl nicht recht gefallen. Die braunen Mauern zerbröckeln, der ſteinerne Flurboden iſt zerſprungen und das Getäfel in der Wohnſtube ganz ſchwarz geworden unter der Laſt der Jahre. Die Landleute ſchauen dem ſchleichenden Verfall ihrer Behauſungen durch Menſchenalter hindurch in Ruhe zu, bis einmal ein Hauptbau gefährt und der ganze Wohnſitz renovirt wird, vom Gipfel bis zu den Wurzeln. — Ein neues Geſchlecht fühlt ſich auch behaglicher in neuen Wohnungen. Man hat ſchon manchen Herrn von Stand be-

obachtet, der sich eine Ritterburg restauriren ließ, und dem es dann selbst bald unheimlich wurde in den finstern hallenden Gängen und in den halbdunkeln, kalten Stuben, die keine Sonne hell und kein Ofen warm macht. Mir wäre auch eine Sommerfrische lieber bei Miesbach in einem neuen reinlichen Bauernhäuslein mit den glänzenden Fenstern und den lichten Gemächern und dem frischen neuen Holzwerk, als in dem alten Hofe zu Watschöd.

Von diesem an wandelten wir aber noch ein hübsches Stündlein fort, immer die Halde entlang, die sich bald einwärts, bald auswärts bog und kamen in munterem Gespräche unserm Ziele immer näher. Da nun dieses nicht länger mehr ein Geheimniß bleiben kann, so ist es an der Zeit, daß wir es veröffentlichen und zwar wie folgt:

Auf dem Audorferberge liegen in weiter Zerstreuung viele Höfe umher, es ist jedoch kein so alter darunter, wie der zu Schweinsteig. Dieser steht etwas höher im Gebirge, rechts ober unserm Wege, kommt schon im zwölften Jahrhundert vor und wurde immerdar von einem ehrenhaften Geschlechte bewohnt. In unsern Zeiten ist das Haupt desselben ein hochgebauter, kräftiger, eben nicht junger, aber rüstiger Germane, der sich Simon Schweinsteiger nennt. Er ist zwar nicht arm, aber sein großer Hausstand macht ihm doch viele Sorgen. Man behauptet, er habe schon von Jugend auf „seine Sachen“ (Grillen oder Sonderlichkeiten) gehabt, und jedenfalls zählt er nicht zu dem ordinären Bauernhaufen, ist vielmehr strebsam und denkt in's Weite. Zu seinen Sachen gehörte nun auch, daß er weiter drinnen in einer Gegend, die da Aschau heißt, wo er eine Almenhütte gepachtet, sich oft und gern

an den nahen Weg hinsetzte und die Pilger betrachtete, nicht allein jene, welche von Audorf nach Bayerisch-Zell hinüberzogen, sondern auch die andern, welche den umgekehrten Weg von Bayerisch-Zell nach Audorf wandelten. Unbetreten ist der Pfad zu keiner Zeit des Jahres, da er zwei volkreiche Gegenden verbindet, die außerdem nur auf weiten Umwegen einen Zusammenhang haben. Im Sommer kömmt dazu noch der Zug der Wallfahrer, die über die Almen nach dem wunderthätigen Bilde am Birkenstein trachten. Auch im Winter wird der Steig gar viel benutzt, zumeist von den Holzleuten, welche dann die Schätze der Wälder im Schlitten zu Thale fördern, mitunter auch von einem Landtagsabgeordneten oder einem geistlichen Herrn, der zu einem Tarokrennen nach Bayerisch-Zell hinübereilt. Der Schweinsteiger saß nun in der Abendkühle gar oft an dem Wege und fragte dann die Wanderer gern, was sie für neue Mähr wüßten aus dem Reich, was der Weizen gekostet auf der letzten Rosenheimer Schranne, oder wie die Allgäuer Kühe abgegangen auf dem letzten Viehmarkt zu Käferloh. Dagegen fragten ihn die Pilger, warum denn hier kein Wirthshaus zu finden, gerade in der Mitte zwischen Audorf und Bayerisch-Zell oder umgekehrt. Dritthalb Stunden sei's hierher von jedem Orte — ein weiter durstiger Weg in heißen Sommertagen. Im freien Helvetien, im Berner Oberland, im Chamounythal, sagten die Reisenden, ständen auf solcher Strecke wenigstens fünfzehn Hotels mit Ober- und Unterkellnern, Führern, Trägern, Mauleseln, Bettlern und Blumenmädchen. Ha, ihr blöden Altbayern, soll da mancher Nordländer gesagt haben, indem er drohend den Finger aufhob, für was hat euch die Vorsehung so herrliche Berge verliehen, wenn

ihr nicht einmal Wirthshäuser habt, die ihr hineinstellen könnt?

Der Schweinsteiger wurde tief betroffen von solchen Reden, denn sie verdrossen ihn sehr. Aber während er sich darüber ärgerte, ging hinter den Sorgenhügeln seines Herzens ein neuer Stern auf, ein hoffnungsvoller Stern von ungemein mildem Lichte und verführerischem Glanze. Er betrachtete ihn sehr gerne, verfiel darüber in hoffnungsvolle Träume und nahm die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, an. Jetzt ist mir doch, lautete einer seiner bekanntesten Monologe, jetzt ist mir doch, als habe Alles — die Vorsehung, die Reisenden, der Standort und mein eigenes Gemüth — nur Einen Zweck, nämlich den Zweck, mich zu einem Wirthe zu erheben. Und in der That, ich kann den Gedanken nicht denken, ohne ihn lieb zu gewinnen. Ein halbes Jahrhundert habe ich schon mehr als vollgemessen auf dem Rücken — dreiundfünfzig Frühlinge zähle ich bereits — meine schwieligen Hände zeigen, daß ich mich in jüngeren Jahren nicht geschont — elf Kinder habe ich dem Vaterlande geschenkt, die mir jetzt viel unnützen Lärm in's Haus machen. Wie wär's denn, lieber Simon, wenn wir nachgerade einen Altersstuhl, eine Simonsruhe uns errichten dürften, allwo wir wie in einer Solitude oder Monbijou unsre Tage leise versitzen könnten, als angesehener Wirth in freundlichem Gespräche mit den Reisenden, mit den Naturforschern, mit den Gelehrten, die mir vielleicht manches neue mittheilen, die vielleicht hier oben auch manches neue hören könnten! Selbst die Würdenträger des Staats begehren ja in solchem Alter der Ruhe und wenn sie auch nur halb so viel geschafft wie ich, so nehmen sie doch mit einem tüchtigen Ehrensold

fürlieb und erfreuen ſich einer würdigen Thatenloſigkeit. — Und wär's nicht ein Labſal und eine ſüße Erinnerung für mich armen alten Mann, wenn einſt der berühmte Jacob Grimm, der Gründer der deutſchen Philologie, hier herauftäme oder der edle Philhellene Friedrich Thierſch und wenn beide mein Getränke lobten, oder wenn der größte Philoſoph der Gegenwart — leider kann ich ſeinen Namen nicht nennen — an meiner Butter ſeinen Gefallen fände und ſein ſokratiſches Mundſtück ſo tief in meinen Alpenrahm ſteckte, daß ihm der weiße Bart noch ſtundenlang um die träumeriſchen Lippen hinge!

Es war im April 1848, als der Schweinſteiger ſeine Bundſchuhe anzog, ſeinen grünen Hut aufſetzte und den Berg hinunter ging, um nach Roſenheim zu wandern. Wenig kümmerte ihn, daß ganz Deutſchland aus den Fugen war, mehr aber, daß der Schandfleck von ſeinem heimiſchen Arkadien weggewaſchen, daß dort zum Beſten der reiſenden Menſchheit endlich ein luſtig Wirthshäuslein aufgeſchlagen und ſein geliebtes Vaterland den Vorwürfen der Fremden entrückt werde. Wenn nur da einmal ein gaſtlich Dach errichtet wäre, unter dem der Pilger an heißen Tagen Kühlung, bei froſtigem Wetter Wärme und zu allen Zeiten eine leibliche Erquickung fände, ſo würde man, meinte er, auch ſonſt nicht mehr viel über ſein liebes Bayerland zu ſchimpfen haben. Er winkte auf dem neun Stunden langen Wege immer lächelnd rechts und links, in der feſten Ueberzeugung, daß ihm jeder Landsmann ſchon von außen ſeinen patriotiſchen Gedanken anſehen müſſe. Noch lebte er auch der frohen Hoffnung, daß die erleuchteten Behörden ſeine Idee als eine Ehrenſache auffaſſen, und ihm die ſchönſten Complimente darüber machen wür-

den. In Roſenheim, dem ſeinen Städtlein, angekommen, ging er die dunkele Treppe hinan, die zur großen Amtsſtube des Landgerichts führte und ſtellte ſich da unter jene ſcheue Herde von verſtandesbeſchränkten Unterthanen, welche im Hintergrunde auf Abfertigung zu warten pflegt. Da das andere Volk, welches heute zuſammengekommen, meiſt nur mittlerer Statur war, ſo ragte er faſt um einen Kopf darüber hinaus (wie die Cypreſſe über den Mehlbeerbaum), und da die übrigen ziemlich nachdenkend, mitunter etwas ängſtlich dareinſahen, ſo konnte ſein faltiges Geſicht, welches immer gefällig vor ſich hinlächelte, nur einen auffallenden Contraſt zu dieſer Umgebung bilden. In der That fiel es auch, nachdem er eine gute Stunde geſtanden, einem gutmüthigen Gerichtsdiener auf, der ihn ſofort milde anfuhr und ſprach: Was willſt denn Du da hinten mit Deinem hölzernen Gelächter? Ob Du hergehſt, damit man mit Dir reden kann? Auf dieſe freundliche Einladung wagte ſich der Schweinſteiger etliche Schritte vor und liſpelte etwas von ſeinem Anliegen, worauf der Gerichtsdiener ihm bedeutete, er ſolle nur gleich zum Herrn Landrichter hineingehen. Die weiteren Erlebniſſe wollen wir aber den Dulder ſelber ſchildern laſſen, indem wir einen Brief ausziehen, den er gleich darauf einem Vertrauten geſchrieben. Es iſt ein ſehr plaſtiſches Bild aus dem Kanzleileben der guten alten Zeit, die immer noch nicht ſo weit zurückliegt als man vielleicht zu München in den humaneren Kreiſen des Miniſteriums glauben möchte. Alſo ſchreibt er:

„Ich klopfte an, und ging hinein. Da las er (der Herr Landrichter nämlich) in einer Zeitung. Er nahm mich ſogleich bei der Hand, und wies mich zur Thüre

hinaus und ſtieß mich zurück. Da waren viele Leute da, und es war ein groß Gelächter. Ein jeder fragte, wer ich ſei, und ich war ganz ſchamroth; denn es waren auch mehrere Bekannte darunter. Nun mußte ich wieder eine Stunde an der Thüre ſtehen, bis er wieder kommt. „Dummer Kerl, was willſt Du denn?“ war ſeine Antwort (ſoll heißen Anrede). Ich möcht' mit Ihnen allein was reden — „Sag's nur ſo, dummer Kerl!“ — Dabei ſtand er vor mich hin. Alles Volk kam näher, und ſo mußte ich's öffentlich herausſagen. Ich bitte ihn recht freundlich um Verleihung einer Wirthſchaft auf die Almenhütte in der Aſchau — da ward er zornig und machte allerhand Vorwürfe und wollte mich ausſchaffen. Ich bitte wieder auf ein Neues. Da muß ich zum Actuar gehen. Dieſer ſchimpfte mich und rebellte unaufhörlich. Er warf zuerſt die Acten hin und her, und ſchickte mich dann zum Oberſchreiber. Dieſer ſchimpfte mich auf ein Neues unter allem Volk. Doch mußte ich 1 fl. 57 kr. zahlen, wobei er immerfort lärmte. Darauf mußte ich zwei Stunden ſtehen bleiben. Wie es zwölf Uhr ſchlug, ſagte der Gerichtsdiener, ich ſollte weiter gehen, es ſei Mittag. Ich beſchwere mich, daß ich jetzt ſeit acht Uhr dageſtanden und nicht angehört worden, und daß ich neun Stunden nach Hauſe habe, wo ich ſoviel bei der Nacht gehen muß bei ſo ſchlechter Witterung. Er kann nicht helfen, war die Antwort. Dieſes hörte der Actuar und ich durfte wieder zu dieſem hineingehen. Er war aber ganz feindſelig und ich war ihm überall im Wege. Ich ſtand feſt in einem Winkel, wo mir das Stehen doch ſo viel Schmerzen macht, daß ich bald auf dieſen Fuß und bald auf jenen ſtehen mußte. (Wie die letzte Scene mit dem Actuar ausge-

gangen, hat der Schweinsteiger in seinem Briefe nicht angegeben, jedenfalls war auch sie ohne Folgen). Als ich nun wieder nach Hause gehen wollte, konnte ich nicht mehr recht gehen. In allen Gliedern hatte ich Schmerzen und den weiten Weg nach Hause! Auf dem Wege kamen mir so schwere Gedanken, warum ein Bauer so viel Unbilligkeiten ertragen soll, wo er doch sein Brod mit seiner Familie im Schweiß des Angesichts verdienen muß. Heut' Vormittag war ich schlechter als der Hund, der unter dem Schreibtisch lag, und den alle Beamten liebkosten. Von der Thierquälerei gibt's ein Gesetz — aber von der Bauernquälerei gibt's nichts."

Indessen der Schweinsteiger gab nicht nach. Es kam auch einmal ein glücklicher Tag, wo er zu Protokoll genommen und dann schriftlich abgewiesen wurde. „Dem Gesuchsteller, hieß es, sei nicht so fast um Bewirthung der Fremden zu thun, sondern vielmehr um Gesindel heranzulocken, welches ohne Aufsicht der Unsittlichkeit fröhne, wozu jene Almenhütte so geeignet sei. Die Reisenden, die auf jenen blumigen Pfaden wandelten, trügen alle selber kalte Speisen mit sich und es werde ihnen in jeder Sennhütte Milch, Butter und guter (?) Käse gereicht, wonach die Pilger mehr Verlangen hätten als nach anderen Speisen und zur Stillung des Durstes könne man da frisches gutes Wasser haben!" — All dies klang zwar nicht sehr tröstlich, aber nun hatte der Gesuchsteller doch das Recht, an die Kreisregierung zu appelliren. Diese wies ihn zwar ebenfalls ab, aber nach einiger Zeit fing er wieder beim Landgericht an und als er dort abermals abgewiesen worden, ging er wieder an die hohe Regierung von Oberbayern, welche ihn neuerdings abwies. Diesen ehrwürdigen

Kreislauf setzte er wie ein Färbergaul so lange fort, bis ihm beim vierten Male, nach drei Jahren, die grundgütige Regierung eine widerrufliche Licenz zu einer Bierschenke in der Aschau für die Sommermonate verlieh. Im innersten Herzen hatte sich der Schweinsteiger zwar eine Wirthschaft gewünscht, mit der Gerechtigkeit, Sommer und Winter die Pilger über Nacht zu beherbergen, aber er dankte dem lieben Gott und der gnädigen Regierung von Oberbayern für das Wenige, rieb sich die Hände und war glücklich. Und siehe da! es kam bald ein Segen über ihn und die Großen von Rosenheim stiegen hinauf zu seiner Höhe und sein Getränk fand Gnade vor den Landgerichtsbeamten, den Forstleuten und den Oberschreibern und nicht allein vor diesen Celebritäten, sondern vor der wandernden Menschheit allzumal. Auch von der gefürchteten Unsittlichkeit war keine Rede mehr, vielmehr lobte man seinen strengen Hausvaterernst, der den muthwilligen Buben gewaltig imponirte. In diesem Zustande verharrte er, obgleich er später noch zweimal fruchtlos bat, auch im Winter Samaritaner sein zu dürfen. Wenn seine elf Kinder auf dem Hofe das Haus umkehrten, dann ging er stille dahin und wanderte fort und fort, bis er in die heimliche Einsiedelei zu Aschau kam. War ein gebildeter Gast vorhanden, so setzte er sich hin, um bei mäßigem Trunke seine Ideen mit ihm auszutauschen; war niemand zur Stelle, so holte er sich selber einen frischen Humpen aus dem Keller und ergötzte sich daran; denn obgleich er zu Hause das beste Wasser hatte, so gab er doch dem braunen Nationalgetränke den Vorzug, wie ja auch der fromme Noe bekanntlich in seinen alten Tagen ein anderweitig Getränk haben wollte.

So lebte er zufrieden mit sich selber und mit den andern bis in's Jahr 1858, als ihn das Schicksal wieder auf jene langen traurigen Wanderungen durch die Kanzleien schickte. Der Nachbar nämlich, welcher ihm die Alpenhütte in der Aschau verpachtet, beneidete den Schweinsteiger, daß dieser eine Bierschenke führen dürfe, daß er da als Wirth fast in fürstlichen Ehren seine alten Tage zubringe, in seinem Felsenkeller immer frisches Bier habe und mit allen reisenden Gelehrten Verbindungen anknüpfen könne. Was lag ihm näher, als daß er die Miethe kündete, und er that es auch. Der Schweinsteiger betrübte sich zwar darüber, fing aber bald zu überlegen an, ob er die Wirthschaft, die sein Alter versüßte, nicht auf seinen angestammten Hof zu Hinterschweinsteig verlegen solle, und als ihm dieser gleichwohl für solchen Zweck zu hoch und zu entlegen erschien, da faßte er den Gedanken, sich ein eigenes Häuschen zu erbauen, einen Büchsenschuß von der Almenhütte, und zwar an eben dem Pfade, auf dem die Wanderer nach Bayerisch-Zell oder nach Audorf gehen. Nun hatte er aber in dieser Gegend weder Grund noch Boden und so wandte er sich an die Reichsverwaltung und erbot sich, daselbst ein werthlos felsiges Flecklein zu kaufen oder gegen ein werthvolleres Grundstück einzutauschen. Er fand dabei natürlich alle jene Schwierigkeiten, auf welche im lieben Bayerlande jeder stößt, der etwas Industrielles unternehmen und seinem Vaterlande dadurch Ehre machen will. Waren die gebildeten Herren in den höheren Schichten auch recht artig mit ihm, so waren die Volksbeglücker des untern Ranges nur um so unfeiner. Er wurde wieder einmal um das andere abgewiesen, ganz im Geist der damaligen Zeit, welche immer meinte, der Unterthan würde

übermüthig, wenn man ihm zu schnell und rasch etwas zu Gefallen thue. In seiner Rathlosigkeit fuhr er nun einmal in die Stadt hinein und ging in's oberste Forstbureau, nicht verlegen zwar, aber fremdartig angeweht von dem Duft der hohen Stelle, fand jedoch das richtige Gemach und in diesem die freundlichste Aufnahme. Ja, als der schwielige Alpensohn sein Anliegen vorgetragen, sprach ein hoher Würdenträger: „Ei, wenn's sein kann, warum sollen wir euch denn nicht gefällig sein? wir sind ja da, um die Menschen zufrieden und glücklich zu machen!"

An diese Scene erinnert sich der Schweinsteiger noch heut zu Tage gerne. Namentlich die letzten Worte wiederholt er mit einer gewissen fröhlichen Pique, gleich als bezeichneten sie einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Das war schön, sagt er, indem er sich schmunzelnd hinter den Ohren kratzt, „zufrieden und glücklich machen" — da darfst weit um einander laufen, bis du wieder so was hörst. — Dabei schielt er mit den Augen hin und her, als wenn er die bedeutendsten Anspielungen machen wollte.

Endlich nach fünf langen Jahren hatte er das Fleckchen, das er wünschte, ausgesteckt erhalten und baute um elf oder zwölfhundert Gulden ein niedliches Häuschen darauf. Ein paar hundert Gulden aber waren auf diese und die frühere Geschichte ergangen mit lauter Reisen nach Rosenheim und München, Protokollstaxen, Anwaltshonoraren, Schreibgebühren und so weiter. Er verschmerzte sie jedoch gerne, denn er saß jetzt unter eigenem Dach und die Fremden, die von Bayerisch-Zell herüberkamen, und da erst aus dem dunkeln Walde traten, die waren ganz entzückt über die herrliche Aussicht, die sich hier in das wilde Hochgebirge jenseits des Inns aufthut, während die Almen-

hütte mitten in einer Wiese liegt, wo man nichts sieht, als die nahen Waldleiten. Darum sagten ihm auch die Wanderer über die Feinheit des Geschmackes, den er in der Auswahl seines Standorts bewiesen, gar viel Liebes und Schönes, was er lächelnd einsteckte.

Nun aber, nachdem die Almenhütte wieder heimgefallen war, regte sich auch in dem Nachbar der süße Trieb, ein Wirth zu werden und so begann er denn sofort seine Thätigkeit und seine Bewerbung und diese hatte — ich weiß auch nicht warum — die ganze Welt für sich. Der Gemeindevorsteher gewährte ihm seine mächtige Protection und eine große Anzahl von naiven Oekonomen und Viehhändlern schrieb ihm Zeugnisse, es sei ein längst gefühltes Bedürfniß, daß auf seiner vortrefflich gelegenen Almenhütte ein vollständiges Wirthshaus mit Tag- und Nachtherberge für's ganze Jahr errichtet werde, da die Bierschenke in der Aschau denn doch nicht mehr genüge. Leider aber, und um die Menschheit ganz irre zu machen, war dies dieselbe Almenhütte, welche das königliche Landgericht früher als einen für die Sittlichkeit so gefährlichen Schlupfwinkel bezeichnet hatte, derselbe Ort, wo, wie es früher geheißen, die Fremden nur Milch und frisches Alpenwasser begehren. Ueberdieß war schwer einzusehen, warum jetzt zwei solche Anstalten nothwendig sein sollten, da wo früher eine überflüssig erschienen. Der Schweinsteiger, der bisher noch immer nur eine Licenz für die Sommermonate Juli bis October hatte, trat nun aber auch in die Bewerbung ein, bat auch für sich um die gleiche Gnade und stellte seine besten Gründe in wohlermessener Fassung zusammen. Die hohe Kreisregierung hörte diese Gründe zwar mit überlegener Ruhe an, verlieh aber nicht ihm, sondern dem

Jörgel — ſo heißt der Glückliche — die erbetene Conceſſion, weil doch auf dem langen Wege noch keine vollſtändige Wirthſchaft ausgeübt werde, und bedeutete dem Schweinſteiger, nachdem ſie heute ſchon eine ſolche verliehen habe, ſo ſei ſie jetzt zu erſchöpft und könne am nämlichen Tage nicht noch eine zweite hergeben.

Feſtlich und unter Schalmeienklang zog der neue Wirth in ſeine Almenhütte ein, ſtellte ein Dutzend Halbekrügeln auf, brachte in einem Schnupftuche ſeine Requiſiten mit und begann zu ſchenken, gerade wie es bisher der Schweinſteiger gethan. Zwei liebreizende Töchter brachte er ebenfalls mit in das neue „Lokal" und verkündete ihnen, daß ſie von nun an Kellnerinnen ſeien, gab ihnen auch die Weiſung, ſich fürderhin ihrem neuen Stande gemäß witzig, geiſtreich und tugendhaft zu benehmen. Wie der bayeriſche Bauernkopf nichts höheres denkt, als Wirth zu ſein, ſo ſcheint auch der bayeriſchen Landjungfrau das edelſte Ziel des Lebens, ſich als Schenkin graciös unter dem Haufen der zechenden Burſchen zu tummeln und, gegen alle ſchnippiſch, auf jede Anſpielung gefaßt, die immer gefährdete Tugend ſtets glücklich aus dem Feuer zu führen. Zum Jörgel wallfahrtet aber jetzt die männliche Jugend von Berg und Thal, die Regauer und die Buchauer, die Wildgruber und die Rechenauer, alle wetteifernd in der großen Kunſt, zu gefallen. Möglich, daß die blauen Augen jener Huldinnen mit der Zeit den ungeſchlachten Bengeln etwas ritterliche Sitte und Galanterie einflößen, aber vor der Hand haben dieſelben zur Einweihung nur erſt eine glänzende Schlägerei veranſtaltet, welcher vielleicht noch mehrere ebenſo pompöſe folgen werden. Man nimmt's da nicht eben hoch auf — ein harmloſes landesübliches Sonntagsvergnügen!

Noch eine andere Empfehlung brachte der Jörgel mit ſich, nämlich hübſche Spielkarten und die Kunſt zu hopſen. Hopſen iſt ein ländliches Hazardſpiel, welches zwar verboten iſt, aber eben deßwegen deſto mehr geübt wird. Der Schweinſteiger kennt keine anderen Karten als Landkarten vom ehemaligen deutſchen Reich, vom Circulus Bavaricus und Circulus Franconicus, wie er ſie mitunter aus dem Rücklaſſe geſtorbener Benefiziaten erſtanden hatte. Darin ſtudirte er ſich oft die Augen blind und grübelte herum an dem Bisthum Freiſing und der freien Reichsſtadt Nürnberg und an der Markgrafſchaft Culmbach und an der Grafſchaft Speckfeld und freute ſich, daß es noch ſo viele ſchöne Herrſchaften gebe auf der Welt und ahnte gar nicht, daß dieſe alle ſchon längſt königlich bayeriſch geworden und unter demſelben Scepter blühten, unter dem er ſelbſt jetzt mühſam grünte.

Als das Unglück ſo plötzlich über ihn hereinbrach, als er das Alter wegen der Neuheit und die Jugend wegen der Töchter zum Nachbar hinunter wandern und ſeine eigenen Zellen veröden ſah, als er bei den Aemtern mit geiſtreicher Ironie, von dem Gemeindevorſteher mit ſchlecht verhaltenem Spotte, von dem Parvenu auf der Almenhütte mit dem Uebermuth des Glücks behandelt wurde, als die eigene Frau und die eigenen Kinder zu fragen begannen, wozu denn nun der ganze Hausbau und wozu die Bierſchenke, wenn Niemand mehr zu ihnen komme, da ſoll der Schweinſteiger wie in einen tiefen Traum verſunken ſein und wieder einen Monolog gehalten und eine ſeiner ſchreibkundigen Töchter dieſen zu Papier gebracht haben. Wir geben ihn ſo unverbürgt als möglich, glauben aber, daß er ungefähr gelautet haben möchte, wie folgt:

„Ich ehrfurchtsvollſt Unterzeichneter — er meinte nämlich in ſeinem Wahn immer an die königliche Regierung von Oberbayern zu ſchreiben — ich ehrfurchtsvollſt unterzeichneter, Simon Schweinſteiger, bin über ſechzig Jahre alt, habe keine ſchönen Töchter, kann auch nicht hopſen, bin aber ſonſt ganz gut beleumundet. Ich bin acht Jahre lang durch alle bayeriſchen Kanzleien geſprengt worden und möchte trotz der Reigersbergiſchen Höflichkeitsverordnung immer noch lieber mit Hufnägeln in den Schuhen nach Jeruſalem pilgern, als dieſe Gänge noch einmal machen. Als ich die unſittliche Almenhütte aufgegeben, damit mein Nachbar mit ſeinen Töchtern ſie beſetzen könne, baute ich mir ein eignes Haus, friſch und blank vom Scheitel bis zur Sohle, ſpendirte fünfzehnhundert Gulden und dachte nun, wenn nicht aller Gnaden würdig, doch keiner Unfreundlichkeit gewärtig ſein zu dürfen. Zudem habe ich meinem Vaterlande elf geſunde Kinder geſchenkt, die ich noch beſitze — ein Schatz, um den mich auch kein Landgerichtsaſſeſſor beneiden wird. Dabei trachtete ich immer, aus meiner Schenke ein Wirthshaus heranzubilden, aber man hat's mir ja nie erlaubt! Wenn nun der löbliche Gemeindevorſteher und die alliirten Oeconomen jetzt plötzlich ein vollſtändiges Hotel hier ſehen wollen, wußte man denn nicht, daß dieß ſchon längſt mein eigner heißeſter Wunſch iſt? Bin ich nicht ſchon ſeit zwölf Jahren in Demuth auf der Lauer? Bin ich nicht ein braver, alternder Mann, der etwas Schonung bedurfte? Glücklicher, dreimal glücklicher Jörgel, da dir nach wenigen Wochen in den Schooß gefallen, was dein Nachbar ſo viele Jahre lang umſonſt erſtrebte! Alles Höchſte, ſagt freilich unſer Schiller, es kommt frei von den Göttern herab! und das muß wohl

wahr sein, denn mein Fleiß und mein sittlicher Ernst haben mir zu nichts geholfen. Aber dies Altbayern ist wirklich kein gebildetes Land. Wie viele Freunde habe ich nicht unter den Edlern des Reiches, ja des ganzen Germaniens! Hat nicht Dr. Völk im vergangenen Sommer seinen Durst bei mir gelöscht, tief in die deutschen Schäden hinabgeleuchtet und meine Hoffnung auf ein deutsches Parlament wieder aufgefrischt! Hat nicht Dr. Steub über mich und mein Geschlecht schon mancherlei für die Nachwelt geschrieben und so gewissermaßen, da sich der historische Verein nicht um mich annimmt, eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausgefüllt! Waren nicht der Schleswiger Hanßen, der Göttinger Helfrich, der Rieser Melchior Meyr, der unvergleichliche Victor Scheffel, der großherzoglich badische Hofmaler Vischer und andere Celebritäten, deren Namen ich der Kürze halber verschweigen will, unter meinem Dache! Viele sind auch wohl unbekannt, doch nicht ungelabt vorübergezogen. Nicht mit Unrecht betrachtet mich sohin die ganze Gegend als den Liebling aller gelehrten Gesellschaften und da kommt nun der Gemeindevorsteher daher und deckt mit seinem Nimbus alle jene Namen zu! Ist's nicht traurig, daß in einem Lande, dessen geliebter König Hunderttausende für Bildung aufwendet, ein einziger ordinärer Bauernschulze so viele Staatsmänner, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler aus dem Sattel hebt! Ist's nicht traurig, daß unsere Beamtenwelt wegen Amtseifer und Geschäftslast den Bewegungen der literarischen Kreise so ferne bleiben muß? In Ansbach und Baireuth haben wenigstens ihre Frauen abendliche Lesekränzchen und theilen dann den Männern das Gröbste aus den neuesten Büchern mit, aber in unserm sonst so glücklichen Altbayern

ſcheint ſelbſt dieſes einfache Hausmittel noch zu fehlen. — Zwar geht jetzt ein Geflüſter, der Jörgel wolle alles übertreffen, was bisher ein Alpenhotel geleiſtet, aber wenn wir das Princip der calviniſchen Gnadenwahl nicht auch in die königlich bayeriſche Adminiſtration herüberziehen und nicht annehmen wollen, daß der Jörgel, welcher dieſelbe Schule, dieſelbe alpenhafte Bildung genoſſen hat und überhaupt in ſeiner Jugend derſelbe Rüpel geweſen iſt, wie ich, daß dieſer durch eine eigenthümliche, vielleicht durch das Gebet des Gemeindevorſtehers vermittelte göttliche Gnade das Genie des Gaſtgebers bereits in der Geburt erhalten, ſo hätte man doch einige Unterſchiede, die mir ſehr bemerkbar ſcheinen, auch höhern Orts nicht überſehen ſollen. Hier iſt ein Patriarch mit elf Kindern, dort ein kleiner Familienſtand; ich habe ſeit fünfzehn Jahren nach dieſem Ziel geſtrebt, er ſeit vier Wochen; ich habe mein Vermögen daran geſetzt und er nichts; ich kämpfe um meine ſauere Exiſtenz, er geht auf eine muthwillige Speculation aus, die ihm nie eingefallen wäre, wenn ihn nicht mein ſtilles Glück verdroſſen hätte. — Es gibt wirklich Augenblicke im menſchlichen Leben, wo es über unſere Kräfte geht, die unerforſchlichen Rathſchlüſſe der Obrigkeiten vollkommen zu ergründen und ihre Gerechtigkeit zu begreifen. Mir wenigſtens wäre es jetzt faſt ebenſo leicht, Schelling's Philoſophie der Offenbarung oder Hegel's Phänomenologie des Geiſtes oder Melchior Meyr's Gott und ſein Reich zu approfondiren. — Uebrigens erſterbe ich in tiefſter Ehrfurcht!"

Zu der Zeit, als der Schweinſteiger ſolche Monologe zu halten pflegte, hatten aber ſeine Freunde ſchon lange

an ihn gedacht, und es dünkte allen eine Christenpflicht, den trauernden Wirth zu trösten und ihn mit der bösen Welt wieder zu versöhnen. Der badische Hofmaler, Herr August Vischer, der den Dulder auf Johannis kennen gelernt, ließ sich durch die monumentale, von seinem Fürsten gestellte Aufgabe, Herrn Berthold von Zähringen in der Schlacht an der Adda zu malen, keineswegs abhalten, sondern malte auch nebenbei in den Mußestunden einen Schild für den Schweinsteiger. Die andern beriethen über eine alpenhafte Feier, welche der Aufstellung dieses Wahrzeichens gewidmet werden sollte. Volksmänner, Abgeordnete und die Väter verschiedener Gemeinden, Gelehrte und Dichter, Architecten, Chemiker und Buchdrucker vereinigten sich schnell, um dem geplagten Landsmann, der es zuerst gewagt und trotz aller Hindernisse in unwirthlicher Gegend für Erquickung des Menschengeschlechts gesorgt hatte, ein entsprechendes Zeichen ihrer Anerkennung zu geben.

Und dies war eigentlich der Zweck unserer heutigen Ausfahrt, den wir schon im Anfange, jedoch etwas mystisch angedeutet haben. Wie wir uns aber darlebten, als wir am hellen warmen Sommermorgen das Ziel erreicht hatten, vielmehr die Feierlichkeit des Empfangs, diese stellt das große Bild, welches sich hier vor dir, o Leser, aufthut, in anmuthigen Umrissen vor.*) Möge dich dabei

*) Hier wird auf ein großes Bild hingewiesen, welches gleichwohl an diesem Orte nicht zu sehen ist, während es nebst den beiden später zu erwähnenden in der Illustrirten Zeitung vom 25. Juni d. J., wo die Geschichte vom Tatzelwurm früher erschienen, leicht zu finden wäre. Leider war es nicht möglich, die Bilder hier anzubringen, und der Verfasser hatte daher nur die bange Wahl,

der Gedanke an die reine Bergluft umfächeln, die dort geathmet wird, und mögeſt du im Geiſte neidlos theilnehmen an der Freude, die wir alle fühlten, als wir endlich den lieblichen Ort betraten, nach welchem wir uns in der Stadt ſchon ſeit Wochen geſehnt hatten.

Nun wirft ſich aber die große Frage auf, ob wir auch die Namen der Dargeſtellten nennen und dadurch den Celebritäten den Tribut unſerer Anerkennung darbringen, den minder Bekannten vielleicht die Pforte der Nachwelt öffnen, und für ſie den erſten Stein zu einem ſchriftlichen Denkmal legen ſollen, quod non imber edax, non aquilo impotens possit diruere — — — oder ob es vorſichtiger wäre, dies nicht zu thun. Es zu unterlaſſen möchte vielleicht der Neid der gewöhnlichen Menſchen rathen, welche ja immer noch die Bedeutung des Mitlebenden gern herunterſetzen, weil ſie damit die eigene zu heben gedenken; es zu thun aber empfiehlt die Pflicht des Geſchichtſchreibers und die Aufgabe des Erklärers, welche aus bloßer Furcht vor den Leſern ihren ehernen Griffel nicht zu ruhmloſer Unthätigkeit verurtheilen dürfen.

Die erſte Celebrität, die ſich auf dem Bilde dem Beſchauer darſtellt, iſt der Jubelgreis ſelbſt, unſer Simon Schweinſteiger von und zu Schweinſteig, welcher das Hütlein gemüthlich lüftet und den Arm zum Handſchlage bietet.

---

entweder alle die Stellen der Schilderung, welche ſich auf jene beziehen, wegzulaſſen, oder den Text ohne die Illuſtrationen zu geben. Nach einiger Ueberlegung hat er ſich für letzteres entſchieden, da außerdem der Zuſammenhang zu viel gelitten hätte. Er bittet daher um Entſchuldigung, wenn er den Leſer, der auch die künſtleriſchen Beigaben betrachten möchte, auf die angegebene Nummer der Illuſtrirten Zeitung verweist.

Die graue Joppe des Gebirges umhüllt seinen kräftigen Oberleib, die ledernen Kniehosen bedecken seine weiblichen Schenkel und die weißen façonirten Beinhöslein legen sich um seine ansehnlichen Waden. Ein neugewaschenes, blüthenweißes Hemd hatte er an diesem Tage auch über den Leib gezogen, andeutend, wie hoch er die ihm zugedachte Ehre zu schätzen wisse. Die Züge drücken eine glückliche Mischung von Freude und Ueberraschung aus.

Durch das viele Reden und die angenehme Beschreibung ist aber der Leser mit dem Löwen des Tages vielleicht im Geiste schon ganz befreundet geworden und wünscht sein Conterfei etwa gar noch in größerer Deutlichkeit vor sich zu sehen, um es seiner Erinnerung beschauend einzuprägen. Auch dieser Wunsch wurde vorausgeahnt und nicht ungern reihen wir den oberbayerischen und Münchener Celebritäten, deren interessante Häupter die Illustrirte Zeitung bisher schon der Welt vermittelte, auch das Bild des Schweinsteigers an. Es ist keineswegs unbedeutend, ja es liegt vielmehr eine ganze Geschichte darin, die freilich an trüben Begebenheiten reicher ist als an heitern. An jenem Tage, am Feste Mariä Himmelfahrt, als er alle seine Freunde um sich versammelt sah, glänzten diese Züge allerdings wie ein goldener Spiegel, in den die Frühlingssonne scheint, allein der Künstler glaubte, die realistische Wahrheit, die unsere Zeit ja immer predigt, zu verletzen, wenn er sich an jene Festtagsmiene hielte, und stieg später eigens hinauf in die reinen Lüfte, um ihn in seiner Werktagsphysiognomie zu belauschen. Und diese hat er denn auch mit meisterhaften Strichen wiedergegeben.

Das sinnige Auge blickt bangend und hoffend in die Zukunft. Deßwegen schaut es bergabwärts, denn diese

Zukunft liegt im Thale, im Schooße des Gemeindevorstehers, des Bezirksamts, der königlichen Regierung von Oberbayern. Die Augenbrauen zeigen sich etwas widerspenstig aufgeborstet, als erwarteten sie stündlich eine unangenehme Ueberraschung. Unser Simon versichert, es habe schon einmal eine Zeit gegeben, wo sie sich nach einem Sturme wieder sanft zur Ruhe gelegt, wie bei sonstigen Menschen, aber seit der Geschichte mit dem Jörgel seien sie ihm steif geblieben oder, wie er sich ausdrückt, petrificirt. Der sichtbare Nasenflügel ist, wie beim Apoll von Belvedere etwas in die Höhe gezogen — „in eye and nostril beautiful disdain", sagt Byron von dem schönen Gotte, und wenn der Schweinsteiger in diesem Stücke mit ihm Aehnlichkeit zeigt, so ist dies auch nicht ohne tiefere Ursache. Er erzählt nämlich, wenn er oft halbe Tage lang in den Kanzleien gestanden, so habe er, um sich die Langeweile zu vertreiben, bald den einen Nasenflügel, bald den andern hinaufgezogen. Er will nicht behaupten, daß dies viel geholfen, aber es habe doch manche lange Stunde abgekürzt und ihm das Vertrauen in die Zukunft wiedergegeben. Später aber hätten die Flügel die ihnen liebgewordene Lage nicht mehr verändern wollen und so trage er sie denn jetzt noch immer etwas geschwungen und zwar in anmuthigem Bogen — ein neuer Beweis für den oft bestrittenen Satz, daß die Regierungsgrundsätze Einfluß auf die Gesichtszüge der Unterthanen üben, wie ich denn bekanntlich auch die Schönheit der Tiroler Mädchen lediglich von den Tiroler Freiheiten ableite, worüber ich schon mehreres geschrieben.

Der Mund des Schweinsteigers erinnert unwillkürlich an den melancholischen Heraklit, den Philosophen von

Epheſus, welcher ſich ſchon fünfhundert Jahre vor Chriſtus in's Gebirge, vielleicht auch in eine ſolche Aſchau zurückzog. Da ich jetzt gerade nicht in der Lage bin, die Quellenſtudien über dieſen Genius gründlicher zu betreiben, ſo entnehme ich aus dem Converſationslexikon (10. Auflage, VII. Band, S. 623) die dankenswerthe Notiz, daß jener Weltweiſe in ſeiner Vergeinſamkeit allen Dingen und ſo auch der Regierung von Epheſus jedes Sein — nämlich in wiſſenſchaftlicher Geltung — abſprach und an deſſen Stelle den Begriff eines ewig grund- und zweckloſen Werdens ſetzte, wodurch er der Urheber einer ſpeculativen Grundanſicht wurde, die ſich bis auf die neueſte Zeit in mannigfach wechſelnden Geſtalten und nicht ohne Urſache immer wieder geltend gemacht hat. So liegt auch auf den Lippen unſeres Freundes ein gewiſſer philoſophiſcher Zweifel an der Menſchheit und an der Vernünftigkeit ihres Beginnens. Sie ſchwellen nicht und zeigen keine Spur von Ueppigkeit — deuten eher auf Entſagung und auf manchen Kampf mit dem aufgeregten Innern. Die Farbe dieſer Lippen hat etwas blaſſes, ſterbendes (bleu-mourant, ſagt der Franzoſe) und ſie rührt vielleicht daher, daß ſo viele bittere Randgloſſen darauf erſtorben, die der Dulder aus ſchuldiger Achtung vor der Obrigkeit oft unterdrückt und aus Liebe zur Sache mit guten Worten ausgewechſelt hat. Etliche alte hiſtoriſche Runzeln und einige werktägliche Bartſtoppeln von geſtern her vollenden das Conterfei des zähen, vielgeprüften Geſellen.

Doch kehren wir wieder zu unſerm größern Zeitbilde zurück. Neben dem Hausherrn ſteht ſeine getreue, wackere Ehehälfte, Frau Maria Schweinſteiger und hinter ihm ein hübſches Paar ſeiner Kinder, ein blondlockiges Mädchen

und ein fröhlicher Junge, der ſeiner Begeiſterung durch einen knallenden Schuß aus der angeſtammten Büchſe Luft macht, alle drei voll Freude, daß der Vater nach ſo manchen ſorgenſchweren Wochen auch wieder einen heitern Tag erlebt.

Der behäbige Wanderer, welcher dem erfreuten Wirthe den Handſchlag reicht, ſcheint eine Perſon zu ſein, über welche wir gute Gründe haben, nicht zu redſelig zu werden. Er gilt unter den Bekannten als ein harmloſer Mann, der mit leidlichem Humor durch das irdiſche Jammerthal zieht, Niemanden im Weg umgeht, ſtets von allen das Beſte denkt, aber dennoch froh iſt, wenn er hin und wieder auslaufen kann in's Gebirge, um dort die Welt und alle ihre Albernheiten und alle ihre Tücken zu vergeſſen. Der Künſtler wollte ihm wohl nur deßwegen die Stellung eines Führers einräumen, weil er in der Aſchau lange ſchon gut gelitten, den Gedanken des heutigen Feſtes zuerſt gefaßt und die Gefährten heraufgeleitet hatte. Hinter ihm dagegen richtet ſich Dr. Völk von Augsburg empor, in der Zeichnung etwas zu ſchmächtig angelegt und in der Wirklichkeit viel gedrungener, mit ſeinen klugen zukunftſichern Augen, weit bekannt im deutſchen Vaterlande, zwar ein mächtiger Redner vor dem Landtage, aber auch ein gemüthlicher Toaſtirer über humpenvollen Tiſchen. Er ſagte wohl öfter ſchon zu ſeinen Freunden, ſo würdig die Kämpfe in der Kammer und ſo ruhmreich für die Vorfechter, ſo anregend die Tage zu Nürnberg, zu Frankfurt und wo er ſonſt als Patriot geſprochen und gehandelt — oft ſei ihm doch in der lauten Welt der ſtille Friede auf der Alm zu Aſchau eingefallen, oft habe er ſich im heißen Gewühl politiſcher Feſte nach den kühlen Schatten auf dieſer Höhe geſehnt. — In der

jugendlichen Gestalt, welche die bekränzte und bewimpelte Standarte trägt, wollen manche unsern Freund, Herrn Victor Scheffel, erkennen, eine Annahme, welcher die Gesichtszüge und die Haltung der Figur nicht geradezu widersprechen. Jedenfalls war er mit im Zuge, immer stillvergnügt und sich im Herzen des schönen Tages mächtig freuend. Er war von Pienzenau herübergekommen, wo er in dem niedlichen Alpenhäuschen sitzt, das sich Dr. Ernst Förster in dem freundlichen Miesbacher Hügellande erbaut hat, um da zuweilen von seinen kunsthistorischen Forschungen ausruhen zu können. Dort genießt er einer herrlichen Ansicht der bayerischen Alpen und lebt jetzt in der grünen Einsamkeit die schönen Sommerwochen dahin, mit den alten Liedern deutscher Nation beschäftigt, selbst auch neue Lieder im Geist der alten dichtend, wie das märchenhafte Buch Frau Aventiure anzeigt. — Die andere Physiognomie, welche sich den leichten Wanderschweiß von der Stirne wischt, läßt für mancherlei Vermuthungen Spielraum. Nicht mit Unrecht könnte man behaupten, daß der Künstler sich damit selbst gemeint, jedoch um ein gewisses Incognito zu bewahren, einer zu großen Aehnlichkeit aus dem Wege gegangen sei. — Der bärtige Mann mit dem edlen Gesichtsausdruck, der am Rande des Bildes steht, mag für den königlich griechischen Baurath Ludwig Lange gelten, den gekrönten Architecten, welcher bekanntlich einer der sinnreichsten deutschen Baumeister ist und durch seine heitere Laune jede Gesellschaft erquickt. Hinter ihm, doch ganz verdeckt, steht wahrscheinlich sein jüngst von Paris zurückgekommener Sohn, ebenfalls Architect, jung und talentvoll. — Das nächste Haupt zu seiner Seite darf vielleicht einem Schweizer, Herrn Leuthold aus Zürich, zugetheilt

werden, welcher in deutſchen Angelegenheiten gründlich bewandert durch ſeine kecken aber geiſtreichen Urtheile über unſere Zuſtände Vielen zu imponiren weiß. — Dieſes alſo iſt es ungefähr, was der Betrachter des Bildes ſieht — was er aber nicht ſieht, das ſind noch leicht ein Dutzend anderer Männer, welche der Raum des Holzſchnitts nicht in ſich faßte, und die man ſich als hinter den Genannten nachdrängend denken muß — hoffnungsvoll Strebende oder auch ſchon fertige, bekannte Männer von gutem Namen auf dem politiſchen, dem literariſchen, dem künſtleriſchen Felde, ſo Herr Bürgermeiſter Fiſcher von Augsburg, der ſich in jungen Jahren ſchon das Vertrauen einer der größten deutſchen Städte erworben; Herr Magiſtratsrath Weishaupt von München, bekannt durch ſeine Reiſen nach Frankreich und England; Architect Gottgetreu, vieler ſchöner Bauten heiterer Schöpfer; Fabrikant Allfeld, ein gern gehörter Volksredner; Privatdocent Dr. Herz, aus dem poetiſchen Schwabenlande, ſtark in altfranzöſiſcher Literatur und angeſehener Liebesdichter; Buchdrucker Straub, früher für Ausbreitung deutſcher Bildung in Rußland mächtig wirkend; Chemiker Seekamp aus dem fernen Kehdinger Lande, ſehr empfänglich für die Schönheiten ſüddeutſcher Berge; auch einige Abgeordnete von dem Landtage, welche ihres Volkes Spuren gefolgt, kurz eine Sammlung fröhlicher Gäſte aus Süd und Nord, über welche wir ſehr gerne mehr biographiſche Winke geben möchten, wenn es uns nicht von dem Hauptzweck unſerer Schilderung zu weit abführen würde.

Aber die Dame? hör' ich fragen, die Dame mit dem lächelnden Munde, mit den großen Augen, mit den wallenden Locken, mit dem Federhute und der ſchlanken Taille?

Wer ist die Dame? Die Frage liegt sehr nahe, doch ist darüber nicht leicht eine Auskunft zu geben. Der Schweinsteiger hat nämlich unter dem schönen Geschlechte gar manche Freundin, die ihm auch in seinen Nöthen ihre Theilnahme bewahrt, und es war daher kaum der Ruf ergangen, daß aus der Stadt ein Festzug zu erwarten sei, als auch die Huldinnen der Nachbarschaft und etliche Damen von der Sommerfrische beschlossen, das Gebirge zu ersteigen und der Verklärung ihres Freundes beizuwohnen. Und so kamen sie holdselig heran, in gehobener Stimmung und verliehen dem Tage durch ihre Anwesenheit noch einen eigenen romantischen Schimmer. Was aber der Name und der Stand des schlanken Wesens, welches der Künstler mit so viel Liebe hingehaucht, das soll nicht näher zu bezeichnen sein, weil, wie er behauptet, die ganze Gestalt nur symbolisch gemeint sei.

Wie aber unter dem Monde nichts vollkommenes, so ist auch das erklärte Bild, welches Herr August Vischer entworfen und Herr Albert Hofmann mit großer Kunst auf Holz gezeichnet hat, nicht ganz frei von jeder Menschlichkeit. In große Verlegenheit setzt mich namentlich das Unthier auf der Standarte, welche Herr Dr. Scheffel trägt, da dieses jetzt, ohne alle Ueberraschung abzuschneiden, noch gar nicht besprochen werden darf, auch nicht auf einer Standarte herangetragen wurde, sondern vielmehr — doch darüber später. Auch mit dem Bauwerk, das der Künstler zur Linken aufgestellt, kann ich nicht recht zufrieden sein, da dasselbe ziemlich angejahrt, bröckelig und im Holzwerk wurmstichig zu sein scheint. Es ist mir, als ob er bei seiner romantischen Richtung mit Umgehung der Wahrheit die alte Almenhütte hierher gesetzt, die alte „unsitt-

liche" Almenhütte, in welcher jetzt der Jörgel wirthet, denn das neue Haus des Schweinsteigers ist zweigädig, frisch und blank, hat im ersten Stock eine Altane und spiegelnde reinliche Fenster, war an jenem Tage nicht allein mit mehreren bayerischen Flaggen, sondern auch mit Blumen und Kränzen verziert, und machte einen wahrhaft gewinnenden stattlichen Eindruck, was von der Hütte, welche uns hier der Künstler vorführt, nicht jeder behaupten wird.

Ein gutes Zeichen ist es gleichwohl und spricht sehr für das Bild, daß wir uns jetzt so ganz hinein verloren haben. Es ist höchste Zeit, daß wir wieder zur Gesellschaft zurückkehren, welche so eben, etwa um zehn Uhr Morgens, wie wir schon beschrieben, vor dem Häuschen angekommen und der weiteren Dinge gewärtig war.

Ein schöner Anblick war es nun, als jetzt die Befriedigung aus jedem Antlitz lachte und viel Ehre für die Unternehmer, daß ihnen alle Gefährten die größte Anerkennung aussprachen über den lieblichen Ort, an den sie geführt worden waren. Zunächst dürfen wir nicht verschweigen, daß der Schweinsteiger und seine Söhne für das Volk aus der Stadt lange Tische aufgeschlagen hatten, an denen sich diese gütlich thun sollten. Ueber den Tischen säuselten die Buchen, in welchen mancher wackere Fink sein Stimmchen erschallen ließ. Gleich hinter den Tischen gings rasch in's wüste Felsengestein hinein, welches aber mit kurzem Gras und weichem Moos gar freundlich überwachsen und von alten dichtbelaubten Bäumen dermaßen beschattet war, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte. Dieses grüne dämmernde Waldesdunkel, so unmittelbar an der sonnigen Helle, in welcher das Alpenhaus erglänzte,

machte einen märchenhaften Eindruck und reizte den Gedanken zu wunderſamen Ahnungen.

Nachdem ſie nun einen erſten prüfenden Blick auf die nächſte Umgebung geworfen, ſtellten ſich die heiteren Gäſte alle zuſammen und ſchauten auf den Weg zurück, den ſie eben nicht ohne edeln Schweiß überwunden hatten, ſchauten auch über alle die dunkeln Wälder gegen das Thal hinaus, welches aber in ſeiner Tiefe unſichtbar begraben lag, und auf die Gebirge, die wilden Kaiſer, die jenſeits des Inns hintereinander aufſtiegen und einander überragten, weit und mächtig hinein in's Land, zuerſt dunkelblau, dann immer lichter, bis die fernſten Gipfel faſt in der Luft verſchwammen. Das, ſagten die Städter, ſei wunderſchön und gar nicht zu malen; ihre Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas regte ſich in dieſem Augenblicke mächtiger als je und es ſei nur Schade, bemerkten die anweſenden Poeten, daß ſie jetzt leider von der Geſelligkeit zu ſehr in Anſpruch genommen ſeien, da ſie ſonſt ihren ſeltſamen Empfindungen gern in unerhörten Gedichten Worte verleihen würden.

Manchen bedrängte auch bereits der Drang, auf einſamen Pfaden ſeiner Schwärmerei nachzuhängen, mancher ſchien eine Buche zu ſuchen, um ſeine und eines geliebten andern Weſens Anfangsbuchſtaben einzugraben, aber, um jede Zerſplitterung zu verhüten und überhaupt die Romantik nicht zu ſehr über Hand nehmen zu laſſen, wurden ſämmtliche Genoſſen erſucht, ſich mit einander an den nahen Waſſerfall zu begeben und dann jenſeits duftige Waldbeeren zu ſuchen, ſich überhaupt in erlaubter Weiſe die Zeit vertreiben, denn das Comité habe noch allerlei

zu thun, was zur Zeit nicht allen offenkundig werden dürfe, da es eine Ueberraſchung bezwecke.

Gehorſam den milden Worten, ſammelten ſich hierauf die Herren und die Damen, ſoweit ſie nicht zu den Auserwählten gehörten, und wandelten in ſinnigen Geſprächen dem Waſſerfalle zu. Dieſer, der ſchon lange ſpringt, ohne auch nur einen Namen zu haben, iſt deswegen nicht weniger ſchön. Zuerſt gelangt der Pilger an eine Brücke — in der Schweiz würde ſie Teufelsbrücke heißen — und iſt da plötzlich den mächtigſten Eindrücken ausgeſetzt. Auf einer Seite ſieht er in einen tiefen Schlund hinunter, der faſt rund und mit röthlich glänzendem Geſteine austapeziert iſt. Dieſem Schlunde eilt ein Alpenbach zu, der oben aus dem Walde herausbrauſt, dann, ſobald er die ſenkrechte Felſenwand erreicht, einen crinolinenartigen, aber ganz durchſichtigen Wulſt bildet, hierauf ſchräg an der nächſten Klippe aufſpringt und von da als funkelnder Schleier in die Tiefe fällt. Wenn die liebe Sonne darein ſcheint, ſo bildet ſich der ſchönſte Regenbogen. Kühl weht die Luft von unten herauf; wer aber hinunterſchaut über das niedere Brückengeländer in die ſchauerliche Tiefe, der ſieht faſt überraſcht, wie ſich unten in der Schale die Wäſſerlein gleichwohl wieder zuſammengefunden haben und friedlich ihre kleinen grünen Wellen ſchlagen. Geht der Beſchauer dagegen auf die andere Seite der Brücke, ſo gewahrt er, wie der Lauf des Gewäſſers, ſobald es jene Schale verlaſſen hat, zwar noch drei oder vier ſichtbare Stockwerke bildet, dann aber ſich plötzlich dem Auge entzieht. Fernes Rauſchen jedoch und verdächtige Wölkchen aus Waſſerſtaub, die tief unten aufſteigen, belehren uns, daß der Crinolinenfall nur der Anfang einer Reihe von wilden ungekünſtelten Cascaden

ist, welche weit hinunter nacheinander ihre Sprünge machen. Ihnen nachzugehen, hat vielleicht noch Niemand gewagt, ist auch zur Zeit kaum räthlich, da das Felsenbett, in dem sie ihr Spiel betreiben, einmal zu wild und ganz unzugänglich ist. Aber der Schweinsteiger hat schon daran gedacht, und sei es auch um ein schön Stück Geld, einen Geländersteg auf und ab zu führen, damit diese Schönheiten nicht länger unbeschaut verbleiben. Auch in die obere Grotte, die wir zuerst beschrieben, wollte er eine Treppe hinablenken, damit heroische Liebhaber und Liebhaberinnen des nassen Elements sich unter den Wasserfall stellen und ein Sturzbad genießen könnten. In den Sommermonaten, meinte er, würde dann ein bedeutender Wasser- und Wunderdoctor hier seinen Sitz aufschlagen, über die Reize seiner Najade ein verführerisches Büchlein drucken lassen und wenigstens die ganze germanische Welt mit dem Rufe seiner Curen erfüllen.

Fast feierlich angeweht durch dieses Naturgebilde begab sich nun die Gesellschaft in den lichten Alpenwald und verlor sich in den Büschen und unter den Buchen. Dort fand sie reichliche Erd- und auch große Polster von Heidelbeeren, welche man hier zu Lande nach dem milden Dufte, der ihnen eigenthümlich, Thaubeeren, oder nach anderer Erklärung von ihrem sanften Ausdruck Taubenbeeren nennt. Auch viele schöne Blumen zeigten sich da in der Wildniß, wurden mit Sorgfalt gepflückt und dann den Damen mit sittigem Neigen verehrt.

Mittlerweile gingen die wenigen Eingeweihten, welche zurückgeblieben waren, in das Hinterstübchen und fanden da eine große metallene Platte, auf welche etwas schönes

gemalt war. Dieſes Bild in dichter Verhüllung hatte ein rüſtiger Sohn der Alpen ſchon von Audorf mit heraufgetragen, doch war er den anderen weit vorausgegangen und niemand wußte, was er trug. Jetzt aber, da die Stunde der Verherrlichung nahe gekommen, nahmen die Auserwählten die Hülle herunter, brachten das Bild an das Tageslicht, ergriffen zwei Leitern und hoben jenes mit großem Geſchick hinauf bis über die Fenſter des Erdgeſchoſſes. In dieſer Gegend, die ihnen gut gelegen ſchien, befeſtigten ſie dasſelbe und legten düftende Blumenkränze herum. Und damit vor der rechten Zeit kein unberechtigter Blick auf das Gemälde zu fallen vermöge, wurde es mit einem großen Plaid ſorgfältig zugedeckt. Alle dieſe Verrichtungen gingen ſehr gut von Statten und die Schweinſteigeriden leiſteten mit rühmlichem Eifer die beſten Dienſte dabei.

Nach jenem Waldvergnügen ſammelten ſich nun alle die Gefährten und Gefährtinnen wieder an den gaſtlichen Tiſchen, welche aber, wie ſich jetzt zeigte, für die angewachſene Menge nicht ausreichten. Dieſer Umſtand, weit entfernt, die Stimmung zu drücken, erhöhte vielmehr die Luſt unſerer ſchönen Seelen, da er die maleriſche Faſſung der Geſammtheit weſentlich erhöhte. Während ſich nämlich die reiferen Männer an den Tiſchen niederließen, ſtiegen die jüngeren in das ſchon erwähnte dämmerige Felſenwirrſal unter dem Buchenſchatten empor und ſetzten ſich da nach ihrem Behagen auf die urweltlichen Trümmer in das weiche Moos. So gewannen ſie einen freundlichen Anblick der unter ihnen tafelnden Geſellſchaft, während dieſe ihre Blicke oft hinaufwarf und ſich an den ſeltſam gruppirten Geſellen ergötzte, welche ſie, ohne Widerſpruch zu finden, in ihrem ahnungsvollen Halbdunkel gern mit Wald-

göttern, Faunen, Berggeistern und anderen ähnlichen Geschöpfen aus der Sagenwelt verglich.

Also begann das fröhliche Mahl, einfach zwar, wie es die Meereshöhe mit sich brachte, doch allen genügend, auch reich gewürzt durch anregendes Gespräch und alpenhafte Einfälle. Bei der großen Hitze, die der Mittag herbeigeführt, fanden die flüssigen Erfrischungen allerdings mehr Beachtung, als die trockenen, als Käse, Schwartenmagen, Schinken und was die biedere Hausfrau sonst noch auftischte. Einige Forellen wurden von kundigen Händen aus dem Alpenbache geholt und bildeten unstreitig die Delicien des Mahles.

Der Triumph über alle flüssigen Erfrischungen schien aber am Anfang gleichwohl den klaren Spenden der Bergnajade zu gebühren, was denen, welche die Gesellschaft näher kennen, vielleicht auffallend erscheinen möchte, aber es ist schon oft gesagt und kann nicht oft genug wiederholt werden, daß an heißen Tagen nach langem Steigen kein Getränke so tief erquickt, als das kristallhelle perlende Alpenwasser. Als der erste, brennendste Durst gelöscht, wurde den Gästen allerdings und wie sich von selbst versteht, noch anderweitige Labung credenzt. Das Nationalgetränke war aus dem Felsenkeller von Brannenburg heraufgekommen und fand selbst den Beifall der Sachverständigen — eine Bemerkung, welche hoffentlich in dem nahe gelegenen Fischbach nicht verletzen wird. Auch der Wein, den besten Lagern der Hauptstadt entnommen, erwarb sich große Anerkennung und trug, wie immer, zur Erhöhung der Fröhlichkeit nicht wenig bei. Edler Wein ist auch auf dem Gebirge sehr angenehm zu trinken und gibt dem Geiste oft erst den rechten Schwung und die Gewalt, „die Frei-

heit der Berge" poetisch zu würdigen und das hohe Glück, in den reinen Lüften dem Hauche der Grüfte entkommen zu sein.

So dauerte es denn nicht lange, bis die Sprüche lauter wurden und die Waldteufel und Berggeister von oben herunter, ihre Gläser erhebend, verschiedenen Muthwillen an den Tag zu legen begannen. Die Besonnenen und Weisen an den unteren Tischen kamen dieser Fröhlichkeit bescheidentlich entgegen und erlaubten sich auch ihrerseits einige heitere Erwiederungen an die Männer der grünen Dunkelheit zu richten, so daß mitunter ein großes Gelächter entstand. Um diese Zeit trat auch Herr Allfeld auf und sang mit seiner wohlklingenden und mächtigen Baßstimme das Festlied, welches Herr Victor Scheffel für die heutige Feier verfaßt hatte — ein Gedicht voll heitern Humors und mit einem Refrain ausgestattet, in welchen alle Kehlen, die des starken sowohl als die des zarten Geschlechtes lustig einstimmten. Mitten unter diesen Tafelfreuden wurde aber ein Drang immer mächtiger und sprach sich immer energischer aus, nämlich der Drang, zu wissen, was uns denn eigentlich hierher geführt. Alle jene vielen, die nicht eingeweiht waren, deuteten immer und immer wieder auf den geheimnißvollen, mit Blumen umgürteten Plaid, der das Räthsel des Tages zu verhüllen die Ehre hatte. Es widerspreche den Gesetzen der Höflichkeit, bemerkte Herr Leuthold aus Zürich, eine Gesellschaft, welche aus so vielen gebildeten Herren und Damen bestehe, noch länger über ihren heutigen Zweck im Unklaren zu lassen. Andere schlossen sich nicht minder beredt diesem Ausspruche an, und so schien denn die Zeit gekommen, einem immerhin erfreulichen Wissensdurste Rechnung zu tragen, und es

erhob sich ein bekannter Naturforscher, welcher mit lauter Stimme ankündigte, daß er die große Frage in befriedigender Weise zu lösen wisse. Er bat die Gesellschaft, ihm vor das verschleierte Bild zu folgen, und nachdem sich alle, die von den Tischen sowohl, als die Wesen im Walde, erhoben und sich zu seinen Seiten dem räthselhaften Plaid gegenüber aufgestellt hatten, erklärte er zuvörderst, daß er über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tatzelwürmer sprechen werde und begann dann wie folgt:

„Deutsche Männer und Frauen, die ihr hier am festlichen Sommertage zusammengekommen seid, wollet mir nicht zürnen, wenn ich euch sogar auf dieser Almen grüner Flur mit einem wissenschaftlichen Vortrage verfolge, denn euere Neugier ruft von selbst nach solcher Offenbarung! Es ist hier an der Vorderseite dieses gastlichen Hauses, dieweil ihr Blumen pflücken ginget, eine Tafel angebracht worden, welche uns gleichwohl noch verborgen ist. Geheimnißvoll breitet sich darüber der Plaid der anmuthigen Frau Revierförsterin, lieblich umzieht das verschleierte Bild ein Kranz von duftenden Blumen, von Blumen, wie sie nur die deutschen Alpen bieten können. Fragt ihr nun mit beredten Blicken, was es denn sei, das hier euerer warte, so ist es meine ehrenvolle Aufgabe, euch gehörig auf das Kommende vorzubereiten.

Obwohl ihr, meine Herren und Damen, der Zoologie vielleicht wie wenige zugethan seid, so habt ihr doch wahrscheinlich jene Species, die wir heute feiern, wenn ihr sie etwa gemalt vor Augen hattet, lediglich mit dem ungläubigen Lächeln betrachtet, welches in unserer materialistischen Zeit der Poesie gegenüber nur zu herkömmlich ist. Hat ihr doch auch der große Linnäus keinen Namen zu

geben gewußt und ſucht ihr ſie ſelbſt in der Fauna boica vergeblich!

Wie dem immer auch ſei, der Drache — und nur mit dieſem haben wir uns heute zu beſchäftigen — der Drache iſt einer der älteſten Bewohner der Erde, denn ſchon lange ehe jener bekannte alte Adam auf einer blumigen Hochebene Aſiens das Licht der Welt erblickte, um uns durch ſeinen Apfelbiß auf ewig breſthaft zu machen, ſchon lange vorher lebte jenes mächtige und vornehme Geſchlecht der Echſen, die ſich gegenſeitig Saurier nannten. Sie waren leider über ganz Europa verbreitet und deßhalb findet der überraſchte Forſcher die verſteinerten Leiber derſelben noch heutigen Tages, zumal im fränkiſchen Gebirge und im Jurakalk bei Solothurn. Wie ſchon vor manchem Jahrhundert Bruder Nikodemus, der Mönch von Banz, das rieſige Gerippe eines Meerdrachen aufgefunden und welchen Grauſen es erregt, das hat uns Frau Aventiure neuerlich erſt in meiſterhafter Weiſe geſchildert. Darum wird es, wie unſer Herr Joſeph Victor Scheffel (hier wendete ſich der Redner gegen den Genannten) ſehr ſchön ausſagt, allmählig eine Nothwendigkeit, daß ſich unſere Gelehrten eine Epoche vergegenwärtigen, wo die erſten Menſchen mit den letzten Drachen um die wohnlichen Stätten des Gebirges den Kampf der Civiliſation begannen. Das einfältige Volk mit ſeiner unvertilgbaren Sage von dem Lindwurm, ſagt er, iſt wieder einmal wiſſenſchaftlicher als unſere zunftmäßigen Hiſtoriker, poetiſcher geweſen, als unſere gewöhnlichen Hausdichter, denn alle Drachenſage iſt nichts anderes als der Spiritus, in dem das Gewürm, das einmal unter uns gelebt, iſt conſervirt worden. Und in der That, wenn ſich die Formen des letzten Drachen nicht tief in das See-

lenleben der Urmenschen eingeprägt hätten, wie sollte es denn zu erklären sein, daß die Kunst seine Gestalt von jeher richtig und gerade so zu treffen wußte, wie jetzt die Saurier wieder versteinert aus dem Jurakalk hervorgehen?

Lassen Sie uns aber in dieser Frage nicht allzu wissenschaftlich sein! Lassen Sie uns den Spuren des poetischen Gethiers auch noch in spätere Zeiten folgen! Es ist zwar schon lange her, meine Herren und Damen, seit Apollo den großen Drachen Python bei Delphi, seit Perseus das namenlose Ungeheuer am Meeresstrand erlegte und so in den Besitz der heißgeliebten Andromeda gelangte; aber die Erinnerung ist Dank der Kunst und der Wissenschaft noch lebendig in uns allen. Ist nicht auch St. Georg, der christliche Perseus, durch seinen Sieg über einen spätern Lindwurm berühmt und dadurch einer der angesehensten Heiligen der Kirche geworden? An seinem Lindwurm zweifeln könnte fast irreligiös erscheinen. Selbst Sigfried, unser Nationalheld, hat zu seiner Zeit einen Drachen erschlagen. Der Riese Heimo, der im nahe gelegenen Tirol das Kloster Wilten gründete, und Struthan von Winkelried thaten desgleichen, und ein anderes schönes Wagstück, welches unser theurer Schiller besang, hat sich ja einst auf der Insel Rhodus begeben. Daß in den Zeiten der Kreuzzüge auch in Bayern noch Drachen gelebt, mögen Sie vielleicht in nicht langer Zeit aus einer Rittergeschichte entnehmen, welche Herr Max Haushofer soeben für den neu erscheinenden Heimgarten zu schreiben bemüht ist und auf welche das Publikum ungemein gespannt sein darf. Dort werden Sie lesen, daß ungefähr um das zwölfte Jahrhundert in der Gegend von Markwardstein ein sehr

bedeutender Kampf mit einem Drachen ſtattfand, wobei ein neuer Perſeus eine neue Andromeda erlöſte.

Seine, nämlich des Drachen, Haut ſei lange Zeit noch im Schloſſe aufbewahrt worden, dann aber in einem Brande zu Grunde gegangen.

Aber wie die Rieſen der Vorwelt keine ächten Nachkommen hinterlaſſen haben, vielmehr der Menſch jetzt gleichwohl ſich mit einer wohlgeſtalten Kleinheit begnügen muß, ſo ſind auch die großen Beſtien der Vergangenheit nur mehr in kleineren abgeſchwächten Arten auf unſere Zeit gekommen. Die Drachen haben ſich zwar erhalten, aber aus dem fürchterlichen, feuerſpeienden Ungethüm iſt ein mehr handſames und zeitgemäßes Thier, drei oder vier Fuß lang, geworden, welches ſich noch zuweilen auf unſeren Höhen zeigt. Jetzt heißt es auch nicht mehr Drache, ſondern hat den Namen Tatzelwurm angenommen, von den kleinen kurzen Tatzen, auf denen es ſich bewegt. Sie wiſſen vielleicht, meine Herren, aus Ihrer Lectüre, daß noch im vorigen Jahrhundert ein Bauernſohn bei Unken von zwei Tatzelwürmern verfolgt wurde und dabei ſeinen Tod fand. Sie wiſſen vielleicht ebendaher, daß in Seehaus bei Rupolding ein Forſtwart lebt, der vor zehn Jahren ein ſolches Thier in der Urſchelau geſehen hat. Man kann ſohin kaum behaupten, daß dasſelbe nicht exiſtire, weil es nie vor unſere Augen gekommen, denn es gibt viele Dinge, welche wir nie geſehen haben und die dennoch exiſtiren. Auch wäre die zähe Ausdauer, mit der das Volk in den Alpen vom Sömmering bis zum Genferſee an ſeinem Glauben feſthält, ganz unerklärlich, wenn er nicht zuweilen durch leibhaftige Erſcheinungen unterſtützt würde.

Soviel von der Vergangenheit und Gegenwart der

Tatzelwürmer; was die Zukunft derselben betrifft, so möchte sie immerhin eine heitere zu nennen sein. Wenn das Leben namentlich für Thiere, die an dessen Fortdauer nicht glauben, überhaupt ein Glück ist, so dürften sich die Tatzelwürmer desselben wohl auch in Zukunft noch erfreuen. Denn bis jetzt haben ihnen weder die höhere Ausbildung des deutschen Schützenwesens, noch die neuerfundenen Präcisionswaffen einen Schaden gethan. Sie leben nach Weise der Väter in ihren unterirdischen Klüften, pflanzen sich dort vielleicht in Behaglichkeit fort und achten das Geschlecht der Menschen, ohne es jedoch zu fürchten. Möge gleichwohl die Vorsehung einerseits ihnen gnädig sein, so daß sie nicht ganz und gar aussterben, vielmehr durch zeitweiliges Erscheinen die Poesie des Drachengedankens lebendig erhalten, andererseits aber ihr Treiben der Art überwachen, daß kein Bauernsohn mehr an ihrem giftigen Athem zu Grunde gehen kann.

Jedenfalls gehört ihr Gedächtniß zu den bedeutsamsten Erinnerungen der Alpenwelt, und es ist also wohl werth, gepflegt zu werden. Mit gutem Takte hat daher der edle Schweinsteiger sein neuerbautes schmuckes Häuschen nicht nach Art der Neuerer in Reichenhall und Aibling etwa „Zum Lappländischen Hof“ oder gar „Hotel Schweinsteiger“ benannt, sondern ihm einen andern poetischen Schild, der mit der Umgebung in einem feinen geistigen Zusammenhange steht, zu geben gewünscht. Ihm bot sich bei diesem Trachten auch die deutsche Kunst zur Hülfe an und der großherzoglich badische Hofmaler, Herr August Vischer, hat es nicht unter seiner Würde erachtet, mit einem Schlage dem richtigen Geschmacke unseres Wirthes, der poetischen Ueberlieferung des Gebirges und sich selbst uneigennützig

ein ehrendes Denkmal zu setzen. Zugleich aber soll dieses auch eine Urkunde sein des ewigen Bundes, welchen das ehrengeachtete Geschlecht der Schweinsteigeriden mit der deutschen Kunst geschlossen und den es fürderhin und bis an's Ende der Zeiten durch Reichung ehrenwerther Getränke und anderer Erfrischungen, sowie durch Gewährung freundlicher Herberge dahier zu Aschau zu bethätigen versprochen hat. Und deswegen sind wir auch heute am Feste Maria Himmelfahrt, am lieblichsten Tage, den die Almen kennen, auf den sich alle Kräuter freuen, an dem die Blumen am schönsten blühen, heute, wo die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt ist, hierher gepilgert, und es ist nun der Augenblick gekommen, wo der Schleier fallen und das Bild sich im Glanze dieser herrlichen Sonne zeigen darf. Derselbe Augenblick aber ist es auch, in welchem wir unsere dankbaren Gesinnungen in einem einstimmigen Hoch ausdrücken wollen auf Herrn August Vischer, den geistreichen Schöpfer des feurigen Tatzelwurms!"

Ein einstimmiges Hoch erbrauste bei diesen Worten aus aller Munde, ging schallend durch den Buchenwald und kam widerhallend zurück von den rauhen Wänden des erhabenen Brinnsteins. Zu gleicher Zeit aber fiel der Plaid, die Böllerschüsse erlönten und ein Ruf der Ueberraschung folgte dem donnernden Hoch. Es stand vor uns das Bild im blitzenden Glanz der Sonne, ein feuerspeiender Lindwurm der besten Art, dämonisch, furchtbar, grausig-schön, mit der Inschrift „Zum feurigen Tatzelwurm."

Wir konnten uns nicht enthalten, dieses Bild als Initiale an den Eingang der eben mitgetheilten Rede zu stellen. Es versinnlicht dem Leser viel deutlicher, als unsere schwachen Worte es vermöchten, die wahre Form und Gestalt

dieſes merkwürdigen Schildes. Freilich, wer wäre in der Ferne bei aller Phantaſie wohl im Stande, ſich den gewaltigen Eindruck der ſo wohl gewählten Farben, den Blitz des Auges, die Gluth dieſes Athems vorzuſtellen? Nur einen Fehler hat das Bild, der aber ein großer Vorzug iſt: der Künſtler iſt nämlich nicht auf eine alltägliche Porträtähnlichkeit des jetzt gemeinen Tatzelwurms ausgegangen, ſondern geradezu auf das Ideal. Für dieſes konnte er aber die Motive nur aus den Zeiten nehmen, da Sigfried und Heimo und Struthan von Winkelried ihren Drachen erſchlugen. Und darum finden wir denn eigentlich auch den alten poetiſchen Drachen hier dargeſtellt, nicht den ſpätern Nachkömmling in ſeiner modernen Verkümmerung, von welchem es ungewiß iſt, ob er Feuer ſpeit, aber ganz ſicher, daß er keine Flügel mehr trägt.

Der wiſſenſchaftliche Geiſt, den jener Vortrag geweckt, ließ ſich aber ſo ſchnell nicht wieder bannen. Bürgermeiſter, Magiſtratsräthe, Architekten, Buchdrucker, Chemiker, Geſchichts-, Natur- und andere Forſcher, ja ſelbſt ganz einfache Schriftſteller fingen an, ſich ſehr lebhaft über das Thema zu beſprechen. Von vielen wurde bedauert, daß niemand in der Geſellſchaft ſei, der in der Gegenwart einen Tatzelwurm mit eigenen Augen geſehen; man gab aber die Hoffnung nicht auf, daß ſich von jetzt an, namentlich wenn ſich die Preſſe um die Sache annehmen und dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand hinrichten würde, leichtlich Gelegenheit finden möchte, die Wiſſenſchaft von der Triftigkeit unſeres Glaubens zu überzeugen. Manche ſchienen übrigens zu beſorgen, daß die ganze Frage, obwohl nur eine ſcientiviſche, wie alles, was jetzt von der Preſſe berührt wird, den Parteileiden-

ſchaften anheimfallen, daß der Glaube an den Tatzelwurm, beziehungsweiſe die Regirung desſelben den Gegenſatz zwiſchen Groß- und Kleindeutſchen noch verſchärfen und am Ende die eine oder jede der beiden Parteien politiſches Kapital daraus machen würde. Da die Deutſchen ſich gerade über ſolche Gegenſtände, wo Politik und Wiſſenſchaft zuſammenfallen, am wenigſten verſtändigen können, ſo hätte die Erörterung vielleicht einen ernſteren Charakter angenommen, wenn nicht die Damen mit richtigem Takte lebhaft in die Debatte eingetreten wären, zunächſt um zu fragen, ob es denn in der Vorzeit auch weibliche Drachen gegeben habe. Ein junger Naturforſcher aus der Geſellſchaft, der ſchon lange eine Lebensgefährtin ſucht, ohne jedoch bisher einen würdigen Gegenſtand gefunden zu haben, bemerkte hierzu: ihm von ſeinem Standpunkte aus ſcheine es eine viel bedeutendere Frage: ob es jetzt noch weibliche Drachen gebe. Die Geſellſchaft fühlte ſchnell und nicht ohne leiſes Herzklopfen, daß das Geſpräch durch dieſes kühne Amendement eine ſociale Richtung genommen habe. Einige jüngere Ehemänner zogen ſich bei der neuen Wendung aus der Unterhaltung zurück, während die unverehlichten Gefährten ſie mit den Damen eifrig fortführten und zwar nicht ohne wiſſenſchaftlichen Ernſt, der jedoch von heiteren Scherzen öfter unterbrochen wurde. Für die Vorzeit, reſumirte man ſchließlich, werde ſich aus naheliegenden Gründen das Vorhandenſein von Drächinnen nicht beſtreiten laſſen, was aber ihr Vorkommen in der Gegenwart betreffe und zwar in des Wortes weiteſter Bedeutung, ſo müſſe das eine offene Frage bleiben, die der Einzelne in gewiſſer Beziehung nur von ſeinem individuellen Standpunkte aus beantworten könne, in unſerm Vater-

lande aber, wo die edlen deutſchen Frauen leben, wohl verneinen dürfe. Und ſo bewegte ſich denn die Geſellſchaft im lebendigſten, angeregteſten Geſpräche dahin, als plötzlich wieder um Ruhe gebeten wurde und ein bisher noch unbekannter Hiſtoriker hervortrat, um das frohe Häuflein abermals mit einem wiſſenſchaftlichen Vortrage zu bedenken.

„Wackere Männer und edle Frauen aus aller deutſcher Herren Länder!“ begann er, nachdem ſich die Herren und die Damen lauſchend um ihn verſammelt hatten, „fürwahr, es wäre undankbar und unſerer Seelengröße nicht würdig, wenn wir die Gaſtlichkeit dieſes Hauſes lautlos hinnehmen wollten, ohne ſeiner Bewohner und ihrer Geſchichte ehrend zu gedenken. Vergönnen Sie daher mir, dem Beſcheidenen, der ſeine Freude an manchem Broſamen hat, der von den Tiſchen der großen Hiſtoriker abfällt, vergönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen einiges aus der Vergangenheit der Schweinſteiger mitzutheilen, dieſes alten Geſchlechtes, dem die neuere Forſchung leider noch nicht ganz gerecht worden iſt.

Was die Urgeſchichte der Schweinſteiger betrifft, ſo iſt ziemlich allgemein angenommen, und die Familientradition beſtätigt es, daß ſie von dem erſten Menſchenpaare abſtammen. Später findet man, daß ſie zu den ariſchen Völkern gerechnet wurden, die lange Zeit auf den vorderindiſchen Almen ein angenehmes Hirtenleben führten. Auf welchen Wegen und Stegen ſie allgemach aus dem warmen Morgenlande in dieſen fernen und etwas kühlen Weſten gekommen, das hat das blöde Auge der Geſchichte noch nicht erforſcht, und iſt auch keine Familientradition darüber erhalten. So viel ſcheint gewiß, daß das Geſchlecht, ſobald nur erſt der Audorfer Berg erreicht war, das

Nomadenthum wieder aufgab, und ſich wie früher am Hindukoſch dem Hirtenleben widmete. Doch darf man ſich dieſe Idylle nicht ohne ihre Gefahren denken. Wilde Eber von vorweltlicher Größe — der Hof zu Schweinſteig ſoll ihnen ſeinen Namen verdanken — rannten mordſüchtig durch den Urwald, ungezähmte Auerochſen, nach welchen Aurdorf, jetzt Audorf, benannt worden — machten die Gegend nicht minder unſicher. Außerdem aber muß ich anknüpfend an die Erörterungen des geehrten Vorredners einer längſt verſchollenen Sage gedenken, der Sage nämlich, daß dort in dem ſchauerlich-ſchönen Felſentrichter, in welchen ſich der Crinolinenfall ergießt, ein alter Drachencelibatär ſein Unweſen getrieben habe, den Hirten ebenſo gefährlich, wie den Heerden. Namentlich ſoll derſelbe auch den Wallfahrern aufgelauert haben, welche nach dem heiligen Birkenſtein bei dem nahen Fiſchbachau hinüberpilgerten, nach dem Birkenſtein, wo in vorchriſtlicher Zeit die Bojoaren oder andere Urbewohner jene drei Nornen verehrten, welche, wie uns Herr Profeſſor Julius Braun belehrt, nur eine Verflüchtigung der ägyptiſchen Schickſalsgöttinnen waren. Wenn der Lindwurm damals auf heimlichen Stegen aus der tiefen Felſengrotte dort heraufkam und ſich hier auf der Alm in die Sonne legte, um etliche Pilger zu verſchlingen, wenn er dann praſſelnd in jene märchenhafte Walddämmerung kroch, um ſich vornehm zur Verdauung hinzuſtrecken, und ſchließlich im Drachenſchlummer ſchnarchte, daß die alten Buchen zitterten, — o tiefpoetiſch-romantiſch-reactionäres Bild!

Mit trüben Augen ſoll der Urſchweinſteiger dieſes grauſe Ungethüm betrachtet haben. Mit Kummer fühlte er das Unverträgliche der gegenſeitigen Stellung. Der Drache,

ſeinem Beruf nach Menſchenfreſſer, ſeiner Geſinnung nach ein Ariſtokrat — er, der Urſchweinſteiger, unſer Freund, ein Fortſchrittsmann (als Communiſten ſtigmatiſirte ihn der übermüthige Saurier), nur nach Friede, Freiheit, Sicherheit des Eigenthums trachtend — ſie konnten nicht nebeneinander beſtehen. Mit dem Wurfſpeer und dem Schwerte, mit ſeiner Söhne ſehnigen Armen, mit ſeiner Rüden fürchterlichem Gebiß begann der Muthige den Kampf und — ſiegte: „Todt im Blute lag der Drache", und der Ueberwinder ſtellte ſich frohen Herzens, umgeben von allen ſeinen Lieben, dort auf den grünen Wieſenplan und ſprach mit ausgeſpannten Armen die ſchönen Worte, die wir bei einem ſpätern Dichter gleichlautend wiederfinden:

Frei iſt dem Wanderer nun der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Man ſieht aus dieſen Worten, daß die Schweinſteigeriden damals das angeſtammte Sanskrit bereits aufgegeben hatten und ſich ſchon im beſten Hochdeutſch, vielleicht mit etwas oberbayeriſchem Anfluge oder mit einigen tiroliſchen Kehllauten auszudrücken wußten.

Die Haut des Drachen wurde zwar noch lange in dem Hofe aufbewahrt, ſoll aber ſpäter ebenfalls in einem Brande zu Grunde gegangen ſein. Nach dieſem hat das wackere Geſchlecht hier lange, lange ſeinen Kohl gebaut, bis es plötzlich und ohne zu wiſſen warum, hiſtoriſch wurde. So häufig in unſern alten Urkunden von Prälaten und Rittern, ſo ſelten iſt in ihnen von Ackerbauern und Hirten die Rede, aber die Schweinſteiger gehören zu jenen Felſen, auf welche die bayeriſche Geſchichte ſchon einen frühen

Strahl geworfen. Schon im Jahre 1180, gerade als der erste Wittelsbacher das Herzogthum Bayern erhielt, nennt das Saalbuch der Grafen von Falkenstein den Hof zu Swinstic, und da das Geschlecht noch jetzt davon den Namen führt, so ist kein Zweifel, daß es schon zu damaliger Zeit darauf gesessen ist, so zwar, daß es selbst unserm Regentenhause als siebenhundertjähriger Zeitgenosse in Ehrfurcht die Hand bieten darf, und jedenfalls viel früher erscheint, als so manche andere neuere Familie im Grafen- oder Freiherrnstand, welche sich in der unbehaglichen und für die wahre Vornehmheit immer drückenden Lage fühlt, durch Tugenden und Verdienste den matten Schein des jungen Wappenschildes erhöhen zu sollen.

Im Uebrigen bleibt die Geschichte des Geschlechts allerdings etwas dunkel, jedoch nur scheinbar. Daß Siboto I. von Schweinsteig in der Hunnenschlacht auf dem Lechfelde gekämpft und an der Spitze der Audorfer Bogenschützen wesentlich zum glücklichen Ausgang des Tages beigetragen, daß Siboto II. von Schweinsteig als Herrand von Falkenstein mit Herzog Welf nach Jerusalem zog, seinen Herrn begleitete und eine wunderschöne Saracenin, ein Hoffräulein der uns aus Lessing bekannten Sittah, der Schwester Sultan Saladins, als seine Gattin heimbrachte, daß Siboto III. von Schweinsteig mit Herzog Ludwig und seinen Bayern bei Damiate nahezu im Nil ertrunken wäre, und dabei von einem Krokodil in den linken Fuß gebissen wurde, alles dies läßt sich um so eher behaupten, als das Gegentheil nie bewiesen werden konnte. Minder beglaubigt, aber nur um desto wahrscheinlicher ist es, daß die ganze Familie die allgemeine Bestürzung getheilt, als ihr

angeſtammter Patrimonialherr, der letzte Graf von Falkenſtein, 1272 im Bade erſchlagen worden.

Den Lärm und die Unruhe der nachfolgenden Jahrhunderte wußten die Schweinſteiger klug zu benutzen, indem ſie ſich unbemerkt in mehrere Linien theilten. Schon früher erſcheinen neben den Schweinſteigern von und zu Schweinſteig am Audorfer Berge die nicht minder berühmten Colonen von und zu Schweinſteig an der ſchwarzen Lacke bei Brannenburg. Und wie es ſcheint, einem unwiderſtehlichen Familieninſtincte nachgebend, theilten ſich dann dieſe wie jene wieder in zwei neue Linien, in die vordern und die hintern Schweinſteiger. Dieſe Gleichheit der Bezeichnung verſchiedener Familien und verſchiedener Lokalitäten hat in der oberbayeriſchen Provinzialgeſchichte ſchon viele Verwirrung verurſacht, wie denn in einer neuern Schrift über das bayeriſche Hochland, deren Verfaſſer ſich in unſerer Mitte befindet (hier wendete ſich der Redner gegen Herrn Dr. Steub, welcher ſanft erröthete), die Bildergallerie, die einſt ein Bauer auf dem Hinterſchweinſteig bei Brannenburg angelegt, nach dem Hinterſchweinſteig hier bei Audorf verſtellt wird, eine Angabe, welche, obwohl ſich der Autor auf des heiligen Auguſtin's Spruch: in dubiis libertas beruft, doch immerhin ein lächerlicher Irrthum bleibt. (Hier brach die ganze Geſellſchaft in ein heiteres Gelächter aus, in welches auch der Verfaſſer des Bayeriſchen Hochlands einſtimmte.)

Wir übergehen, fuhr der Redner fort, die Zeiten der Reformation, des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen, der Franzoſen-Kriege und kommen in den Tagen unſers gegenwärtigen Schweinſteigers an, der damals als ein Knabe ſich auf den Almen herumtummelte, und ſeines Vaters

Rinder hütete. Von Jugend auf den Spielen einer regen Phantaſie ergeben, verfiel er in ſeiner Vergeinſamkeit gar früh auf die Gewohnheit, Bücher zu leſen, die bei unſrer alten Bureaukratie, welche ſelbſt nichts darauf hielt, den Landmann leicht unbeliebt machen konnte. Er ging ſchon früh, wenn auch unbewußt, auf den Spuren der Gebrüder Grimm, ſammelte die alten Sagen des Volks von Drachen, Bergmännlein, von verſunkenen Schlöſſern und von dem rothen Golde, das in verborgenen Klüften die Zwerge bewahren. Da die gebildete Bauerſchaft jetzt von ſolchen Dingen nichts mehr hören will und da ihm auch ihr Gerede nicht immer behagte, ſo wurde er im Umgang mit ſeinen Gemeindegenoſſen bald ernſt und wortkarg und hielt ſich lieber an reiſende Romantiker, an wandernde Dichter und Forſcher, was ihm jene ſtellenweiſe ſehr verübelten. Indeſſen wenn er den meiſten auch als ein ſeltſamer Sonderling gilt, den Ruf eines ehrlichen Mannes hat ihm noch niemand ſtreitig gemacht. Für uns Hiſtoriker und Poeten iſt er aber um ſo ſchätzbarer, weil er noch eine der wenigen, jetzt zerfallenden Fundgruben unſres deutſchen Sagenſchatzes iſt.

Im Frühling Anno 48, als ſich alle Geiſter regten, regte ſich auch der unſeres Simon. Er machte ſich zwar wenig Hoffnung, nach Frankfurt gewählt zu werden, aber er wollte doch dem Vaterlande in anderer Weiſe nützen, mit einem Worte, er wollte hier eine Labeſtation für naturliebende Landfahrer errichten. Wer ſich erinnern will, welche Beſchwerden wir heute ſchon auf unſerer Morgenwanderung durch den Mangel jedes kühlenden Getränks erlitten, der wird zugeben, daß dieſer Gedanke ein humaner, ein moraliſcher war. Aber gerade diejenigen, welche

die fürnehmſten Träger der Humanität und der Moral ſein ſollten, haben ihm am wehſten gethan. Wiſſen wir doch alle, daß ihm auch in neueſter Zeit wieder durch eine hohe Stelle, deren Weisheit ſonſt ganz Deutſchland bewundert, ein unerwartetes Leid betraf, das ihm viele traurige Stunden verurſachte. Möge ihm ein guter Gott dieſen Stein von dem Herzen nehmen und ihm ein heiteres Alter verleihen. Wir ſind ja heute hieher gegangen, um ihn zu tröſten und ihm zu zeigen, daß er noch viele Freunde in der Welt hat, die an ſeinem Schickſal Antheil nehmen. Sie aber, werthe Männer und edle Frauen, lade ich ein mit mir anzuſtoßen und zu trinken auf Glück und Heil des ehrenwerthen Geſchlechts der Schweinſteiger zu Hinterſchweinſteig am Audorfer Berg! Und auf langes Leben unſres braven Simon, der in der einſamen Wildniß dieſes Gebirges zuerſt gewagt hat, dem Wanderer, ſo allhier vor den reißenden Thieren, auch vor Hunger und Durſt ſeine Zuflucht geſucht, eine freundliche Herberg mit nahrhafter Speiſ' und ergötzlichem Trank zu gewähren! Simon für immer!"

Ein einſtimmiges Hoch erbrauſte abermals bei dieſen Worten, ging ſchallend durch den Buchenwald und kam wiederhallend zurück von des Brinnſteins rauhen Wänden. Der Schweinſteiger aber ſchritt auf den Redner zu, drückte ihm die Hand und ſprach einige Worte, welche jedoch ſeine Rührung faſt erdrückte.

Dieſer Vortrag gab, wie der erſte, willkommenen Anlaß zu mancherlei Bemerkungen. Der Naturforſcher meinte, daß er dem ſeinigen vielleicht nach der Würde des Gegenſtandes vorzuziehen wäre, nicht aber nach der Gründlichkeit der Forſchung. Namentlich dünke ihm das Krokodil

sehr problematisch, da diese Thiere im Nil nicht nördlicher als bis zur Stadt Dschirdscheh sich vorwagten. Der unbekannte Historiker erklärte, daß er bei der Dürftigkeit des Materials allerdings so manches durch Intuition ersetzt habe, wie das überhaupt in der Geschichtschreibung der Fall sein müsse, aber was die Krokodile betreffe, so dürfe man wohl annehmen, daß ein solches, nachdem Siboto III. von Audorf bis nach Aegypten gefunden, sich leicht auch von Dschirdscheh nach Damiate verrannt haben könnte. Von einigen andern Bedenken gegen die historische Gründlichkeit wollen wir lieber absehen, zumal da der Forscher endlich selbst zugab, daß sich in der Sache noch vieles thun und feststellen ließe. Die Gesellschaft beschloß daher, darauf hinzuwirken, daß die Geschichte der Schweinsteiger der historischen Commission überwiesen werde, welche dann, insofern sich kein hinlänglich vorbereiteter Bayer fände, irgendeinen jungen Mann aus Wangerooge oder der kurischen Nehrung berufen möge, um die Regesten des Geschlechts zusammenzustellen.

Um diese Zeit aber begannen die Gäste leider zu finden, daß der Tag sich neige und sie beschloßen daher, den Heimgang anzutreten. Also thaten die Männer noch einen biderben Umtrunk und nach diesem erhob sich die ganze Gesellschaft, nahm herzlichen Abschied von dem Wirth und seinem ganzen Hauswesen und die Herren und Damen zogen vereint und in heiterster Stimmung dahin und erreichten das friedliche Audorf glücklich wieder im Abendsonnenschein.

Hier aber stellten sich zur rechten Zeit zwei Stellwagen ein und plötzlich riefen die Gefährten wie von einem Geist beseelt: „Nach der Klause, nach der Klause!“

Und so fuhren wir in raschem Trabe nach diesem reizenden Erdenwinkel, den wir schon in unserm vorigen Kapitel gerühmt und kamen an und stiegen aus und wurden aufs freundlichste empfangen. Der wilde Kaiser blühte und glühte in der Sonne letzten Strahlen wie eine ungeheure Pfingstrose und schien nur zu blühen und zu glühen, um auf Anna's und Marien's und auf des alten Wirths Antlitz seine zarten Ricochettröschen niederzulegen, so daß diese anmuthigen Gesichter — wenigstens in unsern Augen — einen ganz eigenen Anhauch von überirdischer Verklärung gewannen und uns alle drei ausnehmend gefielen.

Und also setzten wir uns in den blumenreichen Garten und nahmen einen wohlverdienten Imbiß ein, wozu wieder jener gute Wein aufgetragen wurde, welcher gewöhnlich den müden Trinkern aus Deutschland gereicht wird, die am Verlechzen sind. Und nicht ohne bedeutende Wirkung, zumal da auch mancher, der in der Aschau sich vergessen hatte und im Wasser zu weit gegangen war, hier das Gleichgewicht im Wein wieder herzustellen suchte. Nicht zu wundern daher, daß sich ein sehr feuriges Gespräch entwickelte, ja einige behaupten, die Sprüche, die hier im Thale gefallen, seien noch tiefsinniger gewesen als jene auf der Höhe — nur Schade, daß keiner im Gedächtniß haften geblieben. Jedenfalls aber wurde ein schöner Tag in der fröhlichsten Laune beschlossen.

Dir aber, o Leser, soll unverhalten sein, daß wir den guten Menschen in der Aschau alle versprochen haben, im nächsten Jahre und zwar am selben Tage wieder zu ihnen zu kommen. Wenn du dir daher den mehr erwähnten Tag — es ist aber das Fest Mariä Himmelfahrt, der fünfzehnte August — mit Rothstift im Kalender notiren wolltest,